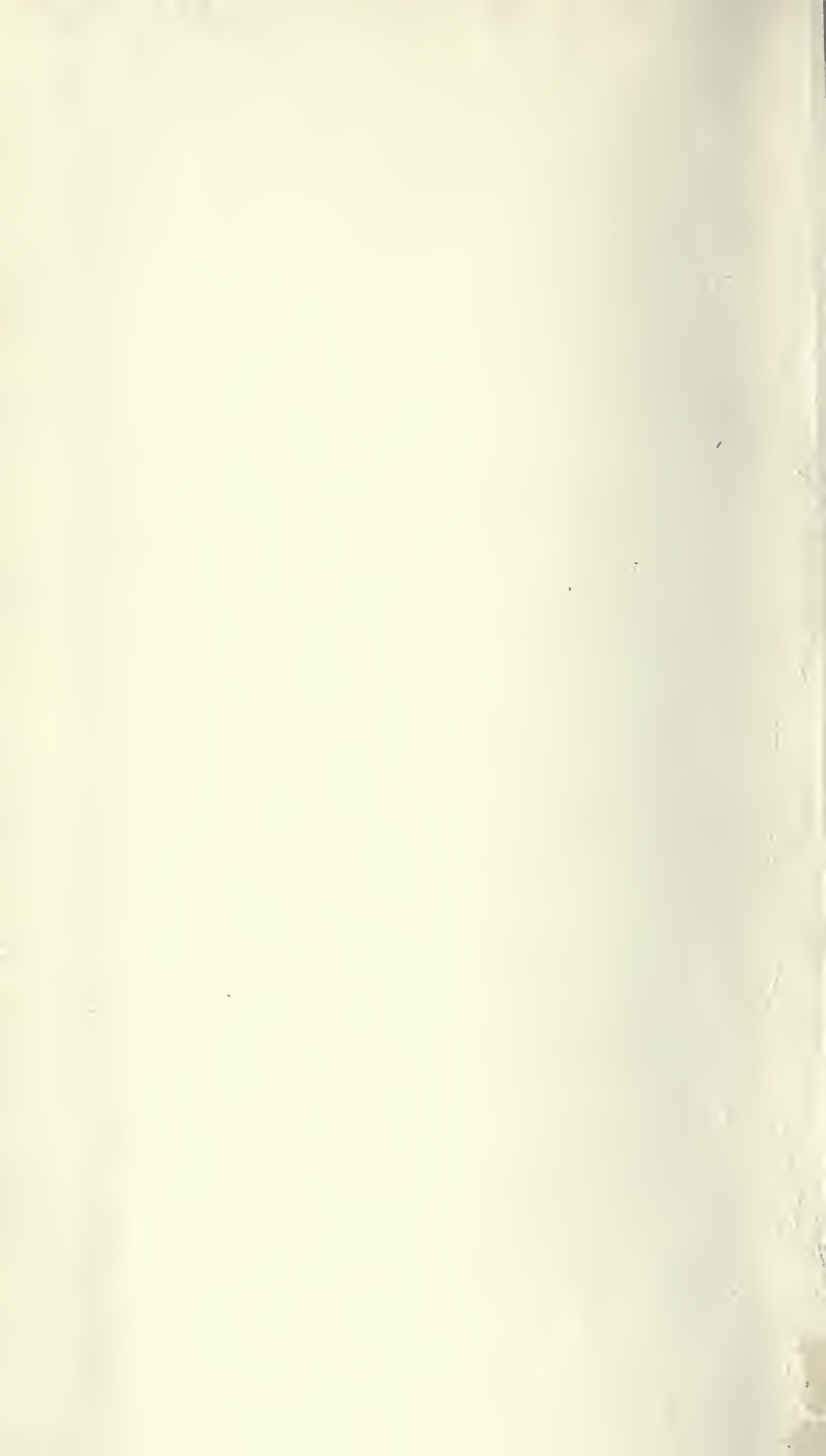








Die neuere

Deutsche National-Literatur

nach ihren ethischen und religiösen Gesichtspunkten.

Zur innern Geschichte des deutschen Protestantismus.

Von

Dr. Heinrich Gelzer,

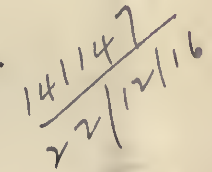
ordentl. Professor an der Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin.

Ὅτι ἐξ αὐτοῦ, καὶ δι' αὐτοῦ, καὶ εἰς αὐτὸν τὰ πάντα.
Ad Roman. XI. 36.

Erster Theil.

Zweite umgearbeitete und vermehrte Auflage.

Leipzig,
Weidmann'sche Buchhandlung.
1847.





„Auch wenn die Kenntnisse ganz in's Einzelne eingehen, hängen sie doch zuletzt immer mit Ideen zusammen die — wenn man sie recht verfolgt — ihren Mittelpunkt nicht mehr in dieser Welt haben."

Wilhelm von Humboldt.

Seiner Excellenz dem Freiherrn

Guido von Usedom

d. Z. Königlich-Preußischem Gesandten beim Päpstlichen Stuhle

in lieber Erinnerung vergangener Tage

gewidmet.

Vorrede zur zweiten Auflage.

Der schon vor mehr als drei Jahren an mich ergangenen Aufforderung zu einer neuen vermehrten Ausgabe des vorliegenden Werkes hatte ich bereits im Sommer 1845 zu entsprechen gehofft; und in der That wurden die Einleitung und das erste Buch ganz so wie sie hier erscheinen schon damals niedergeschrieben und abgedruckt; worauf eine lange Unterbrechung eintrat, durch Aufgaben und Pflichten veranlaßt, unter denen die Vorarbeiten zu einer geschichtlichen Beleuchtung der neueren Krisen meiner schweizerischen Heimath nicht die letzte Stelle einnehmen.

Die freundliche Aufnahme die diesem Buche selbst über die Grenzen Deutschlands hinaus zu Theil geworden schreibe ich vorzugsweise den Gesichtspunkten zu von denen ich ausgegangen und der ganzen Lebensanschauung die darin vorherrscht; auch die Mißverständnisse und Angriffe stammten aus dieser Quelle. Zustimmung und Anfeindung konnten mich nur in der ursprünglichen Ueberzeugung bestärken: daß mein Streben mit einem tiefen Bedürfnisse mit einer ernsten Aufforderung der Gegenwart zusammentreffe; war ich ja selber ohne irgend eine äußere Veranlassung nur durch den Gang meiner innern Bildungsgeschichte zu dem Unternehmen geführt worden, das als Entwurf schon während meiner Universitäts-Jahre in mir arbeitete, und in dieser Schrift nur seinen ersten Ausdruck suchte. In sechs reichen bewegten Jahren die zwischen dem Erscheinen der ersten und der zweiten Auflage verflossen, ist das Wesentliche und Entscheidende in den Grundanschauungen auf denen meine Darstellung ruht weder von außen noch innen erschüttert worden. Im Gegentheile haben alle seitherigen innern Erlebnisse alle Beobachtungen über die das ganze gebildete Deutschland bewegenden geistigen und religiösen Gegensätze

und ihre überall zunehmende Spannung mich immer wieder mit erhöhter Gewißheit zu jenen leitenden Ueberzeugungen zurückgeführt deren lebendige Begründung und Entwickelung mir als Lebensaufgabe gilt.

Wer indessen nicht in guten Treuen ohne vorgefaßte Meinung auf diese Auffassung eingehen kann und mag, der wird immer von neuem die Einwürfe und Mißverständnisse wiederholen auf die ich von vorn herein gefaßt sein mußte; mit ihrer Widerlegung will ich den Leser hier nicht ermüden; im Buche selbst wird der Vorurtheillose die Antwort darauf finden: ob ich ganz Ungleichartiges vermischen und zwischen unversöhnlichen Gegensätzen einen falschen Frieden stiften wolle? ob ich das göttliche Mysterium wahrer Poesie und die wesentlichen Errungenschaften unsrer Bildung verkennend ihnen fremdartige Maß-Stäbe aufdringen möchte? ob ich endlich das Christenthum wie eine fertige Formel behandle die dem plumpsten Hausverstande zur Beurtheilung göttlicher und menschlicher Dinge dürfe überlassen werden? —

Eine wahre gründliche Verständigung wird allerdings mit denen schwer zu erzielen sein die den innersten Ausgangspunct meiner Darstellung weder fassen noch theilen: jene trüben Fanatiker der verschiedensten Art die da nichts wissen wollen von der göttlichen Weite und Tiefe des christlichen Geistes dessen Wesen und Beruf es ist: alle ächten Resultate geistiger Arbeit und Begabung gereinigt in sich aufzunehmen und — mit den sittlichen und religiösen Ideen vermittelt — selbst in den Nächten einer uns vielleicht bedrohenden Barbarei fortzupflanzen. —*) Eben weil ich allen Streit dem nicht wieder eine tiefere Einheit zu Grunde liegt für unfruchtbar halte, habe ich die Polemik gegen andere Standpunkte des religiösen und kulturgeschichtlichen Urtheils nicht in meine Darstellung einweben wollen, da diese für sich selber sprechen soll, auf unmittelbarer Anschauung der Quellen ruhend. — Sollte ich später eine Abwehr gegen einseitige und leidenschaftlich entstellende Angriffe oder eine durchgreifende Auseinandersetzung mit andern Bearbeitern desselben Gegenstandes für nöthig erachten, so

---

*) Näher habe ich mich hierüber ausgesprochen in der Denkschrift: „Die Straußischen Zerwürfnisse von 1839. Zur Geschichte des Protestantismus.“ (1843. Perthes) Seite 94 — 108 und Seite 411 — 420.

würde ich hiefür lieber die Form einer besonderen Streitschrift wählen die das Innerste unsrer Zeit-Tendenzen zu beleuchten hätte. Wenn es sein muß, so wird diese Aufgabe mich nicht ungerüstet finden; da ich nicht erst von gestern her redlich darnach gestrebt: jede selbständige und aufrichtige in der Zeit sich geltend machende Betrachtungsweise des Göttlichen und Menschlichen wiederholt zu prüfen, in ihrem Mittelpunkte wie in ihren Folgerungen zu durchdenken. Eben darum wird das nun zur literarischen Mode gewordene Urtheilen vom hohen Pferde herab eben so wenig Eindruck auf mich machen als das geistlose Parteigeschrei des Pöbels. Wer einmal ganz mit sich Eins geworden, was er im Leben zu suchen habe, und in welchem Sinne er wirken wolle: den schüchtert weder vornehmes Achselzucken mehr ein, noch leidenschaftliche Verkennung noch im Finstern schleichende Verleumdung; nur für die stille heilige im Lärm des literarischen und politischen Marktes oft genug überhörte Sprache der höheren Wahrheit sucht er sich so rein und so empfänglich als möglich zu stimmen.

Diesem ersten Theile (Buch **I** und **II**) wird in kurzer Zeit eine zweite Abtheilung folgen die das dritte und vierte Buch umfassen soll: die Fortentwickelung der religiösen Ideen in ihren verschiedenen Stadien und den Höhepunkt der ästhetischen Kultur in Goethe und Schiller. Für den letzten Band (Buch **V** — **VII**) bleibt die Darstellung der ethischen Ideen in der Literatur der Romantik und der seitherigen Bestrebungen aufgespart. Dem Umfange nach ist diese neue Ausgabe also im Vergleiche zur ersten um das Doppelte angewachsen (Buch **I** ist ganz neu, Buch **II** — **IV** bedeutend vergrößert und überarbeitet, Buch **V** — **VII** wieder fast ganz neu) auch in der Gestaltung des Stoffes und in der Gleichmaßigkeit der Ausführung mag sie für eine neue Arbeit gelten; in dem Grundtone der Gesinnung dagegen und in vielen einzelnen Partien wird man das alte Buch in ihr wiederfinden; auf diese Weise hoffte ich diejenigen zu befriedigen die das Buch in seiner alten Gestalt liebgewonnen, und doch zugleich auch den Ansprüchen entgegenzukommen die von andrer Seite her mit Recht erhoben werden konnten.

Eine französische Uebersetzung dieses Werkes die Herr Eduard Humbert aus Genf unter meinen Augen begonnen, wird — wenn sie in dieser Weise fortgesetzt wird — meine Arbeit mit überraschender Genauigkeit und Gewandtheit nach Frankreich verpflanzen; die

vielseitige Bildung des Uebersetzers, sein feiner Sinn für das Eigenthümliche und Ursprüngliche in Poesie und Philosophie scheinen für den Erfolg seines Unternehmens zu bürgen.

Möge denn dies Buch auch in seiner jetzigen erweiterten Gestalt zu den alten Freunden noch neue gewinnen, zumal dann wenn es einmal vollendet und in seinem ganzen innern Zusammenhange zu übersehen sein wird; möge es vor Allem sich als einen (wenn auch nur geringen) Beitrag zur Lösung der heiligsten und dringendsten Aufgaben unsrer Zeit bewähren! Denn als eine solche betrachte ich jene höhere und freiere Verständigung zwischen den unvertilgbaren Interessen der Religion, der Bildung und des Lebens, woran seit den Tagen der Reformation die edelsten Kräfte von verschiedenen Seiten her arbeiten, und worin die geistig verjüngte deutsche Theologie und Philosophie — jede auf ihrer selbständigen Grundlage — als in ihrem letzten Ziele zusammentreffen müssen. Noch ist zwar die Zeit nicht gekommen (so laut auch Einige das Gegentheil bezeugen mögen) die Kant vor mehr als siebzig Jahren (1774) vorauszusehen meinte, die Zeit wo die Theologie „sich in „dem was sie zu lehren habe die Instruction von den Litteratoren werde einholen müssen" — das aber bleibt unbestreitbar daß sie diesem Loose auf eine segensvolle Weise nur dann entgeht, wenn sie den großen unsre Gegenwart erschütternden und unsre Zukunft bedingenden geistigen und praktischen Problemen in Wahrheit gewachsen bleibt. Versäumte sie dagegen über einem kleinlichen und selbstmörderischen innern Kriege diesen ihren höchsten Beruf, so würde sie dem verdienten Untergange nicht entgehen, bis Gott auf neuen Wegen der Geschichte wieder „aus den Steinen" seine Kinder und seine Boten erweckte. —

Berlin, den 17. October 1847.

Vorwort zur ersten Auflage.

Für die Beurtheilung der vorliegenden Schrift muß ich vor Allem daran erinnern, daß sie aus öffentlichen, im vorigen Winter in Basel gehaltenen Vorlesungen entstanden ist; es geschah nur auf den Wunsch der Verlagshandlung, daß der allerdings ganz unwesentliche Rahmen von Vorlesungen wegfiel, womit freilich noch allerlei, hier ergänzende, dort beschneidende Ueberarbeitung verbunden war. Ein Umstand kam mir bei meinen Zuhörern zu statten, den ich sehr wünschte, auch auf meine Leser übertragen zu können; die Erörterung vieler religiösen und ethischen Vordersätze durfte ich mir ersparen, weil ich bei der großen Mehrzahl der Zuhörer die Bekanntschaft mit meinen früheren Schriften über vaterländische Geschichte und über christliche Ethik*) voraussetzen konnte, in denen die Grundgedanken meiner ethisch-religiösen Ueberzeugungen dargelegt sind. Namentlich mit jenen Vorlesungen über Sittenlehre steht die hier erscheinende Arbeit in engem Zusammenhange: als eine vergleichende Gegenüberstellung der christlich-ethischen Weltansicht mit derjenigen der modernen deutschen Bildung.

Wer mit Einsicht und lauterer Theilnahme auf diese Darstellungen eingeht, wird bald erkennen, worauf es im letzten Grunde abgesehen sei; ich kann hinzusetzen: Alle, die mit mir die Feindschaft zwischen Glauben und Wissen für ein Phantom der Leidenschaft oder der Beschränktheit ansehen; Alle, die jene Kluft zwischen dem Ernste christlicher Ueberzeugung und den ächten Resultaten moderner Bildung für keine unübersteigliche halten — werden mir in den leitenden Grundgedanken zur Seite stehn. Wie ich mir bewußt bin, daß aus innerem Triebe und Bedürfnis mir die hier behandelte Aufgabe erwachsen ist, so vertraue ich der Hoffnung: diese Blätter werden nicht in's Leere fallen, ein Raub der Winde, ein Spiel der Unterhaltung; als ich sie überdachte, als ich sie niederschrieb, war ich von dem Gedanken erfüllt, daß es sich um eine

*) Die Religion im Leben oder die christliche Sittenlehre. Reden an Gebildete. Zürich 1839. — Zweite vermehrte Auflage: Zürich 1846 (S. Höhr).

große, noch lange nicht gelöste Frage unsrer Zeit handle. Wohl weiß ich, daß einem solchen Bestreben von zwei Seiten vielleicht lauter Widerspruch bevorsteht: von einer ängstlichen, dogmatisch gepreßten Form der Religion so wie von dem modernen ästhetischen Paganismus, dessen offene und geheime Anhänger Legion heißen. Ich denke nicht daran, mit derjenigen Frömmigkeit zu rechten, für welche das Bedürfnis nach geistiger Berechtigung ihres subjektiven Gefühlslebens nicht vorhanden ist; weiß ich doch aus eigener Anschauung, daß es Menschen giebt, vor deren innigem Glaubensleben und nie ermüdeter Liebeskraft ich mich willig beuge, denen der zwingende Trieb ganz fremd scheint: das ihnen im Innern unmittelbar Gewisse zur durchgebildeten Erkenntnis zu erweitern. Allein es ist nicht minder wahr, daß solche, unerschütterlich in sich selbst gegründete Menschen überall nur die seltenen Ausnahmen bilden, und daß sie gerade oft am bereitwilligsten das Bestreben anerkennen, auch anderen inneren Bedürfnissen, denen sie nun einmal nicht gewachsen sind, entgegen zu kommen. Denn soll die christliche Wahrheit ihren tiefsten Beruf bethätigen als eine das geistige und natürliche Leben befreiende und verklärende Macht des Geistes, so ist ja klar, daß sie — weit entfernt bei der Befriedigung einiger zurückgezogener Gemüther stille zu stehn — vielmehr der Fülle des Lebens, dem Drang und der Noth, der Begabung wie der Verirrung der Welt in's Angesicht blicken, und auf den innersten Zusammenhang der ihr abgewendeten Richtungen und Absichten eingehen muß. Nur indem sie alles Menschliche umfaßt, wird sie sich als den ewigen Mittelpunkt des Daseins bewähren, zu welchem jedes höhere Bedürfnis und jedes Zeitalter zurückkehren muß. Auch vor dem offenen Meere einer sich unabhängig erklärenden Gedankenwelt wird sie nicht zurückbeben; sie wird auf alle sich verworren durchkreuzenden Grundstimmungen aufmerksam horchen, wie sie sich in unsrer Literatur abspiegeln; eine Ueberzeugung, welche darauf verzichtete die ihr entgegengesetzten Weltbetrachtungen bis in ihre geheimsten Wurzeln zu durchschauen und zu überwältigen, würde niemals auf universelle Geltung Anspruch machen können. Wie aber dürfte eine Ueberzeugung, die sich der Verheißung freut, in alle Wahrheit geleitet zu werden, sich ängstlich scheuen, jeder Entfaltung des geistigen Lebens gegenüber sich als die höchste Wahrheit zu bewähren, mit ihrem göttlich-menschlichen Maße jede Höhe und Tiefe des Geistes zu messen? —

In dem Sinn etwa würde ich auf jenen Widerspruch der einen Seite antworten, wohl erwägend, daß hiebei nicht der Inhalt des Glaubens, sondern nur die Form desselben und der Umfang des geistigen Horizontes uns trennen. Sehr verschieden hievon würde sich mein Verhältnis zu dem andern, oben bezeichneten Gegensatze stellen, zu dem selbstbewußten modernen Heidenthum, dem

philosophischen und poetischen, seinen beiden Haupt-Logen in der deutschen Literatur der Gegenwart. Von dorther tönt die Versicherung zu uns herüber, daß man auf der Höhe der Bildung, die Verlebtheit des Christenthums durchschauend, eines neuen Heiles warte; daß die reiffste Frucht aller modernen Cultur an dem Stamme des Christenthums, das sich doch nur als untergeordnete Stufe erweise, nicht länger gedeihe, und daß nur in dem Auseinandergehen des Glaubens und Wissens, des Christenthums und der geistesreifen Cultur, der rechte Fortschritt zu suchen sei *). So würden also ein bildungsfeindlicher methodistischer Puritanismus und ein philosophisch-ästhetischer, unchristlicher Radikalismus sich brüderlich die Hände reichen, um das in unheilbare feindliche Gegensätze aus einander zu reißen, was gerade in seiner Wechselwirkung, in seinem Zusammengehören den höchsten Vorzug der neuen Zeit, und den Sieg der christlichen Bildung über die antike in sich schließt. Uns muß ein solches secirendes, das geistige Leben der Gegenwart in seine Elemente zersetzendes Streben wie Verwesungs-Geruch anwidern; und im entschiedensten Widerspruch dagegen haben die hier mitgetheilten Studien ihren lebendigen Mittelpunkt eben in dem Bemühen, die Nerven aufzusuchen, welche den bleibenden Gehalt unsrer Cultur mit dem Ewigen des Christenthums schon jetzt verknüpfen, oder einst noch zusammenführen werden. —

Ueber die Ausführung im Einzelnen hätte ich Vieles zu bevorworten. Wer mit den hier besprochenen Schriftstellern durch eigenes Studium näher vertraut geworden, den wird vielleicht die Menge der Citate befremden; mir aber lag viel daran, die Eigenthümlichkeit und Gesinnung eines jeden, wo möglich, in seinem eigenen Ausdrucke, in seinen Worten durchscheinen zu lassen; die Art, wie in neuester Zeit Mehrere über die größten Namen unsrer Nation geurtheilt haben, während sie auf jeder Seite den Mangel jeder selbständigen Anschauung und Kenntnis des Beurtheilten verriethen, mußte mir diesen Wunsch nur noch näher legen. Der Kundige wird bald erkennen, ob momentane Eindrücke oder ein Jahre lang fortgesetzter innerer Umgang mit unsrer klassischen Literatur mein Urtheil leiteten. — Am mißlichsten möchten die bedeutenden Lücken meiner Arbeit erscheinen; allein es waltete auch hierin wohlüberlegte Absicht; die eindringendere Beleuchtung der hier nur in einigen Umrissen gezeichneten Romantik und ihrer seitherigen Entwickelungen sollen — wenn Gott Kraft und Leben

---

*) „Also lasse der Glaubende den Wissenden, wie dieser jenen, ruhig seine Straße ziehen; wir „lassen ihnen ihren Glauben, so lassen sie uns unsre Philosophie; und wenn es den Ueberfrommen „gelingen sollte, uns aus ihrer Kirche auszuschließen, so werden wir dies für Gewinn achten; „falsche Vermittlungsversuche sind jetzt genug gemacht; nur Scheidung der Gegensätze kann weiter „führen.“ — Strauß. Die christl. Glaubenslehre B. I. S. 356.

schenkt — den Gegenstand einer künftigen besonderen Bearbeitung bilden, die ich vielleicht als eine zweite Abtheilung an diese erste reihen werde.

Schließlich mein herzlicher Dank den Freunden, deren Gespräche, oft beipflichtend oft einwendend, freundlich meine Aufgabe fördern halfen!

Dürfte man an Vorbedeutungen glauben, so hätte ich eine glückliche für das Schicksal dieser Schrift in der Aufnahme, welche die Vorträge, aus denen sie entstanden ist, im verflossenen Winter in Basel fanden, wo — bei aller Verschiedenheit der Bildung und Gesinnung — sich doch übereinstimmend für höhere geistige Anregung eine ausdauernde Empfänglichkeit erfreuend bewährte. — Hoffentlich gereichen diese Blätter puritanischer Engherzigkeit und atheistischer Herzlosigkeit gleich sehr zum Aergernis; denen aber, die aus der Wahrheit sind, und in der Wahrheit die Freiheit fanden, seien sie an's Herz gelegt! —

In den Bädern zu Baden im Aargau. — Den 6. September 1841.

Inhalt.

Seite

Vorwort zur zweiten und zur ersten Auflage.

Einleitung 1

Ueberblick des Bildungsganges der deutschen Literatur seit dem fünfzehnten Jahrhundert 9

Hutten; Luther; Hans Sachs; Fischart.
Opitz; Spee; Ang. Silesius; Gryphius; Zesen; Schupp.
Die zweite schlesische Schule.

I. Erstes Buch.

Uebergangs-Periode im achtzehnten Jahrhundert von Haller bis Klopstock 25

Erster Abschnitt 29

Die Literatur unter der Herrschaft religiöser Ideen.

Haller 29
Gellert 37
Uz 61
Liscow 67
Rabener 76
Kästner 80

Zweiter Abschnitt 89

Die naturalistische Richtung in der Literatur.

Hagedorn (Rost) 89
Gemmingen 94
Michaelis 101
Uz 104
Gleim 106
J. G. Jacobi 119
Gerstenberg 124
Pfeffel 125

Dritter Abschnitt 132

Das Erwachen des politischen Bewußtseins in der Literatur.

Erstes Capitel: Der preußische Patriotismus . . . 132
Gleim 132
Kleist 136
Ramler 139
J. G. Jacobi 142
Die Karschin 144
Denis (der anti-preußische österreichische Patriotismus 151
Zweites Capitel: Der allgemein-deutsche Patriotimus (Uz) 155
Drittes Capitel: Innere Reform-Bestrebungen . . 158
Haller 159
Gemmingen 160
J. G. Jacobi 161
Uz 162
Gleim 165

II. Zweites Buch. Seite.

Die gleichzeitige Entwickelung des christlichen und des antiken Princips. Die Neubelebung des Christenthums des Humanismus und des Naturalismus in der deutschen Literatur 173

Erster Abschnitt 175
Die Erneuerung des christlichen Princips durch Klopstock und Hamann.
Klopstock 176
Klopstock's Schule (Vorgänger Freunde und Nachahmer) 193
Bodmer 193
Naumann 194
Zachariä 195
Gottsched 196
F. C. v. Creuz 196
Zachariä 197
Joh. Ad. Schlegel 198
Joh. Andr. Cramer 199
J. A. Ebert 200
Klamer Schmidt 201
Joh. El. Schlegel 202
Cronegk 202
Gerstenberg 203
Hamann 204
Oetinger 229

Zweiter Abschnitt 231
Die Neubelebung des antiken Princips durch Winckelmann und Lessing.
Winckelmann 232
Lessing 247

Dritter Abschnitt 300
Die Verbindung der christlichen und der antiken Bildung in Herder.

Vierter Abschnitt 342
Der Rückfall in den Naturalismus durch Wieland.
Wieland 343
Wieland's Schule 380
Blumauer 381
Alxinger 382
Trenk 383
Nicolai 384
Heinse 385
Meißner 386
Thümmel 386

Einleitung.

Verständigen wir uns zuerst über unsre Aufgabe und über die Art ihrer Lösung. Bei der Besprechung der Literatur eines Volkes lassen sich drei Gesichtspunkte denken, von denen das Urtheil ausgeht: entweder ist dies der ausschließlich ästhetische, wo nach dem Gesetze der künstlerischen Schönheit allein gefragt, jeder andre Ausgangspunkt der Betrachtung ausdrücklich als ein fremdartiger ausgeschieden wird; oder es ist der geschichtliche Standpunkt. Dieser faßt die Literatur mehr als das Erzeugniß einer bestimmten Zeit, als das Resultat einer gewissen Bildungsstufe, als eines der Elemente, welche den geistigen Inhalt einer geschichtlichen Periode bedingen, und worin die tieferen innerlichen Richtungen einer Zeit sich abspiegeln. Es liegt am Tage, daß bei der ersten Auffassungsweise (der ästhetischen) die Selbständigkeit des dichtenden Geistes, die unabhängige nur einem ihr innewohnenden Gesetzgeber gehorchende Stellung der Literatur am bestimmtesten vertreten wird; während die geschichtliche Anschauung nothwendig ein größeres Gewicht auf die gegebenen Bedingungen legt, unter welchen die Literatur sich entwickelte; also auf den Grund und Boden, in welchem sie wurzelt und sproßt. —

Neben dem rein ästhetischen und historischen Standpunkte ist aber noch ein dritter denkbar und berechtigt, der jene beiden voraussetzen fordern anerkennen, aber bei ihnen noch nicht stille stehen wird: der ethische und religiöse Gesichtspunkt. Dieser fragt nicht zunächst nach dem ästhetischen Werthe eines literarischen Kunstwerkes oder nach den geschichtlichen Verhältnissen, in welchen dasselbe in's Leben trat (beides überläßt er einer andern selbständigen, von ihr ganz unabhängigen Besprechung), er sucht vor Allem in dem Dichter den Menschen nach seinen tiefsten, innersten entscheidendsten Beziehungen. In der dichterischen Schöpfung sucht er den verborgenen Lebensgeist, aus welchem sie entsprungen und worin sie athmet; er forscht nach den geistigen Voraussetzungen, nach den Grundanschauungen, von denen ein Dichter oder eine ganze Generation im Hervorbringen und Beurtheilen geleitet wurde; er verlangt Aufschlüsse über das zarteste und tiefste Verhältniß, was

im Grunde einer jeden Seele, wie im Innern einer jeden Literatur lebt: das Verhältniß zwischen den geistigen Trieben und Bedürfnissen der freien Persönlichkeit und den objektiven Mächten und Gesetzen des Lebens; zwischen der poetischen Befreiung und Erhebung des individuellen Bewußtseins und dem ethischen Ernste, der religiösen Weihe des menschlichen Daseins.

Denn hier liegt einer der Knotenpunkte, den keine tiefer angelegte Natur umgehen kann, so mannigfaltige Lösungen auch schon versucht und mißglückt sind. — Wem Alles am Gewinn einer ursprünglichen lebenskräftigen Ueberzeugung gelegen ist, wer einen Kern von Wahrheiten sucht, die ihn in alle Verwirrung der Welt begleiten: der wird nicht ruhen, bis er über diese Fragen Licht hat. Denn allerdings ist die Poesie in ihrer tiefsten Voraussetzung: Freiheit, und in ihrem ursprünglichsten Wesen, in ihrer mächtigsten Lebensäußerung: Begeisterung; eben deßhalb kömmt sie mit dem ethischen und religiösen Gebiete in unausweichliche Berührung; keinem Menschen von kräftigen, ursprünglichen Seelen-Anlagen kann jene Wechselwirkung verborgen bleiben. Ist Poesie die Freiheit des unmittelbarsten persönlichen Lebens: so tritt ihr das entwickelte ethische Bewußtsein mit dem bestimmten Anspruche entgegen: ganz allein die Freiheit zu besitzen und zu gewähren, die weder mit der Würde der sittlichen Reinheit noch mit den unerschütterlichen Grundbedingungen des Lebens entzweie. — Ist die Poesie ferner (wie wir angenommen) in ihrer eigenthümlichsten und wahrsten Wirkung: Begeisterung — so begegnet sie auf ihrem Wege nothwendig dem religiösen Bewußtsein; denn auch die Religion, wo sie nicht in den Windeln eines geistlosen Gewohnheitsglaubens erstickte, ist in der einen ihrer reinsten ewigen Wurzeln (die andre liegt im Gewissen) eben auch Begeisterung. Die Begeisterung der Creatur, die ihres Ursprungs aus ewigen Quellen inne wird, und aus allem Schein und Traum zum Wesenhaften, zum wahrhaft Wirklichen hinstrebt.

Haben wir also in der Tiefe beider Richtungen (der ethischen und religiösen) einen innigen Zusammenhang und nothwendige Berührungen mit den ursprünglichsten Anlagen des poetischen Bewußtseins nachgewiesen — so ist damit, wie jeder Einsichtige bemerkt, nicht die Behauptung ausgesprochen, die ohnehin mit der Erfahrung schwer in Uebereinstimmung zu bringen wäre: daß von vornherein schon im Leben das richtige Verhältniß zwischen beiden Gebieten, dem poetischen und ethisch-religiösen gegeben und anerkannt sei. Im Gegentheil trennen sich hier oft die Ansichten so scharf, wie selbst in der Politik und

in der Religion die Gegensätze sich nicht schroffer gegenüber stehn. Die literarischen Urtheile von den drei besprochenen Standpunkten aus machen nicht selten den Eindruck eines Krieges Aller gegen Alle; und selbst im praktischen Leben ist ein bald bewußtes bald instinktartiges Gefühl von der Bedeutung, von dem anscheinenden Widerspruche jener Richtungen vorhanden. Um von dem unausrottbaren Widerwillen des öden, nüchternen Spießbürgerthums gegen alle Poesie gar nicht zu reden: so hegen doch auch edlere Naturen, ganz von einer ethischen Weltanschauung beherrscht, nicht selten ein tödtliches Vorurtheil gegen alles Dichterische, weil sie darin ein geheimes auflösendes Gift, eine Entnervung der festen sittlichen Fugen des innern Menschen befürchten. Umgekehrt herrscht in dichterischen Kreisen zuweilen die Voraussetzung: als ob Ethisches und Poetisches sich wie ängstliche Gebundenheit und freudige Freiheit gegenüber ständen, so daß fast immer das Eine nur auf Kosten des Andern könne angebaut werden. Noch verworrener durchkreuzen sich die Widersprüche auf religiösem Gebiete; während hier die Einen fordern, daß jede Dichtung sich durch eine ausdrückliche christliche Nutzanwendung beglaubigen müsse, halten Andre die religiöse Anschauung für eine dumpfe Stickluft, in welcher der Poesie sofort der freie Athem ausgehe. Noch Andre verwischen jede Unterscheidung von Religion und Poesie, und zwar so daß bald alles Religiöse als Poesie angenommen, bald so daß alles Poetische als Religion empfunden wird.

Wir haben gesehen, im praktischen Leben begegnet uns fast überall in der Würdigung des Verhältnisses zwischen dem ethischen, religiösen und dem poetischen Gebiete eine babylonische Verwirrung. Aber auch für die tiefer gehende, wissenschaftlich durchgebildete Betrachtung ergeben sich die wahren befriedigenden Gesichtspunkte nicht auf den ersten Blick. Mit der Anerkennung, daß der poetische wie der sittliche und religiöse Sinn in unzerstörbaren Anlagen der menschlichen Natur, also in einer göttlichen Ordnung gegründet seien — wäre zwar schon viel Mißverstand und Unverstand beseitigt, aber doch nur der erste Schritt zur Lösung der Frage gethan. Der eigentliche Kampf, die schwere innere Arbeit beginnt erst da, wo die Macht und der Zauber der Poesie uns in Zwiespalt setzt mit den Grundanschauungen unseres sittlichen oder religiösen Bewußtseins; oder wenn unsre Auffassung menschlicher und göttlicher Dinge noch, gebunden durch den starren Zwang des moralischen Gesetzes und des unvermittelten Dogma, an innerer Einseitigkeit und Dürre leidet, so daß die Fülle und Freiheit der Poesie nur als Versuchung und Verführung an sie herantritt, da sie doch als die Ergänzung und

1*

Beseelung einer probehaltigen Weltansicht gefaßt werden sollte. — Im ersten Falle ist „geniale Frivolität", sittliche Auflösung oft die Folge des ungelösten Conflikts, und wenn dies nicht, doch ein Mißton der den innern Sinn quält, die sittliche Zuversicht untergräbt; im zweiten Falle entsteht ein bald puritanisches, bald krankhaft religiöses, bald philisterhaftes Sich=Verschließen gegen reiche Bildungsströme unsrer Zeit und unsres Volkes.

Gewiß wird ein gesunder Sinn, wird eine höhere Bildung vor diesem doppelten Abwege schützen; aber davor vermögen sie nicht zu schirmen, daß an vielen Stellen der Literatur, wenn wir das letzte Wort der Beurtheilung suchen, uns die Entscheidung aufgedrängt wird: ob wir unsrer sittlichen und religiösen Ueberzeugung in vollem Ernste die höchste Stelle in unserm Sinnen und Denken einräumen? Eine Ueberzeugung, die nur als etwas Empfangenes, Auferlegtes an uns hängt, wird freilich nie in diesen Fall kommen, sie wird die Frage, um die es sich hier handelt, gar nie aufwerfen. Wo aber der sittliche und der religiöse Glaube frei im Innern lebt als höchster Ausdruck der gesammten Persönlichkeit, wo er uns so eigen wird wie der lebendige Athem dem pulsirenden Herzen: da erwacht eben unabweisbar jener Drang nach einem harmonischen Verständnisse, nach einer durchgreifenden in sich zusammenhängenden Betrachtung, mit Einem Worte: nach Einheit des innern Lebens. Der geistig energische Mensch muß die Halbheit unerträglich finden, die mit dem Einen Auge bewundert, was sie mit dem andern verurtheilt; die heute ästhetisch schwelgt, und morgen den Gegenstand ihres künstlerischen Genusses vor dem sittlichen Richterstuhle anklagt oder vor dem religiösen verurtheilt. Wem der Sinn für das Ewige und Heilige aufgegangen, der kann ihn nirgend mehr beseitigen; wen die Majestät der ethischen Ideen einmal wahrhaft erfüllt, den begleiten sie überall hin; und wem das Geheimniß der Poesie sich aufgeschlossen, der ist ganz und überall für ihren Zauber offen. Aber niemals wird, wo jene drei Grundtöne in Einer Seele sich vereinen, bald der eine bald der andre sich verläugnen oder opfern lassen; einer wird herrschen müssen; und nur ein Feigling könnte sich einer solchen Entscheidung Zeitlebens entziehen.

Diese Fragen sind von so zähen Vorurtheilen, von so vielen Widersprüchen umwoben, daß sich eine längere Erörterung nicht vermeiden ließ, wenn der Standpunkt, den wir vor Augen haben, in das rechte Licht treten sollte. Aus dem Bisherigen ist es schon klar, welche gewichtige Forderungen wir an die Betrachtung der Literatur auf diesem

Standpunkte stellen, und in wie engem Zusammenhange wir sie mit dem Verständnisse des Lebens denken. Mit der Geschichte hat die Literatur dann dies gemein, daß sie uns in die Tiefen der menschlichen Brust einführen, alle Größe und allen Jammer unsrer innern Geschichte enthüllen soll. Nur in diesem Sinne scheint uns eine einläßliche Beschäftigung mit der Literatur „des Schweißes der Edeln" werth; dann wird sie mit ein wesentlicher Theil der Kunst, deren Studium nie aufhört: der Kunst des wahren Lebens. — Wen ein längerer Umgang mit unsrer Literatur auf derselben Stelle läßt; wen sie nicht im Innern faßt und zu einer neuen innern Umschau, zur Klarheit über sich und andre hindrängt — der mag seine Zeit als verloren ansehen! —

Letztere Behauptung gilt namentlich von der neueren deutschen Literatur, die, wie keine andere, einen Schatz von geistigen Ereignissen, von Kämpfen und Erfahrungen in sich schließt, der uns einen neuen erstaunten Blick in die wunderbare Tiefe der Menschheit und in den Reichthum des deutschen Geistes werfen läßt. — Mit Freuden denk' ich noch des Wortes eines geistvollen britischen Schriftstellers, der mit Begeistrung versicherte: „Ich weiß nicht, was aus mir geworden wäre, hätte ich nicht noch zur rechten Zeit die Klassiker der neueren deutschen Literatur kennen gelernt. Hier erst fand ich wieder einen Ausgang aus der geistigen Oede, in der ich hungerte; hier erst wieder einen lebendigen Beweis, daß die Brunnen des geistigen Lebens noch nicht versiegt sind." —

Hat unsre Literatur nun auch nicht die Macht und den Reiz der Neuheit für uns wie für den Briten: so kann sie dennoch eine ähnliche Wirkung auch auf den Deutschen ausüben, sobald ihm die innern Bedingungen dazu nicht fehlen: Frische des Herzens und Durst nach Aufschluß über die tiefsten Probleme des Lebens. —

Mit dieser mehr philosophischen (ethischen und religiösen) Betrachtungsweise der Literatur verbinden wir eine geschichtliche, uns eben so nahe liegende. Die große literarische Bewegung, welche seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts eine neue klassische Epoche unsrer Literatur begründete, war im Grunde nur ein Glied der umfassenden Umgestaltung fast aller Gebiete des deutschen geistigen Lebens, welche in jener Zeit zuerst deutlich hervortrat. Der deutsche Protestantismus gieng damals einer neuen Bildungsstufe entgegen; und eben in dieser Epoche-machenden innern Umbildung desselben wirkte die neue deutsche Poesie als eines der wichtigsten geistigen Elemente mit; wie dann neben und nach ihr die neue Philosophie, die Philologie und die Geschichte nach dem gleichen Ziele hinarbeiteten.

In der deutschen Philosophie war schon durch Leibnitz und Wolf das Bedürfniß nach einer Einheit oder Vermittlung des Erkennens und Glaubens geweckt und gefördert; aber der eben erst aufsprudelnde Quell ächter philosophischer Forschung schien bald wieder in der Flachheit der Popularphilosophie verschüttet zu werden, bis Kant dieser Halbheit ein Ende machte und dem forschenden Geiste erst wieder die Thüre zu einer tieferen Erfassung der philosophischen Aufgaben öffnete. In dieser kritischen Zucht des Gedankens sollte der deutsche Geist zu neuen Thaten befähigt werden. Aus der Sichtung und Kritik alles Bestehenden ergab sich die Befreiung des subjektiven Geistes, aber auch die Vertiefung der Selbsterkenntniß. Es war die folgenreichste geistige Revolution für die Rechte der Subjektivität gegen das Objektive; der Geist, wieder in die Mitte der Dinge gestellt, war „nun die Sonne, um die Alles sich drehte."

Lag nun auch eine große Demüthigung für die Vernunft darin, daß Kant sie in so enge Grenzen zurückwies, so wurde doch eben dadurch die Forschung nach dem wahren Verhältnisse von Wissen und Glauben in den Nachfolgern, Fichte, Schelling und Hegel nur um so lebhafter angeregt. Seinem sittlichen Enthusiasmus verdankt die Philosophie eine ihrer größten entscheidendsten Wahrheiten: daß im Sittengesetze, im Gewissen eine unantastbare Autorität walte, die über allen Schwankungen und Irrungen des Gedankens als oberste Aufsicht wache. Hierin war neben der Skepsis eine Quelle der Gewißheit, ein positives Element gegeben, das reiche Zinsen trug. Fichte trieb dann die Energie beider Richtungen, des Erkennens und des Willens auf ihre äußerste Spitze, bis diese brach, und eine neue Bahn betreten wurde.

Neben der Poesie und der Philosophie machte sich als ein drittes Element der neuen Bildung die Philologie und Kritik geltend. Man sah die Denkmäler des Alterthums mit andern Augen an; das Alterthum wurde wieder als ein Ganzes angeschaut, nicht blos aus dem Buchstaben, sondern aus der Anschauung des Lebens erläutert. An die Stelle der dumpfen Vergötterung der alten Schriftwerke trat ein frischer Natursinn, der sie nicht mehr als unerreichbare Autoritäten, sondern als hellere oder trübere Zeugnisse einer ganzen Zeit ansah, als Glieder und Bruchstücke eines geistigen Ganzen genoß.

Wie zu den Urkunden der klassischen Welt, so trat man auch zu den Denkmälern des orientalischen Alterthums mit ganz andern Voraussetzungen als bisher; auch in der Bibel hob man nun mit Vorliebe die geschichtliche, menschliche statt der theologischen metaphysischen Auffassung hervor.

Als ein viertes Element der geistigen Umwälzung des vorigen Jahrhunderts betrachten wir die neue universelle Geschichtsbetrachtung. Die Geschichte wurde wieder zu einem Spiegel des Lebens und der Menschheit; statt der früheren starren absoluten Gesichtspunkte machte man das fließende Moment, die Beweglichkeit und Mannigfaltigkeit in der universellen geschichtlichen und menschlichen Entwicklung geltend.

Erst aus diesem Streben konnte einer der kühnsten Anläufe des deutschen Geistes hervorgehn: die Philosophie der Geschichte.

So viel nur als Andeutung der Stellung, welche die neuere deutsche Literatur als ein Faktor des deutschen Protestantismus einnimmt.

Wie Frankreich für das politische Leben den Charakter der neuen Zeit (von Friedrichs des Großen Tode bis zum Sturze Napoleons) bestimmte, so trat damals für das geistige Leben Deutschland in den Vordergrund; entschied sich dort das Schicksal der Staaten, der äußern Existenz, so blieb die Bewegung der Geister, das Schicksal der innern Existenz durchaus der deutschen Nation zugewiesen.

Dreimal hat die deutsche Literatur, im Genusse eines selbständigen Daseins, sich zu einer bedeutenden Höhe gehoben: zur Zeit der Hohenstaufen, in der Reformation und seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts. Jedesmal läßt sich bemerken, daß sich gleichzeitig in der Nation ein erhöhtes Bewußtsein ihrer äußern Geltung und ihres innern Werthes entwickelt hatte. Soll der Mensch zu einer freudigen Darstellung seines geistigen Inhaltes gelangen, so bedarf er eines gewissen Selbstvertrauens, des festen Glaubens an eine unabweisbare, auf ihm ruhende Bestimmung. Von persönlicher Eitelkeit, von kränklichem Dünkel ist dies so entfernt, daß es vielmehr der aufrichtigsten Demuth eines anspruchlosen Gemüths am ehesten sich beigesellt. Ein gewisser Grad von Unabhängigkeit bleibt immer erforderlich; wer sich vollständig und schön äußern will, der darf sich nicht endlos mit äußern Hemmungen, mit der Noth des Lebens abquälen; wenn es auch unläugbar ist, daß eine Zeit lang jener Widerstand der Verhältnisse auf ein tüchtiges Gemüth die wohlthätigste Wirkung ausüben kann. — Dies gilt wie von Individuen, so von Nationen. Ein völlig danieder gehaltenes, politisch und ökonomisch gedrücktes Volk wird nie eine großartige, neue Wege eröffnende Literatur hervorbringen.

Die Blüthe der deutschen Literatur im Mittelalter fiel in die Zeit der Hohenstaufen, als die deutsche Nation sich für die erste europäische

ansehen durfte, als der Kampf mit Orient und Pabstthum einen Reichthum neuer Ideen schuf, und auf dem Grunde eines hohen politischen Ansehens rasch die Entwickelung einer neuen Bildung sich ankündigte.

In der Reformations-Zeit hatte die politische Ueberlegenheit der Nation aufgehört; ihre Einheit war untergegangen in dem Aufkommen der Fürsten-Macht, in den Privatabsichten der Kaiser für die Mehrung ihres Hauses; sogar ein ganz undeutscher, von der Nation nie geliebter Fürst, Carl V, trug damals die Kaiserkrone; seine Thaten rechneten die Spanier sich zum Ruhme an, nicht die Deutschen. So begann schon damals eine Wendung, die später immer stärker hervortrat: die Einbuße an politischer Macht sollte den Deutschen durch geistigen Einfluß ersetzt werden. Diese folgenreiche Wendung entschied sich mit der Reformation, die nirgend so wie in Deutschland eine Sache des Geistes des Glaubens des Wortes war. Darum machte anfänglich der beste Theil des Volkes sie zu seiner Angelegenheit, ein religiöses Interesse wirkte mit einem nationalen in Einklang; Luther und die Gleichgesinnten vertheidigten gleichermaßen die Freiheit des Evangeliums gegen die Menschensatzungen des Pabstthums wie Ehre und Recht deutscher Nation gegen Tücke und Tyrannei der Wälschen.

Es war von außerordentlicher Bedeutung, daß auf diese Weise ein religiöses Prinzip, das geistliche Recht des christlichen Individuums, die schönsten geistigen Kräfte der Nation vereinigte; daß die tiefsinnigsten, in das Innerste des Menschen greifenden Ideen einem ganzen Volke an's Herz gelegt wurden. Seit der Reformation ist es ausgemacht, daß die geistige Arbeit Deutschlands eben so sehr eine religiöse wie eine wissenschaftliche Aufgabe habe; in der Vereinigung beider liegt die wahre Bedeutung der Mission des deutschen Geistes. — Die zwei wesentlichen Bedingungen einer ächten National-Literatur hatten sich eingefunden: ein großer Gegenstand und die allgemeine Empfänglichkeit dafür.

In der Mitte des vorigen Jahrhunderts vereinigten sich jene Einflüsse, die politischen und moralischen, um eine neue Epoche herbeizuführen, deren Folgen noch lebendig fortwirken. Den von Friedrich II ausgegangenen politischen Aufschwung begleitete ein nationales Selbstgefühl, das sich gegen den französischen Geschmack so kräftig auflehnte, wie es im Reformations-Zeitalter den römischen Geschmack zurückgewiesen hatte. Der religiöse Ernst der Reformatoren erstand wieder als Morgenröthe eines neuen Tages in der Gesinnung und Poesie der Haller, Gellert, Klopstock u. A.

Ueberblick

des Bildungsganges der deutschen Literatur

seit dem fünfzehnten Jahrhundert.



Ueberblick des Bildungsganges der deutschen Literatur seit dem fünfzehnten Jahrhundert.

Der Strom einer neuen Bildung und Lebensansicht, der im fünfzehnten Jahrhunderte eine neue Zeit vorbereitete, hatte sich in zwei Betten über die deutsche Nation ergossen, indem er sich sowohl der religiösen als der literarischen Tendenzen bemächtigte. Gleichzeitig als die geistigen Adern des religiösen Denkens und Lebens sich mit neuem Blute erfrischten, bildete sich die Literatur um, die wissenschaftliche und dichterische Auffassung des Lebens wurde zum Organe der neuen Ideen und Tendenzen. Wie sich in der religiösen Literatur jener Zeit eine an die Geschichte, die Offenbarung sich anlehnende und eine andre unabhängige sich auf sich selbst stellende Richtung unterscheiden lassen, so wiederholt sich Aehnliches in der weltlichen Literatur: der humanistischen Bildung gegenüber, die ganz ausschließlich auf dem griechischen und römischen Alterthume beruhte — schöpfte die populaire oder nationale Richtung vorzugsweise aus dem Schatze des eigenen Volksgeistes.

Hutten bildete die Vermittlung beider Richtungen; aber er vermochte nicht, beide auf eine glückliche und entscheidende Weise für die Reformation zu gewinnen, für die Reform, die er so freudig als die Zeit begrüßte: „wo die Wahrheit von neuem geboren sei, und der Betrug seinen Schein verloren habe.“ — Weil er in heftiger Leidenschaft sich selbst und sein Werk überstürzte, und (was damit eng zusammenhängt) weil er nicht in die tieferen Impulse Luthers und der religiösen Bewegung einzudringen wußte, so war seine Wirkung im Leben wie in der Literatur eine schnell vorübergehende. Befangen wie er war von dem Irrthume der meisten einseitigen politischen Reformer: als lasse sich der Geist eines Volkes oder einer Zeit durch Formen allein umwandeln, durch rasche Aenderungen der Institutionen neugestalten ohne mächtige innere Hebel der Gesinnung — konnte er nichts schaffen, was in der Nation Wurzeln geschlagen hätte; wohl waren seine Bücher oft *Thaten*, aber Thaten die keine bleibende Frucht trugen, Anregungen eher als Leistungen.

Wie ganz anders Luther; ihn müssen wir doch immer wieder zuerst nennen, wenn von deutscher Bildung und Gesinnung die Rede ist. Durch seine Bibel-Uebersetzung wurde die neue deutsche Prosa geschaffen; durch seine Kirchenlieder einer der edelsten Zweige der deutschen Poesie gefördert und auf einen sichern Boden gepflanzt. Hierin erblicken wir das reinste im besten Sinne demokratische Element der Reformation, in der Befreiung und Weihe des ehmaligen Laien: durch das Lied das er sang, durch die Bibel die er las. Auch seine vielen sonstigen reformatorischen Schriften, die erbauenden wie die streitenden führten das geistige Leben seiner Nation wieder in die Heimath d. h. in den kräftigen, ursprünglichen Ausdruck der Muttersprache zurück.

Aber bald nach seinem Tode folgte die Gegenwirkung von Seiten der scholastischen Theologie; schon der bekannte Flacius Illyricus blickt auf die kleinen deutsch geschriebenen Schriften mit demselben gelehrten Dünkel herab, wie man es in späterer Zeit nur noch an manchen sächsischen Magistern, und auch dies mit Gelächter zu sehen gewohnt war: „Welcher Ruhm — fragt Flacius — läßt sich von jenen kleinen in der Volkssprache geschriebenen Büchern erwarten, die ja jeder Dorfküster eben so gut schreiben könnte. Vielmehr, wer Ehre durch seine Schriften sucht, der muß lateinische große gefeilte Bücher schreiben, die auch noch der Nachwelt Nutzen bringen." — Indessen, was diese Nachwelt betrifft, so hat sie längst entschieden: ob Flacius mit seinem Latein oder Luther mit seinem Deutsch mehr Ruhm bei ihr erlangt und mehr genutzt habe.

Wie die scholastische Theologie, so wirkten die humanistischen Studien in ihrem spätern pedantischen Mechanismus dem Gedeihen einer wahrhaft nationalen Literatur entgegen; erst viel später brachte das klassische Element mit dem religiösen biblischen der volksthümlichen Literatur seine großen Früchte, als diese drei Elemente im vorigen und in unserm Jahrhunderte sich erneuerten und verjüngt sich zu durchdringen strebten.

Die scholastische und humanistische Reaktion fand im sechzehnten Jahrhundert nach Luthers Tode noch ein Gegengewicht an Männern wie Hans Sachs und Johann Fischart, die für eine volksmäßige Literatur mit großer Begabung wirkten. Hans Sachs (1494—1576), dessen Eigenthümlichkeit sich am besten im Drama und in der Erzählung ausspricht, ist durch seinen unschuldigen Humor, seine Ehrbarkeit und Zucht, seinen treu evangelischen Sinn ganz dazu gemacht, den tüchtigen Mittelstand

seiner Zeit, wie er bis zum dreißigjährigen Kriege in unsern Städten blühte, zu vertreten. — An Geist und Bildung ist ihm der Satyriker Fischart (gestorben 1589) überlegen, in Tüchtigkeit des Strebens ihm ebenbürtig. In ihm lebte noch der ernste kräftige Sinn des Reformations-Zeitalters, der die Sache der gesunden Bildung und des gereinigten Glaubens als unzertrennlich verbunden ansah, so daß die römisch-katholische Reaktion in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts mit allen Waffen des Witzes und schneidender Satyre von ihm bekämpft wurde*).

---

*) Nicht nur sein „Bienkorb des heiligen römischen Immenschwarms" und sein „vierhörniges Jesuiterhütlein" u. a. sind die Zeugnisse seiner eifrig protestantischen Gesinnung; auch in Gargantua wird diese Saite mit Vorliebe berührt. So z. B. verspottet er im 42. Cap. „Von Bruders Onkapaunt Leutseligkeit" (in der Ausgabe von 1608 „Affentheurliche, Naupengeheurliche Geschichtklitterung" u. s. w.) die Unwissenheit und Rohheit der Mönche, durch die Tischreden, welche er dem Bruder in den Mund legt: „Unser verscheydener Abt sagt, daß ein weiser gelehrter Mönch ein ungestalt Meerwunder sei... Ich wünsch nicht wie jener Keyser, daß alle Römische Burger ein Kopff hetten, sie desto geringer in ein Streich hinzurichten, sonder daß alle Bücher ein Buch wären und dasselbig hinder mir lege, ich wolt damit fahren wie der Canonist mit den Episteln Pauli, wann er's allein hett, nemlich Zundel daraus machen, so wer ich nicht allein ein Stockfisch. Ihr habt ewer Lebenlang nit mehr Bücher gesehen als dise Jar her, wann werden sie einmal außgeschriben? Ich riethe dem Bapst, daz er einmal durch seine Brand Legaten, die er Järlich ins Teutschland schickt, die Buchgaß zu Frankfort ließ anzünden, da würden viel Episteln Pauli im Lauff bleiben, und würd mehr nutz mit schaffen als mit dem Catalogo der verdampten Ketzerischen Bücher." — Im 54. Cap. „die Stiftung des Klosters Willigmit", wo den katholischen Klöstern der Entwurf einer protestantischen christlichen Ethik entgegengehalten wird, heißt es: „Item, weil gemeinlich die Ordensleut drei Gelübd thun, nemlich Keuschheit, Armut und Gehorsam: ward versehen, daz man mit Ehren möcht heyrahten, mit gutem gewissen reich sein, und sich Gott gehorsamer und vernunfftfolgiger Freiheit gebrauchen . . . Wie jene die ehliche Keuschheit verschweren, also hingegen wollen wir keusche Ehlichkeit ehren . . . . Item, wie jene den kopff auf die Schultern hencken, und wie die Kirchenculen finstere Augen machen: also wollen wir den Mut innerlich senken, und daz Haupt gegn Himmel erheben, daher unser Erlösung kommt. . . . Item wie jene nicht arbeiten, desto besser zu contempliren und guten gedanken obzuligen: also wollen wir alles unser Dichten und trachten im Werk erzeigen, und zur Arbeit und Dienst deß nechsten richten."

Auch im 5. Cap. „Wie sich Grandgoschier verheurath" blickt aus den Derbheiten, die unserm Sinne jetzt widerstehen müssen, die aber der nackteren Sprache

Aber im Ganzen genommen sehen wir doch im siebzehnten Jahrhunderte das Verderbniß der Literatur, die Mischung der Sprache, die Ueberladung des Ausdruckes erschreckende Fortschritte machen. In der Geschichte, in der Politik und in der Religion verschwinden die großen für die ganze Nation geschaffenen Arbeiten; kein Sleidan und Aventin, keine Magdeburger-Centurien, kein Luther, kein Sebastian Frank führen die hohe im sechzehnten Jahrhundert unternommene Aufgabe weiter. Während Frankreich, nach langen Bürgerkriegen, seiner literarischen Blüthe entgegengieng, erstickte im protestantischen Deutschland der freie Athem des Geistes, die frische geistige Zeugungskraft vielfach unter einer seelenlosen engen theologischen Polemik, das katholische Deutschland unter der glatten Abrichtung und dem schlau versüßten Drucke des Jesuitismus.

In Männern wie Friedrich von Logau (in seinen Epigrammen) und Zinkgref lebte wohl noch der alte beßre Sinn, der auch auf dem Gebiete des Kirchenlieds durch Paul Gerhard u. a. wie eine grüne frische Flur in der Wüste der nachfolgenden Zeit gerettet blieb. Opitz dagegen, dem eine zahlreiche Schule folgte, schlug schon mit Bewußtsein den Weg ein, der unser Schriftthum von seinem bisherigen mütterlichen

---

jener Zeit weniger Anstoß gaben — wieder die höhere Auffassung der Ehe, wie alles Sittlichen, durch: „Dannenher man wol von der Vermählung wie Tullius von der Freundschaft gleichnußweis sprechen mag, daß welche dieselbige abzuschaffen vorhaben, sich einer unersinnigen That, nemlich die Sonn auß dem Weltkreiß hinzureißen understehe . . . . Wie könde aber die überhimmlische Majestät, so man also die Ehgelübd unüblich machete oder unnötig achtete, lästerlicher angetastet sein und heißen? Hingegen wie kann sie ehrwürdiger erhaben und geprisen werden als so man gehorsamlich nach dero gegönnten Mittel in Ehlicher Keuschheit ihm dienet?"

Bemerkenswerth ist im 57. Cap. die Weissagung großer Religionskämpfe die der Menschheit bevorstånden (etwa vierzig Jahre vor dem dreißigjährigen Kriege) mit unverkennbarem Hindeuten auf die Jesuiten, auf denen die Blutschuld jenes Krieges zum großen Theil liegt:

„Auff kommen werd ein Art von Leuten,
Die also wird Frau Unruh reuten,
Daß sie kein Ruh nicht werden haben,
Sonder ungescheucht herumber traben u. s. w."

„Nun sehe ich — heißt es nachher — es ist der Brauch nicht erst aufkommen, daß man die so zur Evangelischen Erkandtnuß schreiten verfolget. Aber wol dem, der sich nicht ärgert, und von Fleischlichen Affekten und Neigungen ungehindert und unbetrübt, allzeit nach demselben Zweck zielet, welchen uns der treue Gott in seinem Sohn vorgesteckt hat."

Boden, vom Volksgemüthe, vom Sinn und Leben der Nation losriß, und der Schule überlieferte.

Unter den Katholiken (in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts) zeigen Spee's Gedichte schon die Grenzscheide zweier literarischer Perioden, einer innigen, ursprünglichen kräftigen und einer sinkenden zur Manier übergehenden. In seiner Trutz-Nachtigall stimmt er zuweilen den reinen männlichen Ton ächten Gottvertrauens an, der dem Besten in Paul Gerhards Liedern an die Seite gestellt werden kann, z. B. im „Seufzer der begierigen Seele":

— — „Und wann dann schon thut sausen
Der Wind auf diesem Meer,
Wann schon die Wellen brausen
Rund um mein Schifflein her —
Will ich doch nie verzagen,
Gott wird mein Helfer sein!
Den Anker will ich schlagen
Zu seinem Herzen ein."

Dagegen sehen wir ihn eben so oft mit völliger Verkennung der Grenzen und des Wesens der Poesie sich abmühen, dogmatisch-metaphysische Entwicklungen dichterisch zu behandeln, ohne doch etwas anderes als gereimte Dogmatik hervorbringen zu können; so in seinem „Geheimniß der hochheiligen Dreifaltigkeit sowohl theologisch als poetisch (?), wie viel geschehen können, entworfen":

— — „Der Vater Gott und Alles ist,
Allein ist er von Keinem;
Der Sohn auch Gott und Alles ist,
Allein ist er von Einem;
Der Geist auch Gott und Alles ist,
Allein ist er von Zwenen;
Doch Alles Aller eigen ist,
Thut Keiner nichts entlehnen."
— — „Der Vater gar in Sich verzückt,
Bleibt ewiglich im Wesen;
Sein helles Wort hell abgedrückt
Er ewiglich thut lesen;
Er ewig in Beschaulichkeit
Ob seinem Pracht erstarret,
Drum folgends auch in Ewigkeit
Das Herzenswort verharret."

Wie hier seine Poesie sich in die kirchliche Dogmatik verliert, so verirrt sie sich an andern Stellen gar zu leicht in jene sinnliche meist

geschmacklose Sentimentalität, der wir in seiner Zeit und in seiner Kirche so oft begegnen. Aus vielen Beweisstellen nur eine *).

„Weidet, meine Schäflein, weidet,
Daphnis voller Aengsten liegt,
Ruch noch Farbe unterscheidet,
Achtet keiner Blümlein nicht.
O was Marter dir begegnet,
Hör' zu schwitzen einmal auf!
G'nug es einmal hat geregnet,
Nit im rothen Bad' ersauf!"

So viel nur, um an diesem einen Beispiele unsre Bemerkungen anschaulicher und individueller zu machen.

Einen Contrast ganz anderer Art als bei Spee (dessen Gesinnung viel sicherer und gleichmäßiger ist als sein Geschmack) bieten die Dichtungen des Angelus Silesius (gestorben 1677) dar; ich meine den Gegensatz zwischen der tiefen schönen Empfindung seiner Kirchenlieder und zwischen dem verwegenen Pantheismus seines „cherubinischen Wandersmann's". Dort in Liedern wie „O du Liebe meiner Liebe" — „Ach sagt mir nichts von Gold und Schätzen" — „Allenthalben wo ich gehe" — „Ich will dich lieben, meine Stärke" — „Liebe die du mich zum Bilde deiner Gottheit hast gemacht" — „Auf, Christenmensch, auf! auf zum Streit" — „Höchster Priester, der du dich" — „Mir nach, spricht Christus unser Held" — in diesen und ähnlichen Liedern hat das christliche Bewußtsein sich selbst, seine Erfahrungen und seine Hoffnungen mit glühender tiefer Empfindung ausgedrückt gefunden. Hier dagegen, in den Sinnsprüchen des cherubinischen Wandersmannes, tritt ihm aus der gleichen Feder ein Bekenntniß entgegen, das in Einem Fluge die Kluft zwischen dem Schöpfer und dem Geschöpfe zwischen Gott und Mensch überspringen will:

„Ich bin so groß als Gott; Er ist als ich so klein;
Er kann nicht über mich, ich unter ihm nicht sein." —
„Ich weiß, daß ohne mich Gott nicht ein Nun kann leben;
Werd ich zu nicht; Er muß von Noth den Geist aufgeben." —
„Sag zwischen mir und Gott den ein'gen Unterscheid:
Er ist mit Einem Wort nichts als die Anderheit."
„Mensch, ist's dein Ernst, du kannst ohn' allen falschen Schein —
So heilig und gerecht als Gott dein Schöpfer sein **).

---

*) Aus der „Ekloga oder Hirtengesang von Christo dem Herrn im Garten unter der Person des Hirten Daphnis u. s. w."

**) Johannis Angeli Silesii Cherubinischer Wanders-Mann. Oder geist-

Wir können hier (wo wir nur einen raschen Ueberblick geben) auf dieses psychologische und religionsphilosophische Problem jener beiden Seiten in Angelus nicht näher eingehen; wir müssen uns begnügen, daran zu erinnern, daß wir bei einem der tiefsinnigsten Geister der romantischen Schule bei Novalis eine ähnliche Erscheinung zu besprechen haben.

Der Verfall deutscher Bildung und Literatur trat am grellsten in der unglücklichen Zeit nach dem dreißigjährigen Kriege hervor; der widerwärtigste hervorstechendste Charakter dieser Periode ist neben Unnatur Bombast und Pedanterei vor Allem das Bedientenhafte, was eine sonst so edle männliche Nation wie die deutsche fast ein Jahrhundert hindurch, den französischen und englischen Nachbarn gegenüber, entstellte und erniedrigte. Bedientenhaft war die Politik, nach außen gegen die Anmaßungen und die Hinterlist Ludwigs XIV, nach innen gegen die unzähligen kleinen Höfe, die Copien und Caricaturen von Versailles. Bedientenhaft war in der protestantischen Kirche das Element der Hoftheologie, die von dem freien evangelischen Sinne der Reformationszeit abfallend, in der Kirche oft nur noch ein dienstbares Organ für Hof- und Staatszwecke erblickte; wie auf dem entgegen stehenden Gebiete der Jesuitismus einen gleich verwerflichen Knechtssinn gegen Rom verbreitete. Bedientenhaft war endlich auch in der Literatur die ohnmächtigste geistlose Nachahmerei des Fremden, namentlich des Französischen und Italiänischen, sowie die Kriecherei vieler Schriftsteller gegen ihre Gönner und Beschützer.

Schon die meisten Schüler der ersten schlesischen Dichterschule mißfallen durch das Grelle und Ueberladene in ihrer Darstellung; so Andreas Gryphius in seinen Dramen. Noch widerlicher ist das Süßliche und Spielende des Tones, der in mehreren literarischen Gesellschaften jener Zeit herrschte, wie im Nürnberger Blumenorden oder der Gesellschaft der Pegnitzschäfer; durch idyllische Phantasien wollte diese

---

reiche Sinn- und Schluß-Reime, zur göttlichen Beschaulichkeit anleitende, denen Liebhabern der geheimen Gottes-Gelahrtheit und eines beschaulichen Lebens zur geistlichen Ergötzlichkeit aufs neue mit Gottf. Arnolds Vorrede herausgegeben. Altona 1737.

Dazu vgl. man den Auszug daraus: Geistreiche S. u. Sch. R. aus dem Cher. W. des A. Sil.; herausg. von Varnhagen v. E. Hamburg 1822.

Zeit der Unnatur sich in die Natur zurücktändeln. So sehr war diesem Geschlechte die Poesie schon zum Handwerke geworden, daß Harsdörffer (Rathsherr in Nürnberg) in seinem „poetischen Trichter" eine Anweisung ertheilen konnte: in sechs Stunden die deutsche Reimkunst zu lernen; ganz in demselben Sinne wie später Christian Weise in seinen „nothwendigen Gedanken der grünenden Jugend" jedem jungen Menschen, der sich mit Ehren in der Welt zeigen wolle, rieth: einige Nebenstunden dem Versschreiben zu widmen *).

Es gehört zum Jammer einer geistig gesunkenen Zeit, daß in ihr auch die an sich berechtigten Reaktionen leicht zu Zerrbildern werden; dies war der Fall mit Philipp von Zesen's Bestrebungen gegen die Sprachmengerei seiner Zeitgenossen, indem er einen deutschen Purismus einführen wollte, der durch eine Menge neugebildeter Worte zur Verdrängung aller ausländischen Laute sich sofort lächerlich machte. Von demselben Zesen haben wir den ersten deutschen Roman: „die adriatische Rosemund"; der dann eine unübersehbare Reihe von Nachfolgern hervorrief: den politischen, geistlichen, erotischen und den Reise-Roman (die Robinsonaden). Ein lebendiges, unschätzbares Zeitbild bietet uns eins der wichtigsten Bücher des 17. Jahrhunderts der „Simplicissimus". Seitdem ist der Roman der Spiegel unsrer Sitten und Meinungen geworden, eine Art von Parlament deutscher Gesinnung und Gesittung.

Einen satyrischen Widerspruch gegen die Ausartungen der damaligen Literatur, gegen die Irrwege der gelehrten Bildung wie gegen die sittlichen Gebrechen des praktischen Lebens erhob einer der kernhaftesten und geistig gesundesten Männer des siebzehnten Jahrhunderts, Joh. Balthasar Schupp (aus Gießen, 1610—1661). Durch Kraft, Witz und Laune wie durch den überall erkennbaren Ernst der Gesinnung gehören seine Schriften zum Trefflichsten aus jener Zeit, und können noch jetzt theilweise mit Genuß und Erfolg gelesen werden. Manches seiner Worte paßt noch jetzt als wäre es eigens für uns gesagt; ein Wort von ihm über das Spiel dürfte z. B. an vielen deutschen Spielbanken, dieser Pest des sittlichen Familienlebens, seine Wirkung thun: „Spieler und Spitzbuben sind Diebe, sowohl die welche gewinnen als die welche verspielen. Die welche gewinnen sind Diebe; dann sie stehlen ihrem Nächsten das Geld aus dem Beutel, das ihnen nicht gebührt. Die

*) Vgl. Vilmar's treffliche Vorlesungen über die Geschichte der deutschen National-Literatur, S. 423.

welche verlieren sind auch Diebe; dann sie berauben ihre Weib und Kinder dessen, das ihnen gebührt. Kommt dir diese Rede wunderlich vor? So will ich dir noch mehr sagen. Spieler und Spitzbuben sündigen gemeiniglich wider alle Gebot"*). Vergleichen wir seine Predig-

---

*) Aus der Predigt, „Gedenk daran, Hamburg!" Ich gebe diese und die folgenden Stellen nach der Ausgabe der Schuppischen Schriften, die sich auf der hiesigen Bibliothek findet: „Doct. Joh. Balth. Schuppii Schrifften" (Ohne Jahrszahl 992 Pag. — Beigedruckt sind: „Etliche Traktätlein, welche theils im Nahmen Hr. D. J. B. Schuppii gedruckt ... theils auch contra H. Sch. geschrieben" u. s. w. — Hanau 1663). — In Wilh. Wackernagels Proben der deutschen Prosa I. 698 findet man vier Schriften Schupps theils ganz, theils stückweise abgedruckt.

Außer jenen vier (dem „Gedenk daran, Hamburg", dem „Sendschreiben an den Calenderschreiber zu Leipzig", „der Kunst reich zu werden" und dem „deutschen Lehrmeister") sind noch besonders zu beachten als bezeichnend für Schupps Eigenthümlichkeit: „Salomo oder Regenten-Spiegel, vorgestellt aus denen eilf ersten Capituln des ersten Buchs der Könige" — „Freund in der Noth" — „Sieben böse Geister, welche heutiges Tages Knechte und Mägde regieren und verführen" — „De lana caprina" — „Calender an seinen vielgeliebten Sohn als er auf der Universität Gießen studiret". (Hier findet sich eine für jene wie für unsre Zeit beachtenswerthe Bemerkung S. 579: „Die Papisten und Calvinisten sind gnugsam refutirt ... D. Martinus Lutherus und D. Martinus Chemnitius haben den Papisten die Augen so weit aufgethan, daß sie ... aus dieser Schriften gnugsam sehen können, was zu ihrem Heil und ewiger Seligkeit dienete .... Wann ein Potentat wäre, der mir zusagen wollte, daß er alle den Papisten welche sich zu unsrer Religion begeben würden, wolle nicht überflüssigen sondern nothdürftigen Unterhalt schaffen ... so wollte ich innerhalb sechs Monden ... etliche hundert Papisten zu unsrer Religion bringen ... Wann solche Leute wollen zu uns treten, so ist kein ander Mittel Brot zu suchen als durch Betteln. Diese Anfechtung aber kann nicht ein jeglich Gemüth überwinden."

Die Reihe der Schuppischen Schriften schließe ich mit Hinweisung auf „Der Teutsche Lucianus" S. 811 (einen humoristischen Kreuzzug gegen die Schulphilosophie) und den „Fabul-Hans oder eine schöne anmuthige Predigt von der Fabul, welche Jotham den Bürgern zu Sichem erzehlet hat." S. 824. — („Diß ist — bemerkt Schupp im Eingange — Jothams Fabel ... die ich euch erzähle, damit ihr sehet, daß der Heil. Geist ihm auch die Weise gefallen lässet" ... „Sollt ihr zum Eingang ein altes Mährlein hören, welches der H. Geist in sein heilige Bibel hat aufschreiben und auf uns bringen lassen" ... „Diese Fabel welche am 9 Cap. des B. der Richter durch den H. Geist aufgeschrieben ist." — Diese wenigen Stellen mögen zur gleichen Zeit zeigen, wie strenge und doch wie biegsam der Inspirationsbegriff damals von den Männern des praktischen Lebens gefaßt wurde.)

ten mit denen unsrer Zeit, so treffen wir dort viel mehr wahre Volksreden an, die in das Speciellste der sittlichen Zustände in Haus und Gemeine eindringen. Die Religion wird als die legitime oberste Gewalt des Lebens vorausgesetzt; nach ihrer Vorschrift solle das tägliche Leben geordnet und beurtheilt werden. Dagegen lehren unsre Prediger oft entweder nur Moral, ohne daß sie die innern religiösen Antriebe zu erwecken wissen; oder sie wollen dem Gemüthe oder dem Verstande Dogmen einpflanzen, die aber noch nicht stark genug sind, um als sittliche, das gesammte Leben beherrschende Macht aufzutreten.

Ein Meisterstück edeln Humors und wahrer Lebensweisheit ist Schupps „dissertatio von der Kunst reich zu werden", worin er das Glück und die Freiheit der Bettler preist, um den schmerzlichen Anblick ihres Elendes durch diese Erwägungen etwas zu mildern. „Wer ist dann — fragt er — der nicht sollte mitleidig sein, wann er sieht, daß Büblein und Mägdlein mit Lumpen bekleidt und halbnackend, ja so übel aussehend ihme begegnen, und da sie noch nicht reden können, Brot oder Heller betteln zur täglichen Unterhaltung . . . Ich hab nicht nur einmal gedacht, ob auch unsre Nachkömmling glauben werden, daß das Teutschland unsrer Zeiten so vielerlei Elend ausgestanden habe." — Unter den Lichtseiten der Armuth hebt er nun hervor: „Die Bettler sein frei von allen jenen Sorgen, Aengsten und molestien, mit welchen gar oft diejenige gepeinigt werden, welche haben, was verlohren kan werden, welche Häuser, Gründ und Boden, Gold, Silber und anderen Haußrath besitzen. Wie offt reisen sie auff die Frankfurter, Strasburger, oder Leipziger Meß, förchten der Straßenräuber verstohlene Händ nicht, sondern gehen gar sicher durch Wälder, Hölzer, durch Ort so vor den Mördern nicht sicher. Sie feyren nicht allein den Siebenden, sondern ein jeder Tag ist ihnen Feyertag. — — — Wann sie an Geld mangeln, gehen sie nicht zu den Juden, nicht zu andern Kippern und Wippern, sondern gehen etliche Gassen spatzieren, und reden ihre Schuldner an . . . . . . Wann man zu dem End des Lebens kommet, ist er wenig sorgfältig ein Testament zu machen, Erben zu setzen: er fragt nicht, ob sieben oder wenig Zeugen eines Testamentes seien ob auch anders vorhanden, aus welches Versäumung oder Vergessenheit ein Zank den Erben, und Gewinn den Gerichtsschwätzern pflegt zu entstehn. Er ist wenig sorgfältig, wenn er seine Haußfrau soll befehlen, was für Vormünder er den Pupillen und seinen Kindern soll setzen. Er theilt das ganze Teutschland unter seinen Kindern aus. — — Wann er also seine Sachen angeordnet hat, redet er beherzt Gott, dessen Vertrauen

und Zuversicht er seine Nachkömmling befilcht, mit des Davids Mund also an: Dir ist der Arm überlassen, du wirst den Waisen helfen. Und also stirbt er ohne Furcht und Bewegung — — — Stirbt der Reich, laufen zusammen die Bürger gleich, damit sie — — — unter der Aerzten Versuchungen, unter der Prediger und ganzen Haußgesinds Rauschen, die Seel mit glücklicher Urlaub begleiten . . . Aber wann der Arme stirbt, versammlet er die Seel mit andächtigem Herzen, erfreuet sich erledigt zu werden, hat zur Zeugnuß seiner Unschuld das Gewissen, folgt der Natur, und eilet in Christi Händ und der Reichen Anklagung. Der Reiche höret zur Stund des Todes unterschiedliche Tröstungen von den Umbstehenden. Aber der Arm hat es in sich und glaubts . . . . Wer wollte aber dem Armen und Bettler nicht gratuliren, welcher an der Sach selbst sich der Erden ein solchen unterfühtt, wie er ist, verstehe ein kleiner Erdenkloß, ein großer Gast des Himmels, ein Zeug der irdischen Eitelkeit und Bosheit, ein Erb des himmlischen Reichs Christi, und aller frommen König, Patriarchen und Propheten, ein zukünftiger Miterb.*)"

Im „teutschen Lehrmeister, oder Discours von Erlernung und Fortpflanzung der freien Künste und Wissenschaften in teutscher Sprach" spottet er über jenen zu weit getriebenen deutschen Purismus der fruchtbringenden Gesellschaft, so sehr er deren patriotische Absicht auch billigt, „daß er alle fremde Wörter, welche die Bauern nicht mehr vor fremd halten, hat wollen teutsch geben, darüber hab ich oftmals unter dem Lesen den Kopf geschüttelt . . . Ich versichere meinen hochgeehrten Herrn, daß darin die Zierlichkeit der teutschen Sprache nicht bestehe, und wann sie auch schon darin bestünde, so frage ich die hochlöbliche fruchtbringende Gesellschaft, was mit diesen grammatikalischen Dingen, sonderlich mit der teutschen Orthographia . . . dem Römischen Reich und der Teutschen Nation gedienet seie?" Und nun ergießt er

*) Man vergleiche Schupp z. B. mit Abraham a S. Clara (1642—1709) der in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts der Volksredner des katholischen Süd-Deutschlands war, wie Schupp in der ersten Hälfte der Redner und Schriftsteller des protestantischen Nord-Deutschlands; und gerade diese Vergleichung wird Schupps Vorzüge (bei Verwandtschaft der Fehler) in ein helles Licht setzen; dort der kecke, aber im Grunde der Seele eben so freie als fromme Sohn des Lutherthums, hier der derbe, originelle aber form- und maßlose Schüler der Jesuiten-Moral, der zum gemeinen Volkstone herabsteigt, ohne diesen zur Höhe der reinen christlichen Gesinnung zu erheben, da diese ihm selber in römische Windeln eingewickelt war.

den launigsten Spott über den pedantischen Bombast vieler seiner Zeitgenossen: — — — „Ich habe noch jüngst einen Tracktat gelesen eines hochgelahrten Kaninchens, das sich einbildet daß es alle philosophische Weisheit mit Löffeln gefressen habe. Das saget an einem Ort: Die bunten Luftkinder fiengen an zu musiciren, das soll so viel heißen: die Vögel fiengen an zu singen. Es hat ein jeglicher Sprach ihren eigenen Genium.“ . . . .

„Ich frage, wo die Tyrannei herkomme, daß heutigen Tages neue Prisciani in Teutschland aufstehen, welche als Feldmarschälke im Teutschen bello grammaticali wollen Ordre geben, wie man dieses oder jenes Wort schreiben solle? Wozu dienet die Sprache dem Menschen, als daß er seinen Willen, seine Meinung einem andern offenbare, also daß er es verstehen könne.“

Zum Schlusse rechnen wir es dem trefflichen Schupp noch als eine seiner größten geschichtlichen Ehren an, daß er im Gegensatze zu der Schulgelehrsamkeit der Zeit den Gebrauch und die Rechte der Muttersprache so kräftig und einsichtsvoll (wenn auch mit Uebertreibung und Einseitigkeit vertrat *): „Es ist — sagt er im „teutschen Lehrmeister“

---

*) In Schupps Geist lagen überhaupt Anläufe zu einer völligen Umgestaltung (Reform oder Revolution) der deutschen Bildungszustände, die dann erst ein Jahrhundert später auf einer viel breiteren und ergiebigeren Grundlage unternommen wurde. Jene Gedanken, die damals England erschütterten (1640—1660), finden (vielleicht ohne allen mittelbaren Zusammenhang damit) auch bei ihm Anklang: das Bestreben nämlich, alles Menschliche, alles geschichtlich Gewordene, das politische und das wissenschaftliche Leben durch die Aussprüche der biblischen Offenbarung zu ordnen und zu beherrschen; in der Schrift also nicht nur die Quelle alles religiösen, sondern auch alles weltlichen Wissens zu suchen. So in der Vorrede zum „Salomo oder Regentenspiegel“: „Ich hab gesagt, die ganze Philosophiam practicam könne man nicht besser lernen als aus der Bibel . . . Es ist Pedanterei, daß man auf Universitäten viel Disputirens macht aus dem Aristotele de virtutibus et vitiis. Man explicire der Jugend die zehen Gebote recht, und lasse sie fleißig in die Kirch gehen. Sollte Petrus und Paulus nicht besser gewußt haben, was Virtutes et Vitia [Tugenden und Laster] seien als Aristoteles? Oder ist Moses deßwegen ein Narr oder ein höflicher Bauer gewesen, weil er des Aristotelis Ethik nicht gelesen hat?

Es ist Pedanterei, daß man auf Universitäten große Disputationes politicas hält, und disputirt: an Monarchia sit praeferenda Aristocratiae? etc. . . . Glaubet mir, die Studenten auf Universitäten werden mit ihrem Aristotelischen Schulwitz die Welt nicht reformiren, und aus einer Monarchia eine Aristocratia oder aus einer Aristocratia eine Monarchia machen. Gott ist in translatione dominiorum ein wunderbarer verborgener Gott.“

— die Weisheit an keine Sprach gebunden. Warumb sollte ich in teutscher Sprache nicht eben so wohl lernen können, wie ich Gott erkennen, lieben und ehren solle, als in Lateinischer? Warum sollte ich nicht eben so wohl in teutscher Sprache lernen können, wie ich einem Kranken helfen könne, auff Teutsch, als auff Griechisch oder Arabisch? Die Frantzosen und Italiener lehren und lernen alle Facultäten und freien Künste in ihrer Muttersprache. Es ist mancher Cardinal, mancher großer Prälat in Italien, welcher nicht Latein reden kann. Als ich zu Leyden in Holland studirte, kam einsmal auf die Kantzel in der Lutherischen Gemein ein Mann, welcher ein Färber gewesen war. Viel Baronen, Edelleut und andre Candidaten Juris trieben davon ein großes Gespött, daß der Kerles sich erkühne auf die Kantzel zu tretten, da er doch das Latein nicht verstehe. Allein er verstunde die heilige Schrift wohl, und ich bekenne, daß ich durch seine Predigt mehr seye erbauet worden, als durch zehn Postill-Reuter-Predigten. Wie manche Frau oder Jungfer ist in Frankreich, welche in ihrer Muttersprache von Philosophischen Wissenschaften, von allerhand Historien besser reden kann, als mancher Magister in Teutschland, welcher primum locum bei der promotion gehabt hat?" . . . .

„Wann ich wiederumb Professor Eloquentiae auf einer Universität werden sollte, so wollte ich das Lateinische Phrases-Werk zurück setzen, und wollte die Jugend üben in Teutscher Sprache, in Eloquentia sacrâ et profanâ. Ich wollte ein Exercitium Oratorium anordnen, wie hiebevor Lansius zu Tübingen im Ritter-Collegio gethan hat, und wolte darinn tractiren allerley Materien, die in Républica fürkommen; als wie etwa ein Legat reden könne, der einem Fürsten im Nahmen seines Herrn einen Krieg ankündigen sollte? Wie ein Feldmarschall seine Soldaten zum Streit animiren wolle? Mit was vor Reden er eine Rebellion so unter der Armee entstanden, wieder stillen solle? Ich wolte unterweilens ein Concilium Ecclésiasticum anstellen, da einer sollte Bischoff sein, der andere ein Ketzer, die übrigen Assessores und Judices, da sollte ein jeder sein Votum geben u. s. w." *)

Und doch war es einer so tüchtigen Natur, wie Schupp, nicht vergönnt, den Strom des verdorbenen Geschmacks in ein anderes Bett

*) Im gleichen Sinne heißt es in der Vorrede zum „Regentenspiegel": „Wann ich die verflossene Jahr wieder bekommen könnt' und sollt itzo anfan-

zu zwingen; denn wir sehen die sogenannte zweite schlesische Schule eines Hoffmannswaldau (1618—1669) und eines Lohenstein (1635—1683) gleichzeitig mit ihm und nach ihm blühen: diese gleich große Entartung des künstlerischen wie des sittlichen Sinnes.

---

gen zu studiren, so wollt ich Zeit und Unkosten viel besser anwenden . . . Ich wollt mit Gottes Hülf in kurzer Zeit thun, was ich hiebevor in vielen Jahren, nach angewendeter vieler Arbeit nit gethan hab." . . . „Wann ich die Politik lernen sollt, so wollt ich fleißig lesen die Sprüch Salomonis, die Bücher Samuelis, die Bücher der Könige und der Chronik. Ich wollte mit allem Fleiß betrachten alle Könige in Juda und in Israel, was sie für ein Regiment geführt haben, und was es für einen Ausgang mit ihnen gewonnen hab. Ich wollte genau Achtung geben, mit welches Jüdischen oder Israelitischen Königs Leben überein käme das Leben des Herrn und Potentaten, welchem ich diente, und daraus wollte ich ohngefähr prognosticiren" u. s. w.

Erstes Buch.

Uebergangs-Periode

im achtzehnten Jahrhundert von Haller bis Klopstock.



Uebergangs-Periode im achtzehnten Jahrhundert von Haller bis Klopstock.

In der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts fieng die Befreiung von den Irrwegen der Hoffmann-Lohensteinischen Unnatur mit der nüchternen, französisch-pedantischen Kritik der Gottschedischen oder sächsischen Schule an, und setzte sich unter den kritischen Kämpfen dieser sächsischen mit der schweizrischen Schule Bodmers und Breitingers fort, unter Kämpfen, deren Bedeutung zunächst darin lag, daß die Leipziger Schule auf französische Muster, die Zürcher dagegen auf englische und volksmäßige hinwies. Nicht in der Art wie dieser Kampf geführt wurde sehen wir dessen wichtigstes Ergebniß, sondern in der Anregung, den die eben aufkeimende neue Literatur durch diese Erörterungen erhielt. Kritische Zwiste spornten zur selbständigen Thätigkeit, zum Wettkampfe mit der ausländischen Literatur mit Franzosen und Engländern an.

War diese Anregung einmal gegeben, so kam es vor Allem darauf an, daß die aufstrebende erneuernde Literatur nun auch einen Inhalt suche und finde, der sie über den Bombast der schlesischen und über die Leerheit und Verwässerung der sächsischen Schule erheben würde. Auch sehen wir von der Zeit Gottscheds und Bodmers an die Erneuerung unsrer Literatur auf drei Wegen sich anbahnen, auf einem religiösen, einem naturalistischen und politischen Wege; das heißt: sie suchte ihre Motive in den Tiefen des positiven Christenthums oder in der Freiheit und Heiterkeit eines sorglosen Lebensgenusses oder endlich in der politischen Begeisterung. Neben einander, fast gleichzeitig entspringen diese drei eben genannten Richtungen in der mit Haller beginnenden und mit Klopstock schließenden Vorbereitungs-Periode der neuen deutschen Literatur. Die erste von den drei Richtungen geht von Haller und Gellert aus, die zweite von Hagedorn und Gleim, die dritte von den Kriegsliedern des preußischen Patriotismus Gleims, Kleist's und Ramlers.

Diese dreifache Gliederung ist keine zufällige; sie ergiebt sich für den denkenden Beobachter eben so sehr aus dem geschichtlichen Verlaufe der literarischen Eintwicklung als aus den tiefsten Gesetzen der inneren Menschen-Natur; denn auch in der Erfahrung des einzelnen persönlichen Bewußtseins

läßt sich die entsprechende Erscheinung nachweisen. Auch der Einzelne, sobald er aus dem Traumleben einer dumpfen oder tändelnden Nichtigkeit herausstrebt, sucht sein sichtbares vorübergehendes Dasein an ein Ewiges, Göttliches anzuknüpfen; an den Quellen des Lebens sucht er den Aufschluß über das Wesen und die Richtung der ihn umgebenden Fluthen, wie der Sternkundige am gestirnten Himmel die Stellung erforscht, welche unser Erd-Planet im All einnimmt. Aber auf dieser Höhe der Betrachtung, auf einer nur auf den innern unvergänglichen Lebensgehalt gerichteten Anschauung behaupten sich nur Wenige; Viele erheben sich nie zu ihr, eben so Viele und noch Mehrere schwanken und wechseln unentschieden zwischen der heiligen Tiefe und der lachenden bunten Außenseite des Lebens. Dieser letzteren wirft sich am liebsten auch ein Gemüth in die Arme, das den unabsehbaren Abgrund der unter unsern Füßen liegt wohl ahnt oder sieht, aber ihn gern unter Blumen verdeckt, um so die kurze Stunde des Daseins durch frohes Selbstvergessen in Scherz und Genuß zu versüßen und zu beleben; immer in der stillen oder lauten Voraussetzung: daß in diesem selbsterwählten Frohsinne, in der Poesie des Weins, des Frühlings, der Liebe und Freundschaft der einzige oder doch hauptsächliche Werth des Lebens liege. Mit jenem religiösen Tiefsinne wie mit dieser frei gewährenden Lebenslust kann die dritte schon bezeichnete Richtung, die politische, zusammengehn oder auch sie verdrängen, je nachdem sie entweder einer tiefen hingebenden Begeisterung entspringt oder einer Aufwallung des nationalen Ehrgeizes oder auch einer Gereiztheit und Beeinträchtigung der sinnlichen Interessen eines Volkes oder Standes.

Was wir hier als innere Geschichte des individuellen Bewußtseins darstellen, wiederholt sich in der vorherrschenden Richtung ganzer geschichtlicher Perioden, und muß daher natürlicherweise auch in der poetischen Literatur, in diesem klaren Spiegel der Seelenstimmungen, der offensten Geständnisse eines Volkes seinen Ausdruck finden. In den vorbereitenden Anfängen der neuen deutschen Literatur, von denen wir jetzt zu reden haben, giebt jene dreifache Strömung des poetischen Strebens sich deutlich in den drei Gruppen zu erkennen, die wir bereits nach ihren bedeutendsten Namen geordnet haben.

Voran stellen wir die Richtung, die in Haller und Gellert, in Uz und Kästner von den Gedanken und Ueberzeugungen des positiven Christenthums ausgehend, aus dem Ernste dieser Lebensanschauung den Gehalt für die Dichtung schöpft.

Erster Abschnitt.

Haller.

(1708 — 1777.)

Albrecht von Haller müssen wir zuerst nennen, wenn wir nach den Männern fragen, die mit großem nachwirkenden Erfolge aus dem Marke einer ernsten, nach der Tiefe und dem Kerne der Dinge strebenden religiösen und sittlichen Weltbetrachtung unsere poetische Literatur gehoben und erfrischt haben. *)

---

*) Neben Haller verdient auch C. F. Drollinger (1688 — 1742 geboren in Durlach, aber als Baden=Durlachscher Hofrath meist in Basel lebend) genannt zu werden. Professor Spreng in Basel erzählt von ihm in seiner Gedächtnißrede: S. XXI. „Anfänglich mochte er wohl mit den Hofmannswaldauen, Lohensteinen und andern dergleichen Flittergeistern und unnatürlichen Dichtern einige Zeit verloren haben, weil man dazumal wegen der schier allgemeinen Herrschaft des falschen Geschmacks nicht viel besseres Zeug zu lesen fand." Sein Freund Bernoulli habe ihn dann auf Besser und Canitz hingewiesen, bis er diese Vorgänger übertroffen habe. — Wir legen namentlich Nachdruck darauf, daß Drollinger die Vorbilder seiner ersten Dichtung sogleich bei den größten Sängern Israels und Hellas', bei David und Pindar suchte. — In seinen „geistlichen und moralischen Gedichten" giebt er mehrere Psalm=Nachahmungen, die zwar nicht durch poetische Kraft sich auszeichnen, wohl aber durch Reinheit des Ausdrucks und durch Wahrheit des Gedankens und der Empfindung. Auch sein Biograph (Spreng) bezeugt, daß Dr. auf diesem religiösen und moralischen Gebiete am meisten sich heimisch fühlte: „Er las überhaupt wohl, am besten aber zum Lobe der Gottheit . . . seine Salbung, seine Wallungen wurden unser, und der Geist des Herrn, der ihm aus Mund und Augen redte, gerieth auf Alle, die ihn hörten . . . . Canaans und seines Herzens Sprache verstellte er keineswegs mit der Sprache der Schulen und Sekten." — Auch bei dem andern Geschlechte sei — nach Sprengs Versicherung — erst durch Drollinger ein besserer Geschmack an poetischen Schriften herrschend geworden; seine Gedichte habe man wetteifernd abgeschrieben und dem Gedächtnisse eingeprägt. — Die neue Bildung gieng bei diesen Männern

Schon in der Vorrede zur ersten Auflage seiner Gedichte versichert er: „gegen den geoffenbarten Glauben weder Zweifel noch Vorurtheil jemals gehabt zu haben;" und zur vierten (1748) bemerkt er ausdrücklich: „daß er die englischen Dichter sich bekannt gemacht, und von denselben die Liebe zum Denken und den Vorzug der schweren Dichtkunst angenommen habe. Die philosophischen Dichter, deren Größe er bewundert, hätten bei ihm das geblähte und aufgedunsene Wesen des Lohensteins, der auf Metaphern wie auf leichten Blasen schwimme, bald verdrängt." In diesen zwei Bemerkungen hat Haller seine beiden hervortretendsten Eigenschaften schon genannt: ernste positive Religiosität und Vorliebe für eine gedrängte durch Gedankenreichthum gesättigte Sprache.

Hand in Hand mit dem unvergänglich Alten christlichen Glaubens und christlicher Sitte (ohne Frömmelei oder Intoleranz), und eben darum erquickten sie das geistige Leben ihrer Zeit wie ein Mairegen, der auf dürstende Saaten fällt. —

Die Uebereinstimmung des dichterisch gehobenen Gefühls mit den Forderungen der christlichen Offenbarung wird z. B. im „Lob der Gottheit" S. 15. ausgesprochen:

„Hochheiligs Buch! erhabne Lehren
Mein Herze stimmt euch kräftig bei.
Da lässet sich ein Zeugniß hören
Daß euer Ursprung göttlich sei.
Da fühl' ich unter Lust und Zittern
Ein unaufhörlich reges Wittern
Und des Gewissens leise Stimm,
Die lispelt mir im Sündenschlafe
Von einem Lohn, von einer Strafe,
Von eines Richters Huld und Grimm.

Ja, Herr, du kannst mich nimmer triegen.
Ich fühl' ein ewig Wohl und Weh.
O welch unendliches Vergnügen,
Wenn ich in deiner Gnade steh!
Ein holder West, ein sanftes Wehen,
Ein Hauch von jenen sel'gen Höhen
Erfüllet mich mit Muth und Lust." —

Damit vergleiche man noch die Gedichte: „Ueber die Unsterblichkeit der Seele" — „Ueber die göttliche Fürsehung" — „Auf die Religionsspötter." — Außerdem sehe man über ihn nach: Wilhelm Wackernagel: Ueber Drollinger und die Verdienste der Schweizer um die deutsche Literatur. —

In seinem berühmtesten Gedichte (1729) „die Alpen" (von dem er selbst sagt, es sei ihm am schwersten geworden, so daß er die Nebenstunden vieler Monate dazu habe anwenden müssen) folgt er dem Zuge, der in jeder jugendlichen Brust wie in jeder sich verjüngenden Literatur mächtig wird, dem Zuge nach Einfalt, Kraft, Ursprünglichkeit der Natur, im Gegensatze gegen eine künstliche und entnervte Gesellschaft und Convenienz. Gleich im Eingange fragt er: was ein Fürst vor einem Schäfer vorausḥabe? Er ermahnt sein Volk der Alpen, der Einfalt treu zu bleiben; er preist das Glück der Sittenreinheit, der Armuth und der Freiheit seiner Aelpler:

„Hier herrschet die Vernunft, von der Natur geleitet,
Die, was ihr nöthig, sucht, und mehrers hält für Last,
Was Epiktet gethan und Seneka geschrieben,
Sieht man hier ungelehrt und ungezwungen üben. —
Hier herrscht kein Unterschied, den schlauer Stolz erfunden.
Der Tugend unterthan und Laster edel macht." —
— „Denn hier, wo die Natur allein Gesetze giebet,
Umschließt kein harter Zwang der Liebe holdes Reich.
Was liebenswürdig ist wird ohne Scheu geliebet,
Verdienst macht alles werth und Liebe macht es gleich." —
— „Die Liebe brennt hier frei, und fürcht kein Donnerwetter;
Man liebet für sich selbst und nicht für seine Väter." —
— „In ihren Adern fließt ein unverfälscht Geblüte,
Darin kein erblich Gift von siechen Vätern schleicht,
Das Kummer nicht vergällt, kein fremder Wein befeuret," u. s. w.

Ueberall, und oft in den derbsten Zügen, diese Entgegensetzung einer verdorbenen Cultur und eines ungeschwächten freien Natursinnes! „Die mäßige Natur allein — ruft er aus — kann glücklich machen." —

Den Gegensatz der Ursprünglichkeit und der Entartung, den er in den Sitten erblickt, trägt er auch auf das politische Gebiet über, wo ihm die Vergleichung des schlichten republikanischen Sinnes seiner Thäler mit der äußeren Beknechtung und innern Zügellosigkeit des damaligen Despotismus, in Frankreich (1729!) namentlich und an all den Höfen, die sich nach französischem Muster bildeten — Stoff genug für seine Ansicht bot. In den „Alpen" läßt er einen Greis die Jugend belehren:

— — „Wie die feige Welt in's Joch den Nacken strecket,
Wie eitler Fürsten Pracht den Mark der Länder frißt;
Wie Tell mit kühnem Muth das harte Joch zertreten,
Das Joch, das heute noch Europens Hälfte trägt;

Wie um uns Alles darbt und hungert in den Ketten,
Und Wälschlands Paradies nur nackte Betler hegt." — —
— „Dort spielt ein wilder Fürst mit seiner Diener Rümpfen,
Sein Purpur färbet sich mit lauem Bürger-Blut;
Verleumdung, Haß und Spott zahlt Tugenden mit Schimpfen,
Der giftgeschwollne Neid nagt an des Nachbarn Gut." — —

So hatte er schon in der Zueignung an den Schultheißen Isaak Steiger die Freiheit als die Lebensluft des gesunden geistigen Lebens gepriesen:

„Der Freiheit Sitz und Reich auf Erden
Kann nicht an Geist unfruchtbar werden,
Wer frei darf denken, denket wohl." —

In den „Gedanken über Vernunft, Aberglauben und Unglauben" (1729) macht Haller den Uebergang zum philosophisch religiösen Lehrgedicht. Er erzählt, daß es in Folge einer Herausforderung seiner Freunde in Basel namentlich Stähelins entstanden sei, deren Urtheil „die Engländer erhob und ihm das Unvermögen der deutschen Dichtkunst vorrückte;" um sie zu widerlegen, suchte er in diesem „nach dem englischen Geschmacke eingerichteten Gedichte darzuthun," daß die deutsche Sprache keine Schuld trage an dem Mangel philosophischer Dichter. — Er berührt hier das schreiende Mißverhältniß zwischen der intellektuellen und der sittlichen Natur des Menschen, jenen immer wiederkehrenden in tausend Gestalten sich wiederholenden Widerspruch zwischen Wissen und Thun, zwischen dem betrachtenden und dem sogenannten „wirklichen" d. h. thätigen Leben:

„Unselig Mittel-Ding von Engeln und von Vieh!
Du prahlst mit der Vernunft, und du gebrauchst sie nie.
Was helfen dir zuletzt der Weisheit hohe Lehren?
Zu schwach sie zu verstehn, zu stolz sie zu entbehren,
Dein schwindelnder Verstand, zum Irren abgericht,
Sieht oft die Wahrheit ein und wählt sie dennoch nicht;
Du bleibest stets ein Kind, das meistens unrecht wählet,
Den Fehler bald erkennt, und gleich drauf wieder fehlet." — —
— — „Wohl angebrachte Müh! gelehrte Sterbliche!
Euch selbst mißkennet ihr, sonst Alles wißt ihr eh.
Ach, eure Wissenschaft ist noch der Weisheit Kindheit,
Der Klugen Zeitvertreib, ein Trost der stolzen Blindheit.
Allein, was wahr und falsch, was Tugend, Prahlerei,
Was falsches Gut, was ächt, was Gott und jeder sei:
Das überlegt ihr nicht, ihr dreht die feigen Blicke
Vom wahren Gute weg, und sucht ein träumend Glücke." —

Als die zwei Abwege der an sich irre gewordenen Vernunft schildert er mit kräftiger Hand (obwohl, wie immer, mit großen Härten der Form und manchen unserm Geschmacke nicht zusagenden Bildern *) zuerst den Aberglauben:

„Vor seinen Infuln muß der Fürsten-Stab sich legen,
Für ihn treibt man den Pflug, für ihn zieht man den Degen;
Betrug hat ihn erzeugt und Einfalt groß gemacht,
Die Priester nähren ihn, und haben ihn gepacht.
Wer diesen Glauben wählt, hat die Vernunft verschworen,
Dem Denken abgesagt, sein Eigenthum verloren;
Er glaubet was sein Fürst und glaubt's, weil der es glaubt,
Er kniet wann jener kniet und raubt wann jener raubt." — —
— — „Erschrecklich Ungeheu'r, sein Wüthen übersteigt,
Was je des Himmels Zorn zu unsrer Straf erzeugt;
Im innern Heiligthum, wohin kein Fremder schauet,
Ist sein verborgner Thron auf Wahn und Furcht gebauet;
Ihm stehn mit krummem Hals die schlaue Heuchelei,
Und mit verlarvtem Haupt Betrug sein Vater bei." — —
— — „Von dem bethörten Sinn läßt sich das Herz betrügen,
Liebt ein beglaubtes Nichts, und irret mit Vergnügen;
Ein angenommner Satz, den nichts als Glaube stützt,
Wird bald ein Theil von uns, und auch mit Blut beschützt." —

Ganz im Geiste eines Zeitalters, das vor Allem darnach ringen mußte, die Fesseln einer bigotten, oft heuchlerischen und lüderlichen Hierarchie wegzuwerfen, und die Religion an die Stelle des religiösen Wahns zu setzen, konnte Haller seinen jugendlich-ehrlichen Zorn gegen allen priesterlichen Fanatismus bis zu dem Ausrufe steigern:

„Wo Glaubens Zweitracht herrscht, stehn Brüder wider Brüder,
Das Reich zerstört sich selbst und frisset seine Glieder;
Für seines Gottes Ruhm gilt Meineid und Verrath;
Was Böses ist geschehn, das nicht ein Priester that?" —

Nun wendet er sich zum Gegenbilde, dem Unglauben, und zwar in der Gestalt wie ihn der damalige französische Materialismus lehrte:

„In stiller Heimlichkeit, umzielt mit engen Schranken
Herrscht eine zweite Lehr, und wohnt in den Gedanken,
Ihr folget, wer allein auf eign'e Weisheit baut,
Die Klügern insgeheim und Thoren überlaut,
Der Fürst, dem Laster nutzt, den Gottes Furcht umschränket,
Der Freigeist, der sich lernt, und mehr als andre denket,

---

*) So z. B.:
„Ein Kind ist noch ein Kraut, das an der Stange klebt." — —

Der Weichling, dem ein Gott zu nah zur Strafe scheint,
Sind, aus verschied'nem Grund, doch wider Gott vereint." — —
— — „Bei ihnen ist kein Zweck, kein Wesens Ursprung mehr,
Und Alles hat das Sein vom blinden Ungefähr.
Hier wird die Seele selbst gemessen und gewogen,
Sie muß ein Uhrwerk sein, für gleich lang aufgezogen
Als ihr vereinter Leib, das, wann er würkt, versteht,
Denkt, weil er sich bewegt, und wann er stirbt, zergeht." —
— — „Bei ihnen zeugt die Furcht der Tugend edle Triebe,
Der Menschheit Feder ist allein die Eigenliebe." —

So kömmt Haller zu der niederschlagenden Folgerung, daß der verwirrenden Menschheit Glaube und Unglaube gleich oft zum Falle gedient; wenn jener zum dunkeln Wahn, dieser zu entfesselten Begierden führte:

„Du fehlst, sobald du glaubst, und fällst, sobald du wanderst,
Wir irren allesammt; nur jeder irret anderst." — —
— — „Der Pöbel ist nicht weis', und Weise sind nicht klug;
So weit die Welt sich streckt, herrscht Elend und Betrug." — —

Von dem Drucke dieser Beobachtung des gewöhnlichen Menschenlooses sucht er sich durch Resignation, durch freiwillige Anerkennung der Schranken des menschlichen Geistes zu befreien. Auf die Lösung der schwersten metaphysischen Probleme, von Gott und Mensch und Schöpfung *), wolle er, weil über unserm geistigen Vermögen liegend, verzichten; die Offenbarung in Natur und Schrift allein zeige uns den wahren Gott. Der Bau der Welt weise die Spur seiner Hände; überall im Reiche des Seins, im Kleinsten wie im Größten, dem Menschen, dem „Zusammenhang von eitel Meisterstücken" finde man „Gott gebildt und nichts als Wunder." Aber erst in der „Gnade habe der in Allem strahlende Gott sich deutlich abgemahlt;" wie der Mond zur Sonne, so verhalte sich die Vernunft zu Gottes Offen-

---

*) „Wie Gott die Ewigkeit einst einsam durchgedacht,
Warum einst und nicht eh, Er eine Welt gemacht;
Was unser Geist sonst war — — —
Dies soll ich nicht verstehn, und kein Geschöpfe fragen." —

Ebenso heißt es in der „Falschheit menschlicher Tugenden":

„In's Innre der Natur dringt kein erschaffner Geist;
Zu glücklich, wenn sie noch die äußre Schale weis't!
Du hast nach reifer Müh' und nach durchwachten Jahren
Erst selbst, wie viel uns fehlt, wie nichts man weiß, erfahren." —

barung; wenn die Vernunft nicht bei Gott stille stehe, so warte ihrer das Loos des Icarus. —

In der „Falschheit menschlicher Tugenden" (1730) forscht er, wie oben nach dem Höheren über Aberglauben und Unglauben, so hier nach den Grenzen von Tugend und Laster, also beide Male nach den schwersten Fragen der Religionsphilosophie und Ethik:

„Wie gut und böses sich durch enge Schranken trennen,
Was wahre Tugend ist: wird nie der Pöbel kennen.
Kaum Weise sehn die March, die beide Reiche schließt,
Weil ihre Gränze schwimmt und in einander fließt." —

Die unzähligen falschen Scheinbilder der Tugend machen ihn indessen nicht irre *) an der Tugend, die „kein Wahlgesetz, das uns Weise lehren," die vielmehr das „Auge und der Ruf des Himmels" in uns sei, und als „innerlich Gefühl," als „Rath der Seele" uns untrüglich leite; ein „innrer Zug, wie alles Gute, aus dem selbstständigen Gut, aus dem unendlichen Meere der Gnade stammend." — Haller kennt also nicht den Einheits-Punkt höherer Sittlichkeit und Religion, die nur in sinkenden Perioden feindselig auseinandergehen. Ihm ist Tugend die siegende Gegenwart des göttlichen Lebens in uns, das als Gefühl uns beherrscht wie als That sich entfaltet; es ist die Liebe, die aus dem Urquell der ewigen Liebe entsprungen:

„Das Herz folgt unbewußt der Würkung deiner Liebe;
Es meinet frei zu sein, und folget deinem Triebe. — —
— — Was von dir stammt ist ächt und wird vor dir bestehen,
Wenn falsche Tugend wird, wie Blei im Test, vergehen."

In dem Gedichte „Ueber den Ursprung des Uebels" (1734) versucht sich Haller in einer Theodicee: „Es können — bemerkt er in einer spätern Ausgabe — in der That noch bessre Ursachen für die Mängel der Welt gesagt werden. Aber ein Dichter ist kein Weltweiser; er malt und rührt; er erweiset nicht." — Auch hier bringt

---

*) „Die Tugend. Sapphische Ode an Herrn Hofrath Drollinger" (1729) behandelt denselben Gegenstand:

„Freund, die Tugend ist kein leerer Name,
Aus dem Herzen keimt des Guten Same. — —
Nicht der Hochmuth, nicht die Eigenliebe,
Nein, vom Himmel eingepflanzte Triebe
Lehren Tugend, und daß ihre Krone
Selbst sie belohne."

er jene quälenden Fragen, auf die jede Religion und jede Philosophie eine Antwort geben muß, jene Frage: wie unsre Qual sich mit Gottes Huld vertrage? — nur durch ehrfurchtsvolle Unterwerfung vor Gottes „verborgenen" Wegen zum Schweigen, also durch die Zuversicht seines Glaubens:

„Wann unser Geist, gestärkt, dereinst dein Licht verträgt
Und sich des Schicksal's Buch vor unsre Augen legt;
Wann du der Thaten Grund uns würdigest zu lehren,
Dann werden Alle dich, o Vater, recht verehren." —

Der Dichter schließt vom Kleinen auf das Große; die göttliche Huld, die sich im Kleinen (in der Schöpfung, in der Ernährung des Raben) groß zeige, werde im Großen (am Menschen) noch größer sein — also eine Beweisführung, die den Zweifel durch eine geistige That der siegenden christlichen Ueberzeugung überwindet; eine Beweisführung, die nur für den Religiösen Ueberzeugungskraft haben wird; aber diesem gerade thut es Noth, die innern so leicht ermattenden Schwingen des gläubigen Bewußtseins durch diese Appellation an seine tiefste Voraussetzung wieder gehoben zu sehen. Für Andre sind alle Beweise der Art verlorene Mühe.

In den „verdorbenen Sitten" (1731) wie im „Mann der Welt" tritt Haller als republikanischer Censor auf mit jenem edeln Durste nach Vollkommenheit, der die Jugend jedes besseren Menschen durchglüht, mag auch der Greis mildernd darauf zurück blicken: „Junge Leute, die in Büchern die Welt kennen gelernt haben .... fallen leicht in den Fehler, daß Alles was sie sehen, ihnen unvollkommen und tadelhaft vorkömmt .... Eine kleine Republik braucht keine Scipionen" u. s. w. —

Das Größte seiner Lebensweisheit enthält das berühmte Wort:

„Lern, daß nichts selig macht als die Gewissens-Ruh,
Und daß zu deinem Glück dir niemand fehlt als du!"

So wie seine tiefste Erkenntniß des Christenthums in den wenigen Zeilen ausgesprochen ist:

„Zu schlecht ist was vergeht; du willst das Herz allein,
Und ewig, wie du selbst, muß auch dein Opfer sein!" — *)

*) „Ueberschrift auf einen Kupferstich, in welchem Herr Herrliberger die verschiedenen Religionen vorstellt." — S. 236.

Gellert.

(1715 — 1769.)

Ueber Gellerts schriftstellerische Bedeutung wird sich ein sehr verschiedenes Urtheil herausstellen, je nachdem wir an seine Schriften den Maßstab unsrer Zeit und Bildung oder denjenigen seiner Zeitgenossen anlegen. Sind sie uns, ihrem größeren Theile nach, so schwer genießbar geworden, daß in der Regel nur noch der Literarhistoriker sich entschließt sie ganz durchzulesen, so darf uns diese Wahrnehmung doch nicht hindern, die außerordentliche Bedeutung anzuerkennen, die sie im vorigen Jahrhundert, beim ersten Erwachen unsrer Literatur, für unsre Bildung hatten. Wer dies verkennen wollte, den könnte schon ein Wort von Göthe *) zurechtweisen, der Gellerts Schriften geradezu „das Fundament der deutschen sittlichen Cultur" nennt.

Um uns aber aus lebendigen Zeugnissen jener Zeit zu vergegenwärtigen, wie hoch Gellert in den Augen seiner Zeitgenossen stand, so erinnern wir nur an zwei hiefür bezeichnende Thatsachen: an seine berühmte Audienz bei Friedrich dem Großen und an seine Correspondenz mit dem Freiherrn von Widmann. — Es ist bekannt, wie gering Friedrich von der damaligen deutschen Literatur dachte; wenn er also auf Gellert aufmerksam wurde, so konnte dies nur die Folge eines ganz ungewöhnlichen Ansehens und Rufes des deutschen Schriftstellers sein.

Die Unterredung beider Männer (18. December 1760.), des großen preußischen Feldherrn und Königs und des schlichten sächsischen Moralisten und Fabeldichters — wie sie uns von Augen- und Ohrenzeugen berichtet wird **) — ist für Art und Gesinnung beider Männer, für ihr Urtheil über die damalige Bildungsstufe der Nation so belehrend, sie giebt uns ein so anschauliches Lebensbild — daß wir sie als ein bedeutendes Denkmal unsrer Bildungsgeschichte hier aufnehmen:

---

*) Dichtung und Wahrheit. I. 7.

**) Gellerts sämmtliche Schriften. Leipzig 1839. IX. Briefe. S. 12 ff. „Auszug eines Briefes aus Leipzig vom 27. Jan. 1761" und als Ergänzung Gellerts eigene Darstellung in einem Briefe an Rabener vom 29. Jan. 1761. — S. 9 ff.

König. Ist Er der Professor Gellert?

Gellert. Ja, Ihro Majestät.

K. Der englische Gesandte hat mir viel Gutes von Ihm gesagt. Wo ist er her?

G. Von Haynichen bei Freiberg.

K. Hat Er nicht noch einen Bruder in Freiberg?

G. Ja, Ihro Majestät.

K. Sage Er mir, warum wir keinen guten deutschen Schriftsteller haben?

Der Major. *) Ihro Majestät sehen hier einen vor sich, den die Franzosen selbst übersetzt haben und den deutschen la Fontaine nennen.

K. Das ist viel. Hat Er den la Fontaine gelesen?

G. Ja, Ihro Majestät, aber nicht nachgeahmt; ich bin ein Original **).

K. Das ist also Einer; aber warum haben wir nicht mehr gute Autoren?

G. Ihro Majestät sind einmal gegen die Deutschen eingenommen.

K. Nein, das kann ich nicht sagen.

G. Wenigstens gegen die deutschen Schriftsteller.

K. Das ist wahr. Warum haben wir keine guten Geschichtschreiber?

G. Es fehlt uns daran auch nicht. Wir haben einen Mascov, einen Cramer, der den Bossuet fortgesetzt hat.

K. Wie ist das möglich, daß ein Deutscher den Bossuet fortgesetzt hat?

G. Ja, ja, und glücklich. Einer von Ihro Majestät gelehrtesten Professoren hat gesagt, daß er ihn mit eben der Beredsamkeit und mit mehrerer historischer Richtigkeit fortgesetzt habe.

K. Hat's der Mann auch verstanden?

G. Die Welt glaubt's.

K. Aber warum macht sich keiner an den Tacitus? Den sollte man übersetzen.

---

*) Der Major Quintus Icilius, der den Dichter zu der Audienz abgeholt hatte.

**) Gellert giebt diese Antwort im Briefe an Rabener: „Ich bin ein Original; aber darum weiß ich noch nicht, ob ich ein gutes bin.“ Vorher hatte er auf die Frage, wo er so schreiben gelernt habe, geantwortet: „In der Schule der Natur.“ Werke IX. S. 10.

G. Tacitus ist schwer zu übersetzen, und wir haben auch schlechte französische Uebersetzungen von ihm.

K. Da hat Er Recht.

G. Und überhaupt lassen sich verschiedene Ursachen angeben, warum die Deutschen noch nicht in aller Art guter Schriften sich hervorgethan haben. Da die Künste und Wissenschaften bei den Griechen blüheten, führten die Römer noch Kriege. Vielleicht ist jetzt das kriegerische Säculum der Deutschen; vielleicht hat es ihnen auch noch an Augusten und an Louis XIV gefehlt.

K. Er hat ja zwei Auguste in Sachsen gehabt.

G. Wir haben auch in Sachsen einen guten Anfang gemacht. —

K. Wie? will Er denn einen August in ganz Deutschland haben?

G. Nicht eben das; ich wünsche nur, daß ein jeder Herr in seinem Lande die guten Genie's ermunterte. — —

K. Ist Er gar nicht aus Sachsen weggekommen?

G. Ich bin einmal in Berlin gewesen.

K. Er sollte reisen.

G. Ihro Majestät, dazu fehlen mir Gesundheit und Vermögen. u. s. w. u. s. w.

K. Es sind wohl itzt böse Zeiten?

G. Ja wohl, und wenn Ihro Majestät Deutschland den Frieden geben wollten — —

K. Kann ich denn? Hat Er's denn nicht gehört? Es sind ja drei wider mich.

G. Ich bekümmere mich mehr um die alte als neue Geschichte.

K. Was meint Er? Welcher ist schöner in der Epopoe, Homer oder Virgil?

G. Homer scheint wohl den Vorzug zu verdienen, weil er das Original ist.

K. Aber Virgil ist viel polirter.

G. Wir sind zu weit vom Homer entfernt, als daß wir von seiner Sprache und Sitten richtig genug sollten urtheilen können. Ich traue darin dem Quintilian, welcher Homer den Vorzug giebt.

K. Man muß aber nicht ein Sklave von den Urtheilen der Alten seyn.

G. Das bin ich nicht; ich folge ihnen nur alsdenn, wenn ich wegen der Entfernung selbst nicht urtheilen kann.

Major. Er hat auch deutsche Briefe herausgegeben.

K. So? Hat Er denn auch wider den Stylum curiae geschrieben?

G. Ach ja, Ihro Majestät.

K. Aber warum wird das nicht anders? Es ist was Verteufeltes. Sie bringen mir ganze Bogen, und ich verstehe nichts davon.

G. Wenn es Ihro Majestät nicht ändern können, so kann ich's noch weniger. Ich kann nur rathen, wo Sie befehlen. — —

K. Kann Er keine von seinen Fabeln auswendig?

G. Ich zweifle. Mein Gedächtniß ist mir sehr untreu.

K. Besinne Er sich, ich will unterdessen herumgehen — — — Nun, hat Er eine?

G. Ja, Ihro Majestät, den Maler. „Ein kluger Maler in Athen u. s. w.

K. Und die Moral?

G. Gleich Ihro Majestät. „Wenn deine Schrift u. s. w."

K. Das ist recht schön. Er hat so etwas Coulantes in Seinen Versen; das verstehe ich Alles. Da hat mir aber Gottsched eine Uebersetzung der Iphigenia vorgelesen; ich habe das Französische dabei gehabt, und kein Wort verstanden. Sie haben mir noch einen Poeten, den Pietsch, gebracht; den habe ich weggeworfen.

G. Ihro Majestät, den werfe ich auch weg.

K. Nun, wenn ich hier bleibe, so muß Er öfter wiederkommen, und Seine Fabeln mitbringen und mir was Neues vorlesen.

G. Ich weiß nicht, ob ich gut lese; ich habe so einen singenden gebirgischen Ton.

K. Ja, wie die Schlesier. Nein, Er muß Seine Fabeln selbst lesen, sie verlieren sonst viel. Nun, komm Er bald wieder.

Ungeachtet dessen, was der König am Ende sagte, ist doch der Professor nicht wieder gerufen worden. Da er weggegangen, hat der König gesagt: „Das ist ein ganz anderer Mann, als Gottsched." Und den andern Tag bei der Tafel: „C'est le plus raisonnable de tous les savans allemans."

Ein nicht geringeres Zeugniß für den Einfluß, den Gellert auf seine Zeit übte, ist in dem merkwürdigen Briefe des Freiherrn von Widmann an den Leipziger Professor (9. Febr. 1761) enthalten. Wenn ein östreichischer Freiherr, ein kaiserlicher Gesandter in Nürnberg den armen Pastors-Sohn aus Haynichen in den ehrfurchtsvollsten Ausdrücken

ersucht: ihm seine Briefe zu korrigiren und ihn zu einem besseren deutschen Style Anleitung zu geben, nachdem er in Leipzig seine moralischen Vorlesungen gehört hatte: so ist dies für deutsche Cultur- und Sittengeschichte eben so bedeutsam als die Audienz des Fabeldichters bei Friedrich dem Großen, dem er zuerst von deutschem Schriftthum eine bessere Vorstellung giebt. Eben deßhalb theilen wir auch aus diesem Briefe des Freiherrn die bezeichnendsten Stellen mit:*)

„Wohl Edelgebohrner,

Hoch und Vielgeehrter Herr Professor.

Nichts schmeichelhafteres in der Welt hätte mir begegnen können, alß von Euer Wohledelgebohrnen mit einem Schreiben beehrt zu werden; Stellen Sie sich also das Vergnügen, ia ich darff wohl noch hinzusetzen, ienen Hochmuth vor, so Dero beede werthe Schreiben vom 25. und 30. ꝛc. elapsi in mir erwecket haben; die Verantwortung des letztern mögen Euer Wohl Edelgebohrenen über sich nehmen, dann ich bin in dieser meiner Sünde so verstockt, daß ich noch ferners hin damit prangen, und Dero beede Briefe Zeit Lebens unter meine wichtigsten und merkwürdigsten Schriften aufbewahren will. Euer ꝛc. sind allzugütig, daß Sie den Besuch, so ich Deroselben im Jahr 1759 in Dero moralischen Vorlesungen abgestattet habe, und meinen dabei gegebenen Beifall so hoch erheben wollen, beedes hat mir Ehre und Nutzen gebracht, ia es kommet villmehr mir zu, Ihnen zu danken, daß Sie mir ienes haben erlauben wollen, ich meines Orts werde diesen vor mich so vergnüglichen Zeit-Punkt nie vergessen können, und habe seither vielmahl die Academische Jugend zu Leipzig um das Glück beneidet, die Vorlesungen eines Lehrers anhören zu können, dessen angenehmer alß lehrreicher Vortrag ieden, so zu denken und den Werth der Tugend zu schätzen weiß, verleiten muß sich die Schuliahre, welche man sonsten nicht geschwind genug übersteigen kann, wiederumben zurück zu wünschen. Alle Staatsmänner solten sich glücklich achten, wann sie ienes thun könnten, was ich im Jahr 1759 gethan habe; und die Staats Kunst müste noch um so viel edler werden, wann sie immer auf den Grund der Sittenlehre gebauet würde, ia sodann würde das pöbelhafte Vorurtheil daß iene nur in der Arglistigkeit und nicht vielmehr in der Rechtschaffenheit bestehe, erst recht besieget werden."

*) Sämmtl. Werke IX. S. 17.

Und dann setzt er in der Nachschrift hinzu: „Bitte ich Euer ꝛc. durch alles was ich bitten kann, dieses mein Schreiben nach den Inhalt und denen Sätzen Dero im Jahr 1756 bey Johann Wendler in Leipzig gedruckten praktischen Abhandlung von dem guten Geschmack in Briefen, zu zergliedern, und auf das strengste zu beurtheilen, mir aber, besonders über die hin und wider mit eingeschlichenen austriacismos, Dero Urtheil aufrichtig und ohne allem Rückhalt zukommen zu laßen; Wann Euer ꝛc. mir diese meine inständige Bitte gewähren, so werde ich solches als eine ganz ausnehmende Probe Dero schätzbaren Freundschaft Zeit Lebens mit Dank erkennen, und desto mehr angefrischet werden, ofters sowohl zu meinem Vergnügen, alß zu meinem Unterricht an Sie zu schreiben. Solten Sie mir aber es versagen, oder mich im geringsten schonen wollen, so würde es mir höchst schmerzlich seyn, und von mir als ein stiller Verbott Sie nicht mehr mit meinen Briefen zu belästigen, angesehen werden; ie schärfer Euer ꝛc. Beurtheilung ausfallen wird, desto ie größer soll meine Verbindlichkeit seyn, und nichts soll ihr gleich kommen können, als iene schon obbemelte so lebhaft als aufrichtige Gesinnungen, mit welchen ich Zeit Lebens seyn werde

Euer Wohl Edelgebohrn
dienstschuldigst ergebenster Diener
v. Widmann."

Wir wissen nicht, ob Gellert Unrecht hatte, wenn er dem würdigen Freiherrn (16. Febr. 1761) antwortete *): „Vielleicht hat selten ein großer Herr und wohl niemals ein Oesterreichischer Minister so schön und richtig Deutsch geschrieben als ich sehe, daß es Ew. Excellenz schreiben. Dieses sage ich dreist und mit Gewissen" **). Das aber wissen wir, daß wir Ursache haben, mit Achtung an einen deutschen Staatsmann des vorigen Jahrhunderts zu erinnern, der „den Wahn", die Arglist für die beste Politik zu halten, als ein „pöbelhaftes Vorurtheil" bezeichnet, — an einen Staatsmann, der auf der Sittenlehre die Staatskunst begründen will.

Nach solchen Beispielen werden wir uns nicht mehr wundern, wenn wir lesen ***), daß zuweilen mehr als vierhundert Zuhörer seinen

*) Gellerts sämmtl. Schriften. 1839. IX. S. 22.

**) Am 28. März 1761 schreibt er ihm wieder: „Dieses seltene und große Beispiel macht der deutschen Nation viel Ehre; sollte es nicht auch die Nacheiferung anderer Minister erwecken können?"

***) Gellerts Leben von Joh. Andr. Cramer 1774.

Vorlesungen beiwohnten, daß man nahe und fern sich Hofmeister von ihm empfehlen ließ oder Briefwechsel mit ihm anknüpfen wollte*); daß der Prinz Heinrich von Preußen nach einer freundlichen Unterredung ihm das Pferd schenkte, das er in der Schlacht bei Freiberg geritten, und daß der General Hülsen Gellerts Vaterstadt ausdrücklich „aus Wohlwollen gegen den Professor Gellert und seine Schriften" mit Einquartirung fast ganz verschonte. Darum konnte Gellert bei einem ähnlichen Anlasse (als der Magistrat zu Haynichen ihn bat, sich beim Könige von Preußen für die Stadt zu verwenden) mit einem starken Selbstgefühle schreiben (1761): „Freilich verschonete Alexander der Große die Stadt Theben, weil sie der Geburtsort des Poeten Pindarus war. Und wenn ich gleich kein Pindarus bin: so habe ich doch geistliche Oden und Lieder geschrieben, die gewiß unendlich nützlicher sind als seine Heldenoden." Ein Bewußtsein von seiner Bedeutung verräth sich daher in manchen Aeußerungen; wenn er z. B. in einem Briefe an seine junge Freundin Caroline Lucius (2. Mai 1761) annimmt, daß seine Briefe vielleicht auf die Nachwelt kommen; oder wenn er, seine Bekanntschaft mit General Laudon in Carlsbad (1763) erzählend, von dem alten Krieger bemerkt: „anfangs mochte er sich vor mir fürchten, so wie ich mich vor ihm." Die Verehrung für ihn wuchs mit jedem Jahre, namentlich im letzten Jahrzehent seines Lebens in einer Weise wie sie vielleicht in den Jahrbüchern der neuern Literatur nicht zum zweiten Male vorkömmt; bekannt ist, daß der Kurfürst von Sachsen dem kränklichen Lehrer Deutschlands aus seinem Stalle das sanfteste Leibpferd aussuchen und nach Leipzig führen ließ (1768) wovon Gellert selbst erzählt: es sei „mit seinem goldenen Zaume und seinem blausammetnen Sattel unter einem Zulaufe von Jung und Alt, Gelehrten und Ungelehrten in seinen Hof gebracht worden."

Obige Züge werden hinreichen, um die Stellung zu bezeichnen, die Gellert in den Augen seiner Zeitgenossen einnahm; eine Stellung, die uns aus seinen Schriften allein nicht begreiflich wird, wenn wir uns nicht den innerlich noch ganz gebundenen nach Erweiterung und Befreiung schmachtenden Culturstand der Zeiten vor Gellert vergegenwärtigen. — In Gellert glaubte man den Mann gefunden zu haben,

---

*) So wie er mehrmals Ehebündnisse, auf die Bitte seiner Freunde hin, zu stiften hatte. Man sehe z. B. Werke IX. 230. Brief.

der den Trieb nach Bildung in der Literatur und im Leben, welcher in alle Kreise der Gesellschaft drang, zu befriedigen wisse, ohne die sittlichen und religiösen Güter der Nation zu gefährden; in ihm, dessen ernstes fleckenloses Leben wie mit einem Heiligenscheine umgeben war, glaubte man den überzeugendsten Beweis dafür zu erblicken, daß man sich der socialen und ästhetischen Barbarei entziehen könne, ohne deßhalb nothwendig mit der bürgerlichen Moral und dem Christenthume zerfallen zu müssen. Die Aufklärung, welche die obern Stände in der damaligen französischen Cultur suchten, sah man so häufig mit Freigeisterei und Entsittlichung verbündet, daß es in Vieler Augen keine andre Wahl gab als zwischen der alten Rohheit und Beschränktheit oder der neuen „glaubens- und sittengefährlichen Aufklärung.“ Darum eben war Gellerts Wirksamkeit so unberechenbar, die zwischen jenen beiden Abwegen der Bildungslosigkeit und Ueberbildung einen dritten sichern Weg *) zu zeigen schien. Uns Nachgebornen, die hundert Jahre nach ihm leben, tritt in seinen Schriften vorzugsweise die ernste erbauende moralisirende Richtung, der redlich ermahnende warnende fromme Sittenlehrer entgegen. Und doch war dies nur die *eine*, wenn auch wahrscheinlich die wichtigste Seite seines Einflusses; die andre nicht so hervortretende, aber vielfach nachweisbare Seite suchen wir in der ästhetischen und sittlichen Entwicklung und Befreiung, deren *Anfänge* von ihm ausgiengen.

Ohne diesen Aufschluß bliebe es ganz unbegreiflich, wie auch die Jugend, soweit die deutsche Sprache reicht, sich so eifrig zu ihm hätte wenden können; wissen wir ja (noch aus mündlichen Berichten) daß Manche damals Jahre lang jeden Sparpfennig zusammenlegten bis sie im Stande waren, die Gellert'schen Schriften zu kaufen; die Jugend, die überall das Neue, das Befreiende, Entwickelnde sucht, fand also auch bei ihm für diese Bedürfnisse Nahrung.

Am deutlichsten tragen die *Fabeln* und *Erzählungen* (1746—1748) jenen Charakter einer geistig freieren Bewegung an sich, wie sie denn auch lange Zeit ein Lieblingsbuch des deutschen Publikums blieben. Schon die verständliche vom Ausländischen gereinigte, leichte Sprache, jenes „*Coulante*“ seines Ausdruckes, wie Friedrich **II** es nannte, mußte damals für deutsche Ohren etwas Hinreißendes ha-

*) Vgl. die ansprechende mit Liebe in Gellerts Eigenthümlichkeit eingehende Charakteristik desselben bei *Hagenbach* „Die Kirchengeschichte des 18. und 19. Jahrhunderts. I. S. 336 ff. Leipzig 1842.“

ben*); nun vollends der Inhalt! diese gutmüthige wohlwollende Ironie, die denn doch der bisherigen schwerfälligen Bürgerlichkeit die Zunge löste, um die Schwächen der verschiedenen Stände, der beiden Geschlechter, des Menschen überhaupt scherzend zu besprechen. Unvermerkt sah man sich unter der Leitung des ehrbarsten wohlmeinendsten Vorgängers auf dem Wege, dessen Ziel die Befreiung des subjektiven Urtheils über die innern und äußern Zustände der Gesellschaft sein sollte. Gewiß, nichts kann im Grunde unschuldiger sein als diese mit der Vorliebe des gutmüthigen neckenden Hagestolzen wiederholten Sticheleien auf die Eitelkeit, die Wandelbarkeit und die angeborne List des andern Geschlechts, zumal da wir aus seinem Selbstgeständnisse in einem Briefe an die Lucius (1761) wissen: „daß er oft geneigt war mit dem Engländer Doddridge zu glauben, daß das andere Geschlecht vielleicht die beste und tugendhafteste Hälfte des menschlichen Geschlechts sei." Immerhin war dies ein erster Schritt, so bedächtig und gravitätisch er sein mochte, es war doch ein Schritt zur Ermuthigung des geistigen Gerichts über die Thorheiten und den Schein gegebener Zustände und herrschender Ansichten.

„Wem Farb und Kleid ein Ansehn geben,
Der hat Verstand, so dumm er ist."

Das heißt in unsern Tagen gewiß eine sehr bescheidene Kritik, und doch ist es Kritik. Derselbe Sinn als Wunsch nach größerer Unabhängigkeit verräth sich da, wo Amt und Ehrenzeichen nur „eine desto tiefere Sklaverei" (in der Fabel vom „Füllen") heißen; oder wenn im „jungen Drescher" gefragt wird:

„Wer weiß, ob manches Herz nicht viel zufriedner schlug,
Eh es der Fürsten Gunst an einem Bande trug!"

Ebenso macht sich die Fabel „die Bienen" über den „Streit bürgerlicher Eitelkeit" zwischen Edel und Unedel lustig, und thut am Ende den Ausspruch: die besten Bienen seien nur die, „welche dem Staate am treusten dienen."

Nach der religiösen Seite hin ist Gellerts Witz am liebsten thätig, um die abgestandenen und heuchlerischen Richtungen anzugreifen, dem todten Formen- und Wortkram den Ernst und die Redlichkeit der Ge-

---

*) „Meine Kunst im Erzählen — sagt Gellert in Bezug auf seine Fabeln — war Glück, Natur, und wenn ich das stolze Wort gebrauchen darf: eine gewisse Begeisterung."

sinnung entgegenzustellen. In der Fabel „der Kranke" hören wir das Urtheil der pharisäischen Scheinfrömmigkeit aus dem Munde des Küsters, der von einem frommen Biedermann nichts schrecklicheres zu sagen weiß als: weil er Ketzereien geglaubt, habe man ihm kaum ein ehrliches Grab gestattet; auch habe dieser „Neuling und Bösewicht Comödien und Verse geschrieben." In „der Reise" wird das thatlose Wortchristenthum der Meisten mit einer Reise verglichen, die man immer nur auf der Karte, statt wie das Gesetz es verlange: in Wirklichkeit mache. — Etwas Schlagendes Zündendes geistig Weckendes haben seine Gedanken nie; im Gegentheil, die meisten scheinen vom gesunden Menschenverstande nur oben ab geschöpft; zuweilen liegt indessen seinen anspruchslosesten Zeichnungen eine treffende Menschenbeobachtung zum Grunde, wenn er z. B. einen Freigeist beschreibt, der sein Leben hindurch mit Uebermuth sein materialistisches System geltend macht, und auf dem Krankenbette in Todesangst sich von seiner Magd bekehren läßt.

Wie gering damals als er die Fabeln schrieb, seine Ansprüche an Poesie noch waren, beweist eine Stelle in der „Spinne": die Kunst, die der Welt nicht nütze, sei lächerlich; und in der „Biene und Henne": die Poesie lehre und unterrichte zwar nie, aber sie nütze doch dazu, dem, der nicht viel Verstand besitze, die Wahrheit durch ein Bild zu sagen.

Auch in dem Romane „Leben der schwedischen Gräfin von G." (von 1747 und 48) lassen sich viele Züge auffinden, die jener halb bewußten, halb unbewußten Richtung nach einer mildern, freisinnigeren, naturgemäßeren Lebensansicht entsprechen. Der religiöse Reformationsgeist, der alten Schul-Orthodoxie gegenüber, spricht schon aus den Worten, mit welchen die Gräfin den Religionsunterricht, den sie in der Jugend erhalten, rühmt: „Er brachte mir die Religion auf eine vernünftige Art bei, und überführte mich von den großen Vortheilen der Tugenden . . . Er hatte die Geschicklichkeit, mir alle diese Wahrheiten nicht sowohl in das Gedächtniß als in den Verstand zu prägen . . . Ich glaube auch gewiß, daß die Religion, wenn sie uns vernünftig und gründlich beigebracht wird, unsern Verstand eben so vortrefflich aufklären kann als sie unser Herz verbessert . . . Ich durfte meinem Vetter nichts auf sein Wort glauben, ja er befahl mir: in Dingen die noch über meinen Verstand waren, so lange zu zweifeln, bis ich mehr Einsicht bekommen würde." Mit Einem Worte: alle die Forderungen, mit denen der theologische Rationalismus

später auf seinem ersten schüchternen Stadium anfieng, die Forderungen, die nachher die philanthrophische Erziehungskunst mit großen Buchstaben auf ihr Panier schrieb — sie werden ganz ohne Arg als geistiges Bedürfniß von dem sonst gar nicht neuerungssüchtigen frommen Gellert empfohlen und vertheidigt.

Mit demselben Freimuth läßt Gellert seine Gräfin über die Unterschiede der Geburt und des Standes hinwegsehen: „Wie gering ist dieser Vorzug, (adelich geboren zu sein) wenn man ihn vernünftig betrachtet" . . . „Sie haben die Verdienste — schreibt die Gräfin dem Bürgerlichen, den sie heirathet — was geht die Vernünftigen die Ungleichheit des Standes an? Um die Unvernünftigen dürfen wir uns nicht bekümmern." Von Herrn R.. wird gerühmt, sein Verlangen sei gewesen: alle Menschen vernünftig und alle Vernünftige glücklich zu sehen. Daher habe er die großen Gesellschaften nicht leiden können, weil er so viel Zwang so viel unnatürliche Höflichkeiten und so viel Verhinderungen frei und vernünftig zu handeln, darin angetroffen. Nach seiner Meinung thäten Schmeichler der Wahrheit mehr Schaden als alle Ketzer und Freigeister. Täglich habe er sich um die Ausbildung seines Bedienten bekümmert, weil er behauptete: wer sich schäme, einen Menschen vernünftig und tugendhaft zu machen, weil er gering sei, der verdiene nicht ein Mensch zu sein.

Der moralische Sinn hat in Gellert den Einfluß erfahren, den die Poesie immer übt als Erweichung oder Beschränkung des allgemeinen positiven oder conventionellen Gesetzes; die verlassene Caroline, die sich in der Aussicht auf die Ehe mit dem Grafen schon ganz hingegeben, schreibt ihm nach der Trennung: „Ich bin die Ihrige unter der Bedingung gewesen, daß Sie mich einst öffentlich dafür erklären würden. Ich habe Ihnen also bei aller meiner Zärtlichkeit doch nie meine Tugend aufgeopfert." Hier wird also schon zwischen der sogenannten „bürgerlichen" gesetzlichen Tugend und einer innern unterschieden, die nur durch unsre Beweggründe bedingt wird.

Ebenso wird in Liebe und Ehe die wahre poetische und sittliche Ansicht gegen den überschwänglichen Platonismus wie gegen eine unwürdig sinnliche Auffassung vertheidigt: „Ich habe — erzählt die Gräfin *) — bei allen meinen Büchern über die metaphysische Geisterliebe nur lachen müssen. Der Körper gehört so gut als die Seele zu unsrer Natur. Und wer uns beredet daß er nichts als die Vollkom-

*) Werke IV. S. 225.

menheiten des Geistes an einer Person liebt, der redet entweder wider sein Gewissen, oder er weiß gar nicht was er redet. Die sinnliche Liebe die blos auf den Körper geht, ist eine Beschäftigung kleiner und unfruchtbarer Seelen. Und die geistige Liebe die sich nur mit den Eigenschaften der Seele gattet, ist ein Hirngespinnste hochmüthiger Schulweisen, die sich schämen daß ihnen der Himmel einen Körper gegeben hat, den sie doch, wenn es von den Reden zur That käme, um zehn Seelen nicht würden fahren lassen."

Es sind Vorboten der neuen Denkart, der größeren Duldung in religiösen und socialen Dingen, wenn ein sibirischer Jude als einer der edelsten großmüthigsten Menschen geschildert und dann bemerkt wird: „Vielleicht würden Viele von diesem Volke beßre Herzen haben, wenn wir sie nicht durch Verachtung und listige Gewaltthätigkeiten noch mehr niederträchtig und betrügerisch in ihren Handlungen machten, und sie nicht oft durch unsre Aufführung nöthigten unsre Religion zu hassen." Auch die mit sichtbarem Wohlgefallen ausgeführte Charakteristik des alten Engländers Steeley gehört hieher, der am Hochzeitfeste des Sohns „bis um eilf Uhr tanzte" und dann ausrief: „Ist doch das Tanzen keine Sünde; wenn ich nun auch diese Nacht stürbe, so würde mir meine Freude doch nichts schaden." Sein Leibspruch war: „man kann fromm und auch vergnügt sein." „Ich habe meine Pflicht in Acht genommen . . . Ich bin gegen die Nothleidenden gütig gewesen, und Gott wird es auch gegen mich sein. Die Welt hier ist schön; aber jene wird noch besser sein."*) Hier ist Gellerts Auffassung nur noch durch eine Linie von der nach ihm herrschend gewordenen rationalistischen Moral getrennt, welche die Seligkeit des Menschen von seiner bürgerlichen Rechtschaffenheit und seinem guten Herzen abhängen läßt, und den Paulinisch-Augustinischen Gegensatz von Sünde und Gnade so viel als verwischt.

Als ganz mißlungen müssen wir auch die Art bezeichnen, wie Gellert in seinem Romane unter den furchtbarsten sittlichen Conflikten, die er unnatürlich anhäuft, die gleichmüthigste Ergebung lehren will. Wohl giebt es nichts größeres und heiligeres als der Sieg göttlich-stiller Ergebung in ein ungeheures Schicksal; aber dieser Sieg muß, wenn er uns erheben soll, durch die gewaltigsten Kämpfe gegangen sein. — Daher kann man bei Gellert nur mit Widerwillen, fast mit sittlichem Ekel lesen, wie der erste Gemahl der Gräfin, den sie todt geglaubt,

*) Werke IV. S. 333. 334.

nach seiner Rückkehr mit ihrem zweiten Manne sich unter den süßesten Redensarten und Scherzen absindet: „Seht zu eurer Strafe — sagt er zu dem zweiten Gemahl — eure vorige Gemahlin in meinen Armen . . . Sie hat euch geliebt, und ihr habt es verdient; und wenn ich sterbe, so liebt sie euch wieder. Wir haben uns alle kein Vergehen, sondern nur das Unglück vorzuwerfen."

Die Lustspiele (1745—47) vertreten, nur in andrer Form, dieselben Gedanken und Bestrebungen wie die Fabeln, so die zärtlichen Schwestern, die Betschwester, das Loos in der Lotterie, die kranke Frau u. a., Stücke, die ohne Ausnahme nur wie dramatisirte moralische Abhandlungen auf uns wirken, während sie durch Sprache und Gesinnung in ihrer Zeit dennoch einen großen Fortschritt bezeichneten. — Staunen wird man aber, wenn man liest, daß selbst ein Gellert seine Ansichten gegen den Vorwurf vertheidigen mußte: „der gemeine Mann, der die „Betschwester" lese, werde nicht wissen, ob man die Betschwester oder den König David lächerlich machen wollte!" Ein Wink, wie wenig auch der Trefflichste vor den Verdächtigungen der Bosheit und des Stumpfsinns sicher ist!

Bisher ist von Gellerts Leistungen in den Fabeln und Erzählungen, im Schauspiele und Roman die Rede gewesen, also von seinem Einflusse auf die ästhetische und gesellige Bildung der Nation. Indessen denkt jeder bei Gellerts Namen noch an eine andre ungleich größere Seite seiner Wirksamkeit, die von seinen „geistlichen Oden und Liedern" (1757) ausgieng, und ihn seit neun Decennien zum Religionslehrer eines großen Theiles seines Volkes machte.

Eben dieser letztre Umstand, daß seine Lieder so lange schon zum Gemeingute deutscher Protestanten geworden, daß an sie die religiöse Erziehung unsrer frühesten Jugend sich lehnte, daß sie also einem jeden von uns lange Zeit das Heilige vermitteln halfen — dies nöthigt uns, wenn wir das geistige und geistliche Eigenthum unseres Volkes und unsrer eigenen Entwicklung ehren, nicht ausschließlich den ästhetischen Maßstab daran zu legen. Für den kulturgeschichtlichen Standpunkt haben diese Lieder einen unermeßlichen Werth; seit der Blüthezeit des alten wahren Kirchenliedes im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert hat die geistliche Dichtung nie wieder so tiefe Wurzeln geschlagen, so allgemeine und bleibende Verbreitung in Deutschland gefunden wie das Gellert'sche Lied.

Vergleichen wir Gellert mit dem alten Kirchenliede eines Luthers und Paul Gerhardts, so tritt er allerdings in Schatten; wer für die Fülle, die Tiefe und die Macht ursprünglicher religiöser Dichtung ein Ohr hat, der wird sich kaum eines Fröstelns erwehren, wenn er von jenen älteren Dichtern sich unmittelbar zu Gellert wendet. Dort quillt das ursprünglichste Leben des dichterischen Gemüthes, das von den christlichen Ideen und Thatsachen erfüllt und durchdrungen ist wie von der Luft, die man ein- und ausathmet ohne sich jedesmal davon Rechenschaft zu geben. Hier dagegen (bei Gellert) ist alle religiöse Empfindung erst aus der moralischen Reflexion geboren; Reflektiren, Ueberreden, Entschließen bildet die kühle Fluth durch welche der religiöse Gedanke sich meist erst durcharbeiten und daher auch gehörig abklären und vernüchtern muß. Nichts zeigt schlagender den außerordentlichen Unterschied zwischen ursprünglicher Poesie des Gemüths und zwischen Schuldichtung in ihrer besten und redlichsten Erscheinung als eine Zusammenstellung der Lutherischen Kirchenlieder mit den Gellert'schen. Aber Gellert schrieb und dichtete für seine Zeit, für jene eben erst aus Barbarei und Ausländerei zu einer bescheidenen mittleren Cultur aufstrebenden Geschlechter, für jene ehrenfeste aber in ihrem Gesichtskreise höchst beschränkte Bürgerlichkeit, die von guter Moral und Aufklärung des Verstandes das Heil erwartete, und beide Forderungen bei dem Lehrer an der Pleiße befriedigt fand. Gellert rühmt daher in der Vorrede (1757) die Sprache der Poesie als vorzüglich geschickt: „den Verstand auf eine angenehme Weise zu beschäftigen, um dem Gedächtnisse die Arbeit zu erleichtern." Sein Ziel sei: „den Geschmack an der Religion zu vermehren und Herzen in fromme Empfindungen zu setzen." Er deutet an, daß er den veränderten Geschmack der Zeit, „wenigstens des gesittetern Theils unsrer Nation," der sich an der Form der ältern Kirchenlieder, an der „rohen und unbearbeiteten Sprache unsrer Väter" oft stoße, mit der geistlichen Dichtung versöhnen wolle. Er wolle sich nicht irre machen lassen weder durch die Geringschätzung, „mit der die Welt auf ein geistliches Lied herabsehe", noch durch den Vorwurf der Spötter, „ein kleiner und einfältiger Geist, ein Abergläubischer und Milzsüchtiger" zu heißen.

Gerade von der Furcht vor diesem Vorwurfe hätte Gellert freier sein müssen, wenn seine Lieder mit der unwiderstehlichen Macht des zweifellosen zuversichtlichen dichterischen Genius uns ergreifen sollten. Dann würde uns nicht so oft mitten in seinem Anlaufe zur religiösen Erhebung wieder das Bestreben stören: seine Ueberzeugung auch vor

den Zweiflern und Spöttern zu rechtfertigen; darum frägt er im Passionsliede: die göttliche Güte übersteige zwar die menschlichen Gedanken, aber

— — „Sollt' ich darum im Glauben wanken?
Ich bin ein Mensch; darf der sich unterwinden
Gott zu ergründen?"

Und noch in demselben Liede:

„Seh' ich dein Kreuz den Klugen dieser Erden
Ein Aergerniß und eine Thorheit werden,
So sei's doch mir, trotz alles frechen Spottes
Die Weisheit Gottes."

Ebenso ruft er sich in dem „Trost der Erlösung" wieder zu:

„Nein diesen Trost der Christenheit
Soll mir kein frecher Spötter rauben;
Ich fühle seine Göttlichkeit,
Und halte fest am Glauben."

Wer uns so oft daran erinnert, daß er sich durch die Gegner nicht verführen lasse, der verräth im Grunde doch, daß diese Gegner ihn innerlich beunruhigen, daß er sich ihrer immer von neuem erwehren müsse. — Und wirklich führt eine genauere Bekanntschaft mit Gellert leicht zu der Annahme, er habe sich in jener ängstlichen mittlern Stellung des religiösen Reflektirens befunden, wo das Gemüth die sichere heitere Zuversicht des unmittelbaren Besitzes der Wahrheit verloren hat, ohne daß der Geist den Muth findet, sich vorläufig von der bisherigen geistigen Autorität zu trennen, und auf freie Hand hin, auf dem Wege des forschenden Gedankens, die verlorne Gewißheit wieder zu suchen, um der Gränzen des wissenschaftlichen und religiösen Wissens inne zu werden. Wo keins von beiden geschieht, wo die sittliche Gemüthskraft nicht so übermächtig waltet, um die Bedenken des reflektirenden Verstandes niederzuhalten; wo auch die geistige Begabung nicht tief genug angelegt ist, um den Zweifel an den ewigen Ideen der Religion und den Thatsachen des Christenthums durch einen freien Gang in das Innere der philosophischen Forschung zur Klarheit und zur Auflösung zu führen — da entsteht ein Mittelzustand, der in fortwährender innerer Unruhe zwischen Gefühlsglauben und Verstandesschlüssen schwankt, und nur durch moralische Strenge gegen sich selber vor völliger Haltungslosigkeit bewahrt wird. — Etwas Aehnliches scheint in Gellert gearbeitet zu haben, vielleicht ohne daß er sich davon Rechenschaft zu geben wußte. Sein Ausgangspunkt war eigentlich die religiöse Em-

pfindung, die mit den zartesten Nerven seines sittlichen Gefühls auf das engste verflochten war; am bestimmtesten spricht dies die Stelle im „Trost der Erlösung" aus: den hohen Rath des Opfers Jesu könne sein Geist nicht ergründen;

„Allein das Göttliche der That,
Das kann mein Herz empfinden."

Aber auf diesem Standpunkte konnte sich Gellert nicht immer ganz zufrieden geben; in seiner nüchternen Natur, in seiner Gottschedischen Bildung lag auch ein überwiegender Zug zum begrifflichen Demonstriren, zur „allgemeinen Deutlichkeit, die den Verstand nährt"; und eben aus dieser Neigung ist der schulmäßige, lehrhafte undichterische Ton so vieler seiner Lieder zu erklären. Was unterscheidet z. B. Stellen wie die folgenden von der Prosa, außer Reim und Rhythmus:

„Herr, lehre mich, wenn ich der Tugend diene,
Daß nicht mein Herz des Stolzes sich erkühne,
Und nicht auf sie vermessen sei."

Oder:

„Wahr ist's, Verläumdung dulden müssen,
Ist eine schwere Pflicht."

Oder:

„Gott ist der Herr der Welt; auf seine Hülfe bauen,
Ist meine Pflicht. Doch wann gehorch' ich ihr?"

Und endlich jenes, auch in der Form so verunglückte:

„Lebe, wie du, wann du stirbst,
Wünschen wirst gelebt zu haben."

Es wäre indessen ungerecht, zu übersehen, daß manche seiner Lieder einen viel frischeren und innigeren Ton treffen, und mehrmals zur wahren Poesie sich erheben; Dichtungen wie „Gott ist mein Lied" — „Dies ist der Tag, den Gott gemacht" — „Was ist's, daß ich mich quäle" — „Mein erst Gefühl sei Preis und Dank" u. a. gehören ganz oder stückweise zu jener ächten ursprünglichen Poesie, die mit Recht in unsern Kirchen und Häusern sich mit jedem Geschlechte erneut, die nie altert.

Nicht minder müssen wir das praktische sittliche Moment hervorheben, das in Gellerts Liedern so überwiegend sich geltend macht, und das offenbar aus dem Streben entsprang, einen trägen Buchstabenglauben, ein heuchlerisches Wortchristenthum zur ernsten Gesinnung und That anzutreiben:

„Ein täglich thätig Christenthum,
Das ist des Glaubens Frucht und Ruhm."

Darum dieses Dringen auf „ein Herz das Gutes liebt, auf ein ruh'ges Gewissen"; darum die Warnung: „ein Seufzer in der letzten Noth" sei nicht genug zur Seligkeit, sondern „ein gläubig Herz, von Lieb erfüllt."

So entschieden und wiederholt dringt bei Gellert diese Richtung auf die ethische Verwirklichung der Religion überall durch, daß er dem Vorwurfe nicht entgieng *): als lasse er den dogmatischen Inhalt oft unter der moralisirenden Deutung zu kurz kommen, und neige zu einer werkheiligen (pelagianischen) Richtung hin, wenn es z. B. heiße:

„Ein reines Herz, gleich deinem edlen Herzen,
Dies ist der Dank für deines Kreuzes Schmerzen,
Und Gott giebt uns die Kraft: in deinem Namen
Dich nachzuahmen."

Allein Gellerts Bedeutung lag ja eben theilweise **darin**, daß er aus einer unrettbaren, mumienhaften Orthodoxie wieder in den erneuernden Strom einer ethischen Bethätigung hinstrebte, daß er also jene große geistige Bewegung mit einleiten half, in welcher alle religiöse Wahrheit nicht mehr als überlieferte Autorität schon an und für sich Geltung fand, wenn sie sich nicht zugleich als eine unüberwindliche Macht des Geistes und des sittlichen Lebens bewährte. —

Welchen Eindruck seine Lieder auf viele Zeitgenossen machten: dafür sehen wir einen Brief Rabeners (25. März 1757) als ein gültiges Zeugniß an, das durch die außerordentliche Verbreitung derselben bald die beste Bestätigung erhielt:

„Liebenswürdig — schreibt er — sind Sie mir allezeit gewesen; aber nun sind Sie mir auch ehrwürdig. . . Sie dürfen keinen Augenblick zweifeln, daß Sie mit diesen Ihren frommen Gedichten erbauen werden. Die Erbauung wird doppelt sein, da die Welt Sie bereits auf einer so vortheilhaften Seite kennt. Durch Ihren Witz haben Sie die gerechten Vorurtheile des Publici gewonnen, welches nichts anders als

---

*) Auch Katholiken wurden an seiner lutherischen Rechtgläubigkeit irre; ein böhmischer Pater schrieb ihm, in Rücksicht auf das Lied „vom thätigen Glauben": „Sind Sie denn ein Lutheraner? Beinahe glaubte ich es nicht, wenn Sie nicht in Dero Vorrede des Herrn D. Luthers erwähnt hätten!" und ermahnte ihn zum Uebertritt in die römische Kirche. Worauf ihm G. antwortet: (1762) „daß der Inhalt dieses Liedes die einmüthige Lehre unsrer Kirche sei."

etwas lehrreiches, tugendhaftes und vollkommenes erwartet, sobald es Ihren Namen erblickt. Wie vortheilhaft wird nunmehr dieses Zutrauen der Welt für unsre heilige Religion sein! Ihre Fabeln und Lehrgedichte haben die Leser zu denen erhabenen Gedanken vorbereitet, die sie nunmehr in Ihren geistlichen Liedern finden. Verehrer der Religion werden mit diesen Gedichten den Leichtsinn dererjenigen beschämen, welche glaubten, daß der Witz nur zu einer eiteln Belustigung gut sei. Und diese Leichtsinnigen müssen die Religion liebgewinnen, da sie ihnen in einer so angenehmen und reizenden Kleidung vorgestellt wird . . . . . *) Was werden Ihre Schriften erst bei denenjenigen würken, die Ihr gutes Herz kennen? Diesen sind Ihre Wahrheiten doppelt überzeugend, da sie wissen, aus was für einer reinen Quelle, aus was für einem guten Herzen alle diese Wahrheiten herfließen." —

In gleichem Sinne schrieb ihm der Dichter Cronegk in Anspach (21. April 1757): „Deutschland wäre Ihrer nicht werth, wenn es nicht auch nach ganzen Jahrhunderten einen seiner liebenswürdigsten Schriftsteller verehrte . . . Zu wie vielen wahren redlichen Empfindungen der Religion werden Sie Anlaß geben!" —

Was die Lieder dem größeren lesenden Publikum waren, das waren die moralischen Vorlesungen, die erst ein Jahr nach Gellerts Tode herauskamen, für die studirende Jugend und durch diese wieder für alle ernsteren Kreise der Gesellschaft durch ganz Deutschland. —

Er gesteht selbst, nie sei es seine Absicht gewesen, „ein vollständiges System der Moral zu entwerfen;" wer daher die Strenge eines wissenschaftlich durchgeführten Princips, oder irgend eine schöpferisch die Geister anregende, neue Gesichtspunkte oder geistige Aufschlüsse gewährende Lebens-Anschauung erwartet, der sucht hier vergebens. Vielleicht

---

*) Wie sehr damals die Religion zu ihrem Schutze einer solchen „reizenden Kleidung" in manchen Kreisen der obern Stände bedurfte: beweist am schlagendsten eine Stelle aus einem spätern Briefe Rabeners an Gellert (4. Mai 1757), wo ein „Informator" verlangt wird, der ein Theologe sein müsse, „denn der Vater will, daß seine Kinder Religion haben sollen. Halten Sie dieses so viel möglich geheim; es möchte dem Vater an seinem Glücke und an seinem guten Namen Schaden thun, da er Kriegsrath, ein Hofmann und von Geschlecht ein V.. ist. Freuen Sie sich nicht, daß neben dem Latein auch die reine Muttersprache gelehrt werden soll?" —

mochte dieser Mangel auch einen Theil der Schuld daran tragen, daß — nach Göthe's Versicherung *) — der Eindruck dieser Vorlesungen auf lebhaftere jüngere Geister nur ein vorübergehender war; obgleich wir solchen Beobachtungen über geistige Wirkungen nur eine sehr bedingte Gültigkeit zugestehen; denn wer will in hunderten von Seelen lesen und darin dem Einflusse einer lebendigen Rede nachrechnen? Der Saame, der in Göthe nicht zu haften schien, gieng vielleicht in vielen andern als Frucht für das ganze Leben auf; allem wahrhaft Sittlichen, wo es aus lautrer Seele stammt, wohnt eine unvergängliche Wirkung bei. — Dennoch müssen wir auf unsre Bemerkung zurück kommen, daß diesen Reden, so ehrwürdig sie auch sind, doch aller Segen eines produktiven Geistes fehlt, alle die Gewalt einer überlegenen, das Widerstrebende sich geistig unterwerfenden Weltanschauung. Gerade diese Abwesenheit alles genialen oder produktiven Inhaltes mochten die Gegner meinen, wenn sie von „entnervender Manier" sprachen; alles Moralische, solange es einen blos gesetzlichen einschränkenden Charakter hat, erscheint jugendlich kräftigen und heftig sinnlichen Naturen nur als Schwäche. Auch läßt sich nicht in Abrede stellen, daß der Gellertschen Sinnesweise hie und da in ihrer Aeußerung (nicht in ihrem tieferen Ernste) etwas weinerlich Schwächliches anhaftet; nichts Heroisches, Ueberwältigendes, nichts was eine kräftige geistreiche Jugend hätte fesseln oder begeistern können; nichts von jenem herzergreifenden Schwunge eines Luther's, der zwar heute die erschütterndsten, Mark und Bein durchforschenden Seelenkämpfe durchleben konnte und des andern Tages mit seinem Philippus heitern Muthes Wittenbergisch Bier trank voll Zuversicht auf die Macht und den Sieg des „Wortes." **) In Gellert war Alles auf ein viel engeres Maß

*) „Das philosophische Auditorium war in solchen Stunden gedrängt voll, und die schöne Seele, der reine Wille, die Theilnahme des edeln Mannes an unserm Wohl, seine Ermahnungen, Warnungen und Bitten, in einem etwas hohlen und traurigen Tone vorgebracht, machten wohl einen augenblicklichen Eindruck; allein er hielt nicht lange nach, um so weniger als sich doch manche Spötter fanden, welche diese weiche und, wie sie glaubten, entnervende Manier uns verdächtig zu machen wußten." — Wahrheit und Dichtung II. 6. —

**) Luther gegen Carlstadt: „Gottes Wort hab ich allein getrieben .... das hat, wenn ich geschlafen hab, wenn ich Wittenbergisch Bier mit meinem Philippus und Amsdorf getrunken hab, also viel gethan, daß das Pabstthum also schwach geworden ist, daß ihm nie kein Fürst noch Kaiser so viel abgebrochen hat." —

angelegt; zu einem so kühn durchdringenden Sinne war er eine viel zu reflektirte, sich selbst moralisch viel zu sehr betastende Natur; daher denn auch dies für uns Spätere so widerwärtige süßliche gegenseitige Rühmen und Verzärteln der schönen Seele und des edeln guten Herzens unter ihm und seinen Freunden. „Ich habe es Ihnen oft gestanden — schreibt ihm Rabener — daß mir Ihr rechtschaffenes Herz noch schätzbarer ist als Ihr Witz! . . . . . Welch ein vortrefflicher Freund sind Sie! . . . . . Wenn ich Ihnen sage . . . daß Sie alle Leser von Ihrem gutem Herzen überzeugen: so sage ich Ihnen eine Wahrheit, die Ihnen meine Freundschaft und mein Geschmack schuldig sind . . . Leben Sie wohl, mein witziger, mein menschenfreundlicher, mein frommer Gellert!" — „Wenn die Nachwelt — schreibt ihm Cronegk eben so schmeichlerisch verehrend wie Rabener — nur einmal so viel von mir sagt: Er war ein Schüler, ein Freund des vortrefflichen Gellert's — dieses ist der größte Lobspruch, den sie mir geben kann." — Und ganz in demselben Tone ergeht sich Gellert gegen Borchward (23. April 1757): „Rabener schließt seinen Brief an mich mit einer Stelle, die mich . . . beinahe vor Empfindung getödtet hat: Ich danke Gott, sagt er, daß Sie mein Freund sind . . . Niemand hat mich für meine frommen Gedichte so sehr belohnt als Sie und Rabener . . . Niemand konnte diese Briefe schreiben als Männer von dem besten Herzen, als Männer die ihren Autor, den sie wegen seines Herzens lobten, selbst an Güte des Herzens weit übertreffen . . . Schlegel hat mich bis zur Entzückung gelobt und bis zur Ohnmacht oft getadelt." — „Daß ich kein ganz mittelmäßiger Autor bin — heißt es in einem Briefe an Wagner — o das gebe ich gern zu, wenn mir's die Welt vorsagt; aber der fromme Mann, für den mich meine Freunde halten . . . o da macht mein Herz tausend Einwürfe!" — — Also immer und immer wieder dies Gerede vom guten und vom edeln Herzen; immer wieder dieses Pulsfühlen und gegenseitige Schönthun, was so leicht — wenn es als herrschender Ton unter Freunden einreißt — den strengen keuschen Wahrheitssinn, den klaren tiefdringenden Geistesblick trübt oder blendet. Konnte bei sonst so trefflichen Menschen wie Gellert und seine Freunde waren, solche innere Verweichlichung und Schwächung um sich greifen: so sehen wir hier an einem in die Augen fallenden Beispiele: wie sehr eine jede blos subjektive, individuelle Bildung und Gesinnung der erfrischenden Berührung eines großen objektiven Lebens bedarf, eines lebendigen Zusammenhanges mit erneuernden Ideen oder bewegenden

Thaten — wenn anders jenes Subjektive (und sei es auch sonst noch so würdig und wohlmeinend) vor innerer Verzärtelung oder Entnervung gesichert bleiben soll. —

Vermissen wir also in Gellerts Vorlesungen den mächtigen lebenskräftigen beherrschenden Geist, der die junge eben sich entfaltende nationale Bildung in die sichere Gleise einer überlegenen sittlichen Weltanschauung hätte führen können: so darf uns dies Urtheil doch nicht gegen das Bedeutende, was jene Reden immerhin enthalten, ungerecht machen.

Gellerts Absicht war: „die vornehmsten Theile der Sittenlehre auf eine lebhaftere Art, nicht blos durch Beweise der Vernunft, sondern zugleich durch die Aussprüche des Herzens und die Stimmen der „innerlichen Empfindung und des Gewissens, durch Beispiele und Gemälde zu erläutern." Also auch schon das Bestreben: das Sittengesetz nicht blos als eine von außen gekommene Satzung zu begreifen, sondern auf subjektivem Wege im Gefühl und im Gewissen, das heißt in der eigenen Brust zu begründen. Hierin sehen wir Gellert schon ganz im Dienste einer neuen Zeit, deren erste und entscheidende Forderung darin bestand: alle bisher gültige äußere Gesetzgebung des religiösen Glaubens (die Kirchenlehre) der philosophischen Erkenntniß (die Offenbarung) und des freien Willens (die Moral als göttliches und menschliches Gesetz) in unser Inneres, in Geist und Gemüth zurückzunehmen und umzubilden. Diesem großen Umschwunge der Zeit zur Befreiung und Geltendmachung des subjektiven Menschen leistete Gellert, ohne sich des Princips bewußt zu sein, bedeutenden Vorschub, wenn ihm auch die Absicht fern lag: das objektiv Gültige umzustoßen, das er vielmehr nur noch tiefer und faßlicher begründen wollte.

Ein festes über aller subjektiven Schwankung stehendes Princip für die moralische Gesetzgebung sucht Gellert in der „göttlichen Absicht" unsrer Bestimmung, in der Einfügung unseres Willens in die allgemeine göttliche Ordnung der Welt. „Sollte der Mensch — fragt er — wohl das größte Werk der Schöpfung, und doch kein mit ihr übereinstimmendes Werk sein?" — Unsre Bestimmung und die Mittel ihrer Erfüllung zu erforschen: sei die Aufgabe der Moral.*) Dies Princip bewahrt ihn, wenigstens in der Theorie, davor: das

---

*) Erste Vorlesung. Einleitung in die Moral, oder Abriß derselben nach ihrer Beschaffenheit, ihrem Umfange und ihrem Nutzen.

Sittengesetz in hundert gesonderte, an einander gereihte Pflichten zu zersplittern; „das Herz hat eigentlich nur Eine Tugend, und diese ist der lebendige von dem Gewissen und der Vernunft erzeugte Vorsatz, überall gut und der göttlichen Bestimmung gemäß zu handeln, weil wir nichts seligeres thun können." — Die Frage nach unsrer Bestimmung und nach der besten Erreichung derselben dient ihm dann dazu, den Uebergang zur Nothwendigkeit „einer nähern Offenbarung des göttlichen Willens" zu machen; hier erst findet er die höchsten Beweggründe der wahren Sittlichkeit, gegen welche die antike Tugend der römischen und griechischen Welt ganz zurücktritt. „Die prächtigen Sittensprüche der Stoiker blähen das kranke Herz auf, schmeicheln ihm mit einer Stärke die es nicht hat, und überlassen es seiner natürlichen Ohnmacht." *) Nicht die Philosophie — so schließt er **) — erhebe zu der Größe der Seele, die auf Demuth, Menschenliebe und Gottvertrauen beruhe; was die Weisen des Alterthums an dessen Stelle setzten, das sei mehr „ein Stolz des Herzens und ein philosophischer Trotz." —

In den praktischen Erörterungen seiner Moral macht sich neben den vielen wohlwollenden Ermahnungen zur Zügelung der Leidenschaften, zum vernünftigen Maßhalten, zur Benutzung der religiösen Stärkungsmittel der Moral auch der Einfluß der Leipziger Weltsitte geltend. Man wird unwillkürlich an Göthe's Wort im Faust erinnert:

„denn Leipzig ist ein klein Paris und bildet seine Leute" —

wenn wir lesen, wie er eine ganze Vorlesung (die dreizehnte) der „Sorge für die Wohlanständigkeit und äußerliche Sittsamkeit" widmet. Im Gegensatze gegen die pietistische Moral, die von Halle ausgieng, sehen wir den Leipziger Professor einen empfehlenden Nachdruck auch auf die körperliche Ausbildung legen. Er fordert „eine regelmäßige und doch ungezwungene Bewegung unsrer Gliedmaßen," und empfiehlt daher „alle Leibesübungen die nach Regeln vorgenommen werden": das Fechten, Reiten, Tanzen, ja die Ausbildung der Miene im Umgange und vor dem Spiegel; „die Miene auszubilden ist zum Wohlstande eben so nöthig als es die Bildung des Verstandes zur Tugend ist." — Den Semnon, den er als eine Art von Muster-Jüngling aufstellt, läßt er täglich ein Jahr lang einen guten Tanzmeister besuchen, um

*) Zehnte Vorlesung: allgemeine Mittel zur Tugend zu gelangen.

**) Ein und zwanzigste Vorlesung.

mehr Ungezwungenheit in seinem Benehmen zu lernen; um dies durchzusetzen, erspart er sich die Zeit durch frühes Aufstehen, das Geld durch Verzichten auf ein Kleid oder eine Reise. „Wie viel hat er gewonnen! Er, der vordem nicht wußte, ob er über seinen schwankenden Gang und seine krummen Kniee zu gebieten hätte oder nicht, der die finstre Miene der Studirstube in jede Gesellschaft mitbrachte, und das: „Wie befinden Sie sich?“ mit eben dem verzogenen Munde sagte, mit dem er an seinem Pulte zu schreiben gewohnt war . . . Seine Schüchternheit ist geringer worden . . . Er lernt sich den gefälligen Zwang anthun, den man als der Niedre der vornehmen Gesellschaft schuldig ist . . . Er ist ein Theologe von Lebensart . . . lernt die Sprache der Welt . . . kennt in kurzer Zeit die Gebräuche der Tafeln und Complimente und lernet, wie er anständig und gesetzt bei solchen Gelegenheiten verfahren soll . . . Er lernt, weil er Gelegenheit hat, die fremde Sprache die jetzt bei den Großen herrschet . . . Vielleicht hört mancher Große künftig Semnons Vermahnungen in französischen Worten achtsam an, die er in der deutschen Sprache verächtlich zurückgewiesen hätte“ . . . . Doch genug von diesem Ideale eines sittsamen Jünglings der Leipziger Schule! Gewiß mochte Gellert als wohlmeinender Lehrer auch in dieser Beziehung wohlthätig wirken zur Beseitigung plumper Rohheit oder ängstlicher Schwerfälligkeit, die beide gleich sehr eine höhere geistige Bildung verunstalten. Aber freuen müssen wir uns auch, im Interesse jeder gesunden tüchtigen Jugend, jeder freieren geistvolleren Persönlichkeit, wenn jener gar zu nahe an schwächliche Pedanterei streifende Maßstab der „Wohlanständigkeit“ noch immer nicht den freudigen lebensfrischen Natursinn der Jugend, die Poesie der akademischen Bildungsjahre unterdrücken konnte. Wer sich schon in diesen Jahren durch Schneider, Tanzmeister und französischen Sprachlehrer abrichten läßt, in welches Joch von Convenienz und Zumuthungen wird der sich vollends in späteren Jahren, in Amt und Beruf einspannen lassen!

Finden wir bei Gellert, dem Sittenlehrer Deutschlands, nicht immer die freie männliche Haltung, den kräftigen Sinn der einer vorwärtsdrängenden Entwicklung gewachsen war — so dürfen wir nicht vergessen, unter welchen Hemmungen er sich emporarbeitete, und mit welchen körperlichen und moralischen Leiden er fast Zeit Lebens zu kämpfen hatte. Im elften Jahre schon mußte er sich mit Abschreiben von Kaufbriefen und gerichtlichen Akten plagen, so daß er später scherzen konnte: seine Vaterstadt habe in ihren Kaufbüchern und Contrakten

mehr Werke seiner Hand aus seiner Jugend aufzuweisen als die Welt Werke seines Geistes aus seinem ganzen übrigen Leben besitze. Noch mehr als die ärmlichen Verhältnisse, unter denen er aufwuchs, studirte und allmälig eine Stellung im Leben erringen mußte — wirkte seine fortwährende Kränklichkeit und Hypochondrie niederdrückend auf seinen Geist und seine Weltansicht. Rührend ist es, wenn er von dem gesundesten Jahre seines Lebens als Hauslehrer (1739) erzählt: „Ein wenig Meißnerwein mit etwas Brot erquickte mich des Abends, wenn ich meine Unterweisungen geendigt hatte, oft bis zu dankbaren Thränen." — Später fühlt man den meisten seiner Aeußerungen jenen Seelendruck an, der wie ein Alp auf ihm zu liegen schien und seiner ganzen Haltung etwas unbeschreiblich Engbrüstiges und Verzagtes gab. Er soll sich im Bade erholen, und wünscht gleich nach den ersten Tagen wieder wegzureisen; nach der Rückkehr wünscht er sich Glück:*) „das Mühselige der Reise und der Cur überstanden zu haben." Er geht auf's Land, und erzählt, wie er auf dem Kirchhofe die Leichensteine besehe, und wie sein ganzes Herz sich bewege, wenn er auf den Denkmalen die Worte finde: „er starb alt und lebenssatt;" dann fühle er recht eigentlich, daß er des Lebens müde sei." **) — „Man läßt ja einem jeden das Recht lustig zu sein — schreibt er einer Freundin — und mir will man die traurige Freiheit nehmen, niedergeschlagen zu sein?" — Eine ungerechte verleumderische Kritik seiner Schriften kann ihn ganz niederschlagen, so wenig ist er gegen Bosheit und Gemeinheit der Menschen gerüstet: „Eine Welt und die Nachwelt bereden wollen als ob der Andre kein ehrlicher Mann wäre! O das ist schrecklich! Mein Herz blutet, wenn ich daran gedenke. Warum bin ich nicht unbekannt geblieben?" — Immer trüber und blasser wird seine Sprache: „Ich werde alle Tage kälter und unfähiger etwas zu thun . . . Was mir angenehm war, wird mir gleichgültig, und was leicht ist, Arbeit." —

Solche Menschen zeigen sich größer und stärker im Leiden als im Handeln; so war Gellert noch auf seinem letzten Krankenlager: „Ich kann nicht mehr viel fassen — sagte er noch vor seinem Ende — aber rufen Sie mir nur den Namen meines Erlösers zu; wenn ich

---

*) Werke 1839. — VIII. S. 85.

**) Werke IV. S. 96.

den nenne oder höre, so fühle ich eine neue Kraft und Freudigkeit in mir." *)

Wir haben uns länger bei Gellert aufgehalten, weil er es uns möglich machte, uns die eine Seite der deutschen Cultur- und Sittengeschichte gegen die Mitte des vorigen Jahrhunderts lebendig zu vergegenwärtigen.

Zwar ist seine Hoffnung **) die er (1767) in einer Vorlesung in Gegenwart des Churfürsten aussprach, nicht in Erfüllung gegangen: „daß man das glückliche Jahrhundert der Literatur, so wie man es in Rom von Augustus, und in Frankreich von Ludwig XIV benannt: in Sachsen von Friedrich August benenne." Aber für die Entwicklung unseres geistigen Lebens hat Gellert dennoch Großes gethan, wenn nicht durch bleibende literarische Leistungen, so doch durch die Anregung, die er gab, durch die sittliche Legitimirung der Bildung, die von ihm ausgieng. Was er in seiner Antrittsrede aussprach: „daß eine gründliche Erlernung der schönen Wissenschaften einen großen Einfluß in unser Herz, in unsre Sitten, in das gemeine Leben habe" — „daß die Erlernung der schönen Künste die Tugenden, die wir der Natur oder vielmehr der Religion zu danken haben, angenehmer und brauchbarer mache": das war ein Saame, der auf ein fruchtbares Erdreich fiel. Drum gönnen wir ihm seine Freude: „das Jahrhundert des guten Geschmacks für die Deutschen" erlebt zu haben; er hat mehr gethan für den gesunden Fortschritt unsrer Nation als das gegenwärtige Geschlecht weiß und anerkennt.

Uz.

(1720 — 1796.)

Haller und Gellert haben wir an die Spitze der literarischen Richtung gestellt, welche in ihrem Urtheil und ihrer Lebensansicht noch wesentlich von den Grundgedanken des christlichen Offenbarungsglaubens bestimmt und geleitet wird. In diese Reihe gehört, der einen Seite seiner dichterischen Thätigkeit gemäß, auch J. Peter Uz (in Anspach 1720—1796), obwohl eine andre und zwar frühere Richtung seiner Poesie ihn neben Gleim und die anakreontischen Dichter stellt.

---

*) Werke X. S. 287.

**) Werke V. 196.

In seinen ernsteren Dichtungen herrscht, wie bei Haller, das Streben: in gedrängter kerniger Sprache die größten religiösen Probleme, an welchen die erwachende deutsche Philosophie sich versuchte, poetisch zu fassen. In der „Theodicee"*) sehen wir ihn auf Leibnitz' Spuren, auf den er ausdrücklich verweist:

„Ich will die Spötter niederschlagen,
Die vor dem Unverstand, o Schöpfer, dich verklagen;
Die Welt verkündige der höhern Weisheit Ruhm!
Es öffnet Leibnitz mir des Schicksals Heiligthum;
Und Licht bezeichnet seine Pfade,
Wie Titan's Weg vom östlichen Gestade."

Auf die Frage: wie die Annahme eines göttlichen Ursprungs der Erde und des Menschen mit dem Uebel und dem Bösen auf derselben vereinbar sei — sucht er die Antwort im großen Plane des Weltganzen und in der menschlichen Freiheit.

„Ich habe mich empor geschwungen;
Wie groß wird mir die Welt! die Erde flieht verschlungen;
Sie macht nicht mehr allein die ganze Schöpfung aus!
Welch kleines Theil der Welt ist Rheens finstres Haus!
Und Menschen, welche kleine Heerde
Seid ihr nur erst auf dieser kleinen Erde!"

Vor dem Blicke des göttlichen Geistes der das All umfaßt und durchschaut, werde Alles zur Einheit und Harmonie, was uns als Mißton störe:

„Er sieht mit heiligem Vergnügen
Auf unsrer Erde selbst sich alle Theile fügen,
Und Ordnung überall, auch wo die Tugend weint;
Und findet, wenn sein Blick, was bös' und finster scheint,
Im Schimmer seiner Folgen siehet,
Daß, was geschieht, aufs beste stets geschiehet."

Immer also stützt sich seine Beruhigung über das Uebel; das die Welt zu entstellen scheine, auf die Voraussetzung: nur unserm beschränkten Gesichtskreise erscheine dies so; im Zusammenhange des Alls würde Alles in ein andres Licht treten:

„O könnten wir die Welt im Ganzen übersehn,
Wie würden sich die dunkeln Flecken
Vor unserm Blick in größern Glanz verstecken!"

Die Möglichkeit des Bösen sei nicht zu vermeiden gewesen, sobald

*) Sämmtliche Werke 1772. B. I. S. 176.

der irdisch befangenen Menschheit auf ihrer mittlern Stufe zwischen Thier und Engel, doch Freiheit inwohnen sollte, Freiheit, dies Vorrecht der Menschen, diese erste Bedingung der Tugend:

„Soll Welten alles Böse fehlen?
So mußte nie den Staub der Gottheit Hauch beseelen,
Denn alles Böse quillt blos aus des Menschen Brust."
— — „Der Mensch war immer Mensch, voll Unvollkommenheit.
Durch Tugend soll er sich aus dunkler Niedrigkeit
Zu einem höhern Glanz erheben,
Unsterblich sein nach einem kurzen Leben."

„Mein Schicksal wird nur angefangen
Hier, wo das Leben mir in Dämmrung aufgegangen."

In dem „Versuch über die Kunst stets fröhlich zu sein"*) nennt er, unter den Quellen der geistigen Freuden des Weisen, die Gabe: Gott in der Natur zu sehen und im Menschen.

— — „Er freut sich, überall zur Schande stolzer Blinden
Die Ordnung der Natur und Gott in ihr zu finden,
Gott auf dem Ocean und im bestäubten Wurm,
Im sanftbewegten Gras und im erzürnten Sturm;
Gott auch an unserm Leib und im verborgnen Bande,
Das thierisches Gefühl mit englischem Verstande,
Mit einem Geist vereint, der äußre Dinge sieht,
Auch sich zu sehen wünscht, sich sucht und vor sich flieht."

Auch den Schmerz bezwingt er durch den Gedanken an eine höchste Ordnung, in welcher jener seine Rechtfertigung finden werde:

— — „Du fragst, mit welchen Gründen
Die Weisheit mein Gemüth im Schmerz zufrieden stellt?
Ich weiß: es ist ein Gott; ein Gott regiert die Welt!
Er schuf nach einem Plan von allgemeiner Freude
Die wundervolle Welt, ein prächtiges Gebäude,
— — Wo rein und unbegränzt
Sein majestätisch Bild geschaffnen Geistern glänzt." —
— — „Wie sollt ich nicht vergnügt mit meinem Zustand leben?
Wie kann er böse sein? Gott hat ihn mir gegeben;
Ich bin was er gewollt in seinem großen Haus."

Doch findet er, daß der Gedanke an einen gütigen Gott für sich allein noch nicht stark genug wäre, den Leidenden vor Zweifel und Verzweiflung zu bewahren, wenn nicht die Gewißheit der Unsterblichkeit hinzu komme:

---

*) Werke II. S. 11 ff.

„Du fragst: kann also nichts in leidenvollem Leben
Dir dauerhafte Ruh' und sich're Freude geben? —
Nichts, wenn das Wenige was menschlich Leben heißt
Das ganze Leben ist, auch selbst für meinen Geist." —
— „Wer sich unsterblich fühlt, kann große Thaten wagen,
Und seinem schlechtern Theil mit edlem Stolz entsagen;
Wer ganz zu sterben glaubt, denkt schwerlich als ein Held."

Aber gerade für diese wichtigste Frage nach Unsterblichkeit der Seele findet Uz bei der Vernunft keine Gewißheit, nur Wahrscheinlichkeit, nur Streit der philosophischen Schulen, nur Vermuthungen in Gründe eingekleidet. Diese Ungewißheit drängt ihn dazu, höhere Gewißheit in der Offenbarung zu suchen; denn nur wenn Gott selbst erklärt habe, daß er unsre ewige Fortdauer wolle, nur dann gebe es zweifellosen Grund für diesen Glauben:

„Dies weiß ich, dies allein: ob Geister dauern sollen,
Hängt von dem Schöpfer ab; es liegt an seinem Wollen." —
— — „Hat Gott sich nicht erklärt, ob unser Geist bestehe,
Nicht mit dem schweren Leib, nicht modernd untergehe?"
— — „Er that's, und redete zum menschlichen Geschlechte
Durch weiser Männer Mund, die, als der Gottheit Knechte —
Durch Wunder ohne Zahl den Völkern vorgestellt,
Mit Heiligkeit gesalbt zu Lehrern einer Welt —
Nicht aus Vermuthungen wie unsre Weisen schließen,
Nein, weil es Gott gesagt, Unsterblichkeit verhießen."

In diesem Sinne, als ein erhöhtes gesichertes Wissen faßt er die Offenbarung, als „den vollen Tag" im Vergleiche zur „Dämmerung der Vernunft", dann den Zweifel an der Religion als Thorheit und Undank zurückweisend, preist er diese mit Ehrfurcht mehr als mit Begeisterung:

— — „Wie göttlich ist sie mir in jenen hohen Lehren,
Die wir von deinem Mund, beredter Z** hören,
Wann sich der Christen Volk an heil'ger Stätte drängt,
Und ihr begierig Ohr an deinen Lippen hängt!
Ich seufze, wann sie klagt, daß aus des Schöpfers Händen
Der Mensch vollkommen kam, den Wahn und Laster schänden.
Ich zittre, wann sie Gott, vor dem die Erde schweigt,
In seiner Heiligkeit als meinen Richter zeigt.
Doch wann mit heit'rer Stirn, die Glanz des Himmels krönet,
Sie mich zum Opfer führt, das diesen Gott versöhnet
Und ihm genug gethan; das menschlicher Verstand
So lang mit eignem Licht gesucht, und nicht gekannt:
So wird mein Geist voll Ruh, und meine Seele freuet
Sich auf Unsterblichkeit, die nicht mehr schrecklich dräuet."

In allem bisher Angeführten verräth sich augenscheinlich jener vermittelnde Standpunkt einer Uebergangs-Theologie der Spaldinge und Jerusalem, die zwischen Rationalismus, Kirchenlehre und Bibel innerlich getheilt waren, durch anerzogene Pietät an die Autorität der Schrift und Kirche, durch Bildung und Bedürfniß an verständige Reflexion gewiesen.

Auf einem ähnlichen Standpunkte stehen auch die meisten von seinen religiösen Liedern, die in die „lyrischen Gedichte" aufgenommen sind, und sich durch Reinheit der Sprache, durch Wohlklang des Verses oft sehr vortheilhaft von den Gellert'schen Liedern unterscheiden. So, wenn er im „wahren Muth"*) den Sokrates sprechen läßt:

— „Ich fühle, daß in mir ein göttlich Etwas lodert,
Das lebt, wenn seine Hülle modert!
Mir lispelt die Natur jetzt lauter als zuvor:
Du bist unsterblich! in das Ohr!

Zur Höhe lyrischer Schönheit, zur Musik im Verse erhebt er sich, wo er den Sokrates den Zustand der Seligen schildern läßt:

„Und werden hingerückt in Auen, wo der Friede,
Bei Philomelens holdem Liede,
Bald im beblümten Thal, bald in krystallner Fluth
Im Schoß des Frühlings ewig ruht."

Oder er kämpft das Niedrige Unreine nieder im Gefühle eines göttlichen Adels: **)

„Gedanke der Unsterblichkeit,
Der über Erde Welt und Zeit
Ein edles Herz erhebt,
Empöre dich in meiner Brust,
Wenn die Sirene falscher Lust
Mich klein zu machen strebt!"

Den wahren Schwung der Ode erreicht er, wo man zugleich den Ernst der kämpfenden, nach Reinheit ringenden Seele am mächtigsten durchbrechen sieht, wenn er das „unentschlossene Hinken zwischen Gott und Welt" und die „Sklaverei alter Sünden" anklagt, und dann fortfährt: ***)

*) Werke I. 192.

**) Werke I. 250. „An die Sonne."

***) Werke I. 265. „Erinnerung des letzten Gerichts".

„Geh' auf in meiner Seele
Geh' auf mit vollem Glanz!
Damit ich dich erwähle,
So zeige dich mir ganz!"

Die sanftesten Töne der Seele und der Sprache weiß er zu finden in jener gelungenen Umschreibung des 23. Psalms: *)

— — „Er weidet mich auf blumenreicher Aue,
Und führt mich frischen Wassern zu,
Und bringet mich im kühlen Thaue
Zur sichern Abendruh.
Er hört nicht auf, mich liebreich zu beschirmen,
Im Schatten vor des Tages Glut,
In seinem Schoße vor den Stürmen
Und schwarzer Bosheit Wuth."

Aber auch bei Uz wiederholt sich was wir bei Gellert bemerkten: der Kampf mit dem religiösen Zweifel, der sich auch dahin, wo er am allerwenigsten eine Stelle finden sollte, in die lyrische Begeisterung störend einschleicht, und mit Gründen zurückgewiesen wird, die in der Predigt oder in der Glaubenslehre am Orte wären. So heißt es in der Ode „der Erlöser":

„Er stirbt! Und war aus Gott geboren!
Weg, Zweifel, der mir Jesum raubt!"
„Wie grimmig zischt vor meinen Ohren
Die Natter schwellend um dein Haupt!" —
— — „Wie? der für mich am Kreuz erblaßte,
Eröffnete des Tauben Ohr,
Rief, die des Todes Arm umfaßte
Allmächtig aus dem Grab hervor,
Thar über menschliches Vermögen —
Und dieser sollte Mensch allein,
Nicht Gott, nicht mein Erlöser sein,
Und hundert Wunderwerke lögen?"

Zwischen dem sittlichen Ernste und der religiösen Weihe dieser Gedichte und der scherzenden Lebenslust seiner „Wein- und Liebeslieder" sieht Uz keinen Widerspruch. Obwohl er in der Ode an die Weisheit **) ausdrücklich das mythologische Namenspiel zurückweist:

„Von fabelhaften Namen reißt
Zu dir, vollkommner höchster Geist,
Sich mein Gesang empor" u. s. w.

---

*) Werke I. 289. „Der gute Hirt".
**) Werke I. 191.

Obwohl er ein Ueberwiegen der Sinnlichkeit als thierisch verwirft:*)

„Das ist nicht wahres Glück, was wir so theuer büßen,
Was uns erniedriget, indem wir es genießen!
Wie thierisch ist ein Mensch der, keiner Seele werth,
Nur solche Freuden kennt, die auch das Vieh begehrt!"

So verwahrt er sich doch dagegen, als ob er deßhalb seine frühern Lieder mit ihrem heiter genießenden Frohsinn verwerfe:

— „Besang ich sie nicht selbst? und bin ich nun ihr Feind?
Nein, menschlicher gesinnt such' ich durch weise Lehren
Die Menschheit zu erhöh'n, nicht mürrisch zu zerstören,
Ein zärtliches Gefühl zerstört nicht unsre Brust;
Der uns die Sinne giebt, verbeut nicht ihre Lust.
Der Schöpfer heißet uns ein sinnliches Ergötzen
Nicht über seinen Werth, nicht unterm Werthe schätzen. — —
— „Was hülf' es, wenn dein Freund auf strengre Fordrung dächte?
Betrög ich die Natur: sie kennet ihre Rechte."

In diese Art von Gleichgewicht, von gegenseitigem Vertrag zwischen dem sinnlichen und dem übersinnlichen Menschen setzt also Uz die Versöhnung von Natur und Geist in uns:

„Die Sinne können dir erlaubte Lust gewähren;
Genieße mit Geschmack! doch lerne sie entbehren!
Weh einem Sterblichen, wenn er sie haben muß!
Vor Unzufriedenheit schützt ihn kein Ueberfluß.
Die Freiheit unsers Geists macht unsre wahre Würde;
Beherrsche durch Vernunft die sinnliche Begierde!"

Wie seine Religion zwischen Vernunft und Offenbarung, so steht seine Moral zwischen „Geschmack, Vernunft und Lust" eklektisch, ungenügend.

Liscow.

(1701—1760.)

In Haller, Gellert und Uz haben wir die Dichtung, auf dem Grunde einer positiven religiösen Ueberzeugung, entweder lehrend oder strafend auftreten oder als Lied und Ode zum Erhabenen und Gefühlvollen aufstreben sehen. An diese drei reihen wir drei Satyriker: Liscow, Rabener und Kästner, die mit den Obigen die Grundlage der gel-

*) Werke II. 40. „Die Kunst stets fröhlich zu sein".

tenden Lehre, die Achtung vor dem christlichen Glauben gemein haben, die aber nicht auf dem geraden Wege der Lehre und Ermahnung, sondern durch Verspottung des Verkehrten, durch Verlachung der Thorheiten und Mißbräuche in Sitte und Literatur auf ihre Zeitgenossen wirkten.

Liscow (1701—1760) fällt eigentlich nicht mehr in unsre Periode, da seine meisten Schriften in den Jahren 1732—1739 geschrieben sind. — Er wie Rabener richten ihre Angriffe mehr gegen das Beengende und Unwahre, was mit dem Bestehenden, Veralteten in Sitte und Leben oft verbunden ist, während Kästner sein Leben lang unerbittlich die Neuerungen züchtigte. Gegen welche Vorurtheile und Mißverständnisse sich Liscow auf allen Seiten zu vertheidigen hatte, zeigt die Vorrede zu seinen gesammelten Schriften: „Ich sehe wohl, daß meine Schrift gewissen Leuten unmöglich gefallen kann, weil sie nicht nach ihrem Geschmacke eingerichtet ist. Sie ist satyrisch und im höchsten Grade ironisch. Gleichwie es nun nicht jedermanns Werk ist, solche Schriften zu machen: so ist es auch nicht allen gegeben, von denselben geschickt zu urtheilen. Eine hochgetriebene Ironie gebührend einzusehen, das ist eine Sache, die eine gewisse Hurtigkeit und Biegsamkeit des Verstandes erfordert, welche in lateinischen Köpfen, durch die possierliche Schulgravität, gemeiniglich erstickt wird. Wenn nun ein solcher Kopf über ein Buch geräth, in welchem er keine steife und ehrbare Schulweisheit antrifft: so kömmt er in ein fremd Land, und verirret sich gar leicht."

Aber noch anstößiger als diese „Schulgravität" waren ihm Angriffe, die aus (bald wahren, bald vorgeblichen) religiösen Bedenken gegen die Zulässigkeit der Satyre entsprangen. Dies zwingt ihn, eine wichtige Frage der christlichen Ethik zu erörtern: in wiefern Spott und Satyre mit christlicher Nächstenliebe sich vereinigen lasse?

„Wenn ich wollte, so könnte ich mein Verfahren durch die ironischen Ausdrückungen, die in der Bibel vorkommen, eben so gründlich rechtfertigen, als gewisse hitzige Priester ihre Grobheit durch einige harte Worte, der sich die Propheten, Christus und die Apostel bedienet haben. Allein ich will es nicht thun. Ich will ihnen auf eine andere Art weisen, daß sie nicht wissen, was sie sagen, wann sie meine Satyren verdammen, und sie dahin bringen, daß sie selbst meine Vertheidiger werden sollen.

„Ich gebe ihnen demnach zu, daß man in der Christenheit von keinen Satyren wissen würde, wenn es den Aposteln gelungen wäre,

alle Welt so weise zu machen *), als sie es selbst waren. Aber sehen sie dann nicht, daß man, auf den Fall, auch von Krieg und Kriegsgeschrei nichts hören würde? Ist es nicht offenbar, daß man, wenn es mit dem Eifer, mit der Andacht, mit der Selbstverleugnung und mit der Entfernung von aller Eitelkeit, welche die Christen in der ersten Hitze von sich blicken ließen Bestand gehabt hätte, von Prozessen, von Ost- und Westindischen Compagnien, von Manufakturen, Tanzen, Fechten und dergleichen nicht das geringste wissen würde? Es würde niemand Bücher schreiben, und sich in Wissenschaft vertiefen, die so viel Zerstreuung in sich fassen; die Salbung würde uns alles lehren, und wir die Zeit, die wir vom Ackerbau, und von anderer unumgänglich nöthiger Handarbeit übrig hätten, mit Werken der Liebe und im Gebet zubringen. Darum aber hält niemand, als ein Quäcker und Wiedertäufer den Krieg für unerlaubt und sündlich . . . Man muß also gestehen, daß man ohne Sünde etwas thun könne, das mit der Vollkommenheit, welche die Regeln des Christenthums zum Endzweck haben, nicht bestehen kann und welches nimmer geschehen würde, wenn alle Welt diese Regeln genau beobachtete. Ich verlange nichts mehr, als daß man nach diesem Satze, den man, ohne sich zu widersprechen, und ohne die ganze heutige Christenheit zu verdammen, nicht leugnen kann, die satyrische Schreibart beurtheile."

Glaubt Liscow also die Satyre als eine Art von literarischem Kriege, der zuweilen so nöthig sei als der wirkliche Krieg, vertheidigen zu können, so wird es ihm noch leichter, das Recht eines scherzhaften Tones gegen die trübsinnige Religiosität zu vertreten, welche Religion und Schwermuth für gleichbedeutend ansieht, und jedes freiere Geistesspiel verwirft:

„Was übrigens den Mangel der Ernsthaftigkeit betrifft, den man mir vorwirft: so begehre ich nicht zu leugnen, daß ich gescherzet, und über die Fehler meiner Gegner gelachet habe. Ich glaube aber nicht, daß dieses eine Sünde sei. Man kann nicht allemal ehrbar sein, der Scherz hat oft seinen Nutzen so wohl als der Ernst. Ich habe über die Fehler meiner Gegner gelachet, aber waren sie nicht lächerlich? Sollte

*) Stellen wie diese und manche ähnliche lassen allerdings eher auf einen ganz skeptischen Standpunkt schließen, entgegen der Annahme von Gervin und Vilmar. — Auf das „weise machen" im Sinne Liscows, hatten es die Apostel überhaupt nicht abgesehen; seine Ironie ist also hier gar nicht an ihrer Stelle.

ich darüber weinen? Sollte ich mich über fremde Thorheiten betrüben? so traurig bin ich nicht. Wer es thun will, der thue es immerhin; aber er muß wissen, daß er in meinen Augen noch lächerlicher ist, als derjenige, über dessen Thorheit er sich betrübet. Ein solcher Schwermüthiger kann unmöglich eine fröhliche Stunde haben, und ich mögte lieber nicht gebohren sein, als in einem solchen Zustande leben. Wollen die Feinde der Freude mich darum unter die Unwiedergebohrenen rechnen, so muß ich es geschehen lassen; sie werden mir dann aber auch erlauben, daß ich ihre murrische Schwermuth nicht für eine Frucht der Wiedergeburt, sondern für eine Krankheit halte, die gemeiniglich aus einem dicken Geblüte zu entstehen pfleget."

Die Satyre ist aber ein Salz, das man nicht lange allein genießen kann; wenn man nicht immer von neuem den ungesalzenen schmacklosen Stoff sich vergegenwärtigt, für welchen die satyrische Würze bestimmt ist. Hören wir also jenen Philippi, gegen den Liscow schrieb*) selber sprechen, und wir werden es ihm um so eher Dank wissen, daß er die Geisel gegen solchen Bombast geschwungen, der unsre Sprache wieder in Lohensteinische Unnatur zurückzuschrauben drohte: „Belieben Sie — sagt Liscow **) — zu hören, wie er (Philippi) in der Lobrede auf den König in Polen von der Genesung dieses großen Prinzen redet. „Doch da nunmehro, spricht er, dasjenige, was unserm großmächtigsten und unüberwindlichen Könige den höchst verdienten Ruhm der Unsterblichkeit einigermaßen noch streitig zu machen schien, durch den gewaltigen Arm des Königes aller Könige völlig aus dem Wege geräumt worden. Ueberdieß das veränderliche Schicksal, das wohl eher die größten Potentaten völlig zu Boden geworfen, und von dem höchsten Gipfel der Ehren herabgestürzet hat, sich nur ehedem an die Zehe, als einen entbehrlichen Rest von der geheiligten Person unsers Königs, wa-

---

*) Die Veranlassung zu dieser Polemik erzählt L. in der Vorrede S. 17 „Sammlung Satyrischer und Ernsthafter Schriften. Frankfurt und Leipzig. 1739." — „Einer meiner Freunde brachte diese Anmerkungen [die Spottschrift auf Sievers] nach Sachsen . . . Man glaubte, eine Satyre von eben der Art würde dem H. Prof. Philippi sehr heilsam sein, und ich ward inständig ersuchet, mich auch über diesen elenden Scribenten zu erbarmen. Man schickte mir zu dem Ende seine sechs deutschen Reden" u. s. w.

**) Sammlung S. 165. — Im „Briontes der Jüngere, oder Lobrede auf den . . . H. D. Philippi, Professor der deutschen Beredsamkeit auf der Universität Halle" u. s. w. 1732.

gen dürfen: so sehen wir nunmehro mit Freuden, daß unser theuerstes Oberhaupt weit über allen Wechsel der Zeit und des Glücks erhoben worden; hingegen alle unsere Glieder, Kräfte und Blutstropfen an sich ein unzulängliches Lösegeld gewesen seyn würden, das Leben, die Gesundheit, und glückseligste Regiment unsers allerruhmwürdigsten Beherrschers zu erhalten, wenn nicht, nach dem Rathe der heiligen Wächter selbst, Ihro Majestät uns noch länger wären geschenket, und unser einmüthiges Flehen dadurch gnädigst von Gott erhöret worden." Noch unsinniger und widerwärtiger versteigt Philippi sich an einer andern Stelle, die L. anführt: „Und wahrlich, da ein jeder treu-gesinneter sächsischer Unterthan sein Herz gleichsam auf den Weg leget, den Ihro Majestät zu nehmen allerhöchst gesonnen, damit Selbe, als führen sie auf lauter Herzen ihrer getreuen Unterthanen dahin, und als würden sie von selbigen unterwegs getragen, in höchst-erwünschtem Wohl zurückkehren, und so oft Sie, unter währender Reise, Ruhestatt halten, auf eben solchen getreuen Herzen ihrer Unterthanen, als einem gar sanften Küssen, Sich zu lagern geruhen mögen: so läßt die schnelle Durchfahrt Ihro Majestät in allen unsern Herzen weit kennbarlichere Fußstapfen von Ihro allerhöchst gewürdigten Durchreise durch hiesige Lande, als der größte Steuermann auf der See zu erhalten nicht vermag, wenn er gleich, auf Schiffen vom ersten Range, die Wasser mit dem Ruder durchschnitten, und einige bald verschwindende Spuren seiner Durchfahrt hinterlassen."

Wenn derselbe Philippi sich vollends bis zu dem Grade orientalischen Knechtsinns und gotteslästerlicher Schmeichelei verirren konnte, daß er schrieb: „er habe durch das Anschauen dieses großen Prinzen (des Königs von Polen) ein Bild bekommen wie die Auserwählten im ewigen Leben durch das Anschauen Gottes am höchsten werden beglückseligt werden"*), dann wird man sich nicht nur im Interesse des guten Geschmacks, sondern jedes höhern Sinnes für Wahrheit herzlich darüber freuen, daß solche literarische Marktschreier mit satyrischen Ruthen zum Stillschweigen gebracht wurden.

Wie Liscow an der Person des Professor Philippi den widrigsten Bombast und die kriechende Selbstentwürdigung züchtigte, so geißelte er in der Person des Lübeckischen Candidaten Sievers, eines jungen pedantischen Schulorthodoxen, die Anmaßung der Unwissenheit, die es wagt, die platteste Alltäglichkeit der Welt als hohe Schulweisheit zu verkaufen. Mit der drolligsten Laune ahmt er die Sievers'sche Trivia-

*) Sammlung satyrischer und ernsthafter Schriften. S. 215.

lität nach in dem Commentare, den er unter dem Titel herausgab: „Klägliche Geschichte von der jämmerlichen Zerstörung der Stadt Jerusalem, mit kurzen aber dabei deutlichen und erbaulichen Anmerkungen, nach dem Geschmacke des Herrn Sievers erläutert u. s. w." (1732). Als Beispiele seiner Manier führen wir an: Zu dem Texte: „Eines gemeinen Mannes Sohn" — die Anmerkung, „darum nicht geleugnet, daß er auch eine Mutter gehabt; denn alle Menschen werden von Weibern geboren." Zum Text: Hat ohne Unterlass laut geschrieen" — „doch hat er zuweilen Athem geholet und dann hat er nicht geschrien quia nemo potest simul sorbere et flare." Zu dem Texte: „Hat ungewöhnliche Worte geschrieen" — „Das ist kein Wunder. Denn damals war die deutsche Sprache noch nicht sonderlich bekannt zu Jerusalem. Daher war es freilich was ungewöhnliches, daß dieser J. Anani Au wey mir! rief. Man kann indessen so viel hieraus lernen, daß er der erste gewesen, der sich dieses Seufzers bedienet, welches vor mir niemand angemerket, so wenig als daß hier der Text verdorben. Zum Texte: „Ward des Mordens . . kein Ende" — die Note: „Nicht daß es ewig gewähret; denn es hat schon lange ein Ende gehabt, sondern Vespasianus mordete, raubte und brannte so lange als etwas zu morden u. s. w. war." Zu den Worten: „Eigene Leute" — „Egene Lüde Cod. MSt. cit. Nicht, daß sie von sonderlichem Eigensinn gewesen, sondern sie wurden als Leibeigene verkauft." Zu der Stelle: „Fünf tausend haben sich von hohen Felsen herabgestürzet" -- „Einige wollen behaupten, daß wenige und vielleicht gar keine mit dem Leben davon gekommen; aber ich halte für sicherer, daß man in einer Sache von so großer Ungewißheit das ἐπέχειν ergreife." Bei den Worten: „Als nun zu Ausgang des Winters der Lenz angangen" — „Da kann man sehen daß vor Alters die Jahreszeiten in eben der Ordnung auf einander gefolget als jetzo." Zu der Stelle: „Zeloten, bös-heuchlisch Volk" — „nicht, daß alle Zeloten und Eiferer ein böses heuchlisch Volk, sondern es ist nur von diesen Zeloten zu verstehen, von welchen hier die Rede ist. Quod probe notandum contra Indifferentistas et Fanaticos, speciatim Christianum Thomasium, Arnoldum et Dippelium." Bei den Worten: „Gab der Trompeter mit der Posaune ein Zeichen" — „entweder dieser Trompeter hat mehr als ein Instrument verstanden, oder es ist auch eine Trompete und keine Posaune gewesen, damit er ein Zeichen gegeben." Der heitern, im Grunde gutmüthigen Ironie, welche das ganze Schriftchen belebt, setzt das beigefügte Register dieses anspruchsvollen Unsinns

die Krone auf: z. B. unter: J. Anani: „hat auch eine Mutter gehabt — geht zu Fuß nach Jerusalem — schläft nicht — schreiet immerfort — holt zuweilen Athem — hätte noch länger leben können, wenn er nicht erschossen" u. s. w.

Als Sievers dem Grimme über diese Satyre, die seine lächerliche Anmaßung sein seichtes Geschwätz öffentlich dem Gelächter preisgegeben, auf der Kanzel in St. Annen-Kloster Luft machte, indem er den Verfasser derselben „in den Abgrund der Hölle verdammte", antwortete ihm Liscow durch eine neue Flugschrift: „der sich selbst entdeckende X. Y. Z." (1733), worin er mit seiner gewohnten lobenden Ironie die Verkehrtheit jenes jungen Magisters hervorhebt, der den guten Matronen im St. Annen-Kloster den Kopf mit Gnostikern, Valentinianern und Manichäern anfülle und ihr Herze, statt zur Gottseligkeit, zum Ketzerhasse anfeure. „Die Frau — erzählt Liscow *) — mit welcher ich redete, versicherte mich, daß sie öfters wann sie aus des Herrn Mag. Sievers Predigten käme, wider Dippeln insonderheit so erbittert wäre, daß sie oft wünsche den Buben vor sich zu haben, um ihm die Augen auszukratzen."

Nach Liscows eigenem Zeugnisse war die beliebteste von seinen Schriften das Büchlein, in welchem er in satyrischer Weise die Sache der schlechten Schriftsteller führt: „Die Vortrefflichkeit und Nothwendigkeit der elenden Scribenten gründlich erwiesen" (1736). Von der sichersten Welterfahrung zeugt es, wenn er die Gründe des Beifalls aufdeckt, den die Mittelmäßigkeit bei der Masse findet: „Es würde uns — so läßt er die schlechten Scribenten reden **) — niemals an einer Menge Verehrer und Bewunderer gebrechen. Unsere Schriften sind so beschaffen, daß sie dem Pöbel nothwendig gefallen müssen, weil sie nach seinem Begriffe eingerichtet sind. Wir entfernen uns nicht einen Finger breit von den gemeinen Vorurtheilen. Wir versteigen uns nicht so hoch in unsern Betrachtungen . . . Die guten Scribenten sind so glücklich nicht . . . Sie sind naseweise und wollen alle Welt meistern. Sie tadeln die gemeinen Thorheiten und haben das Herz, die Wahrheit zu sagen, die doch so bitter ist." Mit treffendem Witze preist er dann das Glück der selbstgenügsamen geistigen Beschränktheit, die kein Gefühl ihrer Blöße und Haltlosigkeit hat, eben darum auch

---

*) Schriften S. 115.

**) Schriften S. 478.

keine Ahnung von den geistigen Wehen, von der innern Arbeit und Mühe des ächten aus dem Genius entsprungenen Hervorbringens:

„Wofern ich nicht irre, so bestehet aller Vortheil, den die Vollkommenheit geben kann, in dem unaussprechlichen Vergnügen, dessen ein Mensch, der sich keiner Fehler bewußt ist, nothwendig genießen muß. Wir elenden Scribenten sind uns nun unserer Fehler nicht bewußt; weil wir sie nicht erkennen, und besitzen also wirklich diejenige Glückseligkeit, nach welcher unsere Feinde mit so vieler Mühe ringen. Ist dieses nicht gemächlich? und kann man sich wohl des Lachens enthalten wenn man siehet, wie wunderlich sich die guten Scribenten geberden? Sie kommen mir wahrlich nicht anders vor, als der König Pyrrhus, der sich einbildete, er könne sich mit seinen Freunden nicht recht lustig machen, wenn er nicht vorher Italien, Sicilien, Carthago, und ich weiß nicht was für Länder mehr bezwungen hätte!" —

Wir haben Liscow neben die Männer gestellt, die für die geistige Entwickelung Deutschlands auf dem Grunde einer ernsten Lebensansicht und ohne mit dem positiven Glauben und der Sitte zu brechen — thätig waren. Er selbst weist wenigstens überall den Vorwurf zurück als ob seine Angriffe je der Religion selbst gelten könnten; und denkt man an seine Gegner, die Sievers und Philippi, oder an die Vorurtheile denen er entgegentrat *) — so sieht man sofort ein, daß auch die wärmste christliche Ueberzeugung zuweilen in eine ähnliche Stellung gegen fanatische Beschränktheit und pharisäische Splitterrichterei kommen könnte. Möglich also, daß Liscow mit den Grundgedanken des Christenthums nie in bewußtem Zwiespalt gelebt, daß sein Spott bloß den Caricaturen des Glaubens und Wissens galt, die wir in seinen Schriften kennen lernen. Er selbst spricht sich über das innerste Wort, das seine Seele beherrschte, nirgend rückhaltlos aus; aber mehr als *eine* Stelle seiner Schriften könnte wohl die Vermuthung wecken, daß der Mittelpunkt seiner Bildung in Bayle zu suchen sei, den er mehrmals nennt. Erinnert es nicht an den französischen Skeptiker, wenn Liscow auf der einen Seite zwar nichts höher stellt als die Vernunft und auf der

*) Wenn es ihm z. B. als Verbrechen und Bibelverspottung angerechnet wurde, daß er das Wort: „Geschiehet das am grünen Holz" u. s. w. und: „Niemand verachte meine Jugend" — ironisch angewandt habe, da doch Christus und Paulus sich jener Ausdrücke bedient habe. u. dergl.

andern doch **die** Theologen für die besten erklärt, die in Glaubenssachen ihre Vernunft gefangen nehmen: „Ich erkläre mich hiermit öffentlich, daß ich diejenigen Gottesgelehrten, die am meisten wider den Mißbrauch der Vernunft in göttlichen Dingen eifern, für die besten und vernünftigsten halte. Es ist mir nimmer in den Sinn gekommen über ihre Aufführung zu spotten. *)

Auch in Liscows Leben, worüber erst neuere Untersuchungen einiges Zuverlässige ermittelt haben **), wiederholt sich der Kampf gegen Beschränktheit und sittliche Untüchtigkeit oder Verkommenheit, den er in seinen Schriften durch Spott und Ironie führt. Nur sollte er erfahren, daß man einen Schwätzer wie Sievers und einen Schreier wie Philippi mit weniger Gefahr dem Spotte preisgiebt als man einen beschränkten Diplomaten und einen treulosen Minister seine geistige und moralische Ueberlegenheit darf fühlen lassen. Als preußischer Legations-Sekretair beim Grafen von Danckelmann in Maynz wurde er diesem (nach Liscows Schilderung) ganz unbedeutenden eiteln Manne bald so lästig, daß der Graf sich durch eine List seiner zu entledigen suchte ***), indem er ihn auf einer Reise in Paderborn bis auf weitere Verfügung zurückließ (1741); die sittliche und intellektuelle Nichtigkeit weiß sich, wie durch einen Instinkt, vor der Nähe einer höheren überlegenen Erscheinung zu schützen. — Als sächsischer Kriegsrath in Dresden (1745 — 49) wurde er wegen freier Aeußerungen über den bestechlichen und verschwenderischen Minister Brühl (1749) in eine Untersuchung verwickelt, die mit seiner Amtsentsetzung (1750) endigte. Im Gefängnisse hatte er sich zu einer Bittschrift an den Grafen Brühl verstanden, deren fast unwürdig kriechende Sprache kaum ganz durch den Wunsch nach Freiheit zu rechtfertigen ist: „Das Vertrauen, das ich in Eure Gnade, Großmuth und edles Herz setze, läßt mich hoffen, daß Ew. Excellenz nicht den Tod des Sünders wolle . . . Wenn aber

---

*) Vorrede. S. 42.

) Christian Ludw. Liscow. Ein Beitrag zur Literatur- und Culturgeschichte des 18. Jahrhunderts. Von **Helbig. 1844.

***) „La conduite de Mr. de D. — schreibt Hagedorn 1741 an Liscow — à votre égard achève de me convaincre que pour être parfaitement honnête-homme il ne faut pas avoir l'esprit trop borné.“

Ew. Excellenz meinen Untergang beschlossen hat, so unterwerf' ich mich demüthig Allem, was ihr gefällt." — Als diese Sprache nicht den erwünschten Erfolg hatte, schrieb Liscow in einem männlicheren aber ehrerbietigen Tone: „Ich bekenne, daß ich bei vielen Gelegenheiten frei und unbesonnen genug geredet habe . . . Ich hoffe aber Ew. Excell. werden die Gnade haben zu erwegen, daß mein Verbrechen nur in unüberlegten Worten besteht." u. s. w.

Noch in demselben Jahre (1750) wurde er frei, und starb erst zehen Jahre später; nicht im Kerker, wie man bisher annahm.

Rabener.

(1714—1771.)

Rabener (1714—1771), Gellerts vertrauter Freund, hat als Satyriker vom zahmsten unschuldigsten Schlage den Ton seiner Zeitgenossen so gut getroffen, sich so wenig über das gewöhnlichste Maß der Empfänglichkeit seiner Leser erhoben, daß Liscow durch ihn bald in Vergessenheit gerieth. Man höre, wie er selbst die Pflichten des Satyrikers feststellt, und man wird zugeben, daß ein solcher Spötter mit der Welt in Frieden bleiben mußte: *) „Wer den Namen eines Satyrikers verdienen will, dessen Herz muß redlich sein. Er muß die Tugend, die er Andre lehrt, für den einzigen Grund des wahren Glücks halten. Das Ehrwürdige der Religion muß seine ganze Seele erfüllen. Nach der Religion muß ihm der Thron des Fürsten und das Ansehn der Obern das Heiligste sein. Die Religion und den Fürsten zu beleidigen, ist ihm der schrecklichste Gedanke. Er liebet seinen Mitbürger aufrichtig. Ist dieser lasterhaft, so liebt er den Mitbürger doch, und verabscheuet den Lasterhaften . . . Er muß eine edle Freude empfinden, wenn er sieht, daß sein Spott dem Vaterlande einen guten Bürger erhält, und einen andern zwingt, daß er aufhöre lächerlich und lasterhaft zu sein . . . Er muß liebreich sein, wenn er bitter ist. Er muß mit einer ernsthaften Vorsicht dasjenige wohl überlegen, was er in einen scherzhaften Vortrag einkleiden will."

Rabeners Angriffe gelten nicht sowohl den tiefen dunkeln Quellen des Sittenverderbnisses einer ganzen Periode als der Thorheit und Be-

*) „Vom Mißbrauche der Satyre." — Schriften I. S. 93

schränktheit gewisser Stände und Verhältnisse; er züchtigt nicht den Menschen sondern die Menschen; enthüllt weder die Widersprüche und Sophismen, die in jeder Brust schlafen, noch das innere Getriebe eines Jahrhunderts oder einer Nation, sondern vorzugsweise nur das Verkommene, Rohe, Stumpfe, Heuchlerische was sich in eine alternde Gesellschaft, in abgestorbene Kulturzustände zu mischen pflegt. Drum bewegen wir uns in seinen satyrischen Briefen in einem so engen Kreise von Menschen und in einem noch engeren von Gesichtspunkten. Da verlangt ein Landjunker einen Hofmeister für seine Kinder: „Lesen Sie mir einen hübschen gesunden Kerl aus. Sie wissen es selbst, daß bei mir weder Menschen noch Vieh Noth leiden . . . Ich verlange weiter nichts von ihm als daß er gut Latein versteht, sich in Wäsche und Kleidung reinlich und sauber hält, französisch und italiänisch sprechen kann, die Mathematik versteht, Verse macht so viel man für's Haus braucht, tanzen, fechten und reiten kann u. s. w. Dafür soll er bei meinen Kindern auf der Stube freie Wohnung haben, mit dem Kammerdiener essen, und jährlich funfzig Gulden bekommen.“ u. s. w. *) Oder ein Magister bittet ein Kammermädchen um Fürsprache für eine Hofmeisterstelle, und erklärt in der Nachschrift: „er sei sehr geneigt, zu seiner Zeit in den Stand der heiligen Ehe zu treten.“ — Eine leichtsinnige „Priesterwittwe“ weiß den Nachfolger im Amte auch zum Nachfolger im Ehstande zu machen. Oder ein Obrist empfiehlt einem Freunde seinen Feldprediger, einen rohen Gesellen, als Landpfarrer: „seinethalben magst Du leben wie Du willst. Und wenn Du heute zum Teufel fährst, so fährt er morgen nach.“ „Wenn ich ein Bauer wäre, so lebte ich vielleicht auch fromm, weil ich sonst nichts zu thun hätte; aber für Männer von Stande und für uns, die wir alte Landedelleute sind, sieht das andächtige Kopfhängen sehr albern aus.“ — Und der Feldprediger selbst empfiehlt sich mit der Versicherung: „Wenn er mir giebt, was mir gehört, so mag er leben wie er will. Mit Schmälen und Predigen macht man euch Herren nicht frömmer . . . Ich kenne die Welt besser. Saufen und . . . . . ist bei Herren von Ihrer Art und Erziehung außer den Ahnen immer noch das Einzige, womit Sie sich von uns bürgerlichem Pöbel unterscheiden.“ — Ein solcher in den letzten Worten durchblickender Zug des bürgerlichen Widerwillens gegen sociale Uebelstände findet sich auch sonst nicht selten bei Rabener, so

*) Sämmtl. Schriften III. 19.

vorsichtig er übrigens in seinen Aeußerungen ist; *) so z. B. läßt er einen Schulmeister sich wegen seiner Unwissenheit rechtfertigen: „Rechnen und Schreiben ist auch meine Sache nicht; aber was thut das? Ich will mir einen großen Jungen aus der Gemeine halten, der es an meiner Statt thut. Ich denke ja wohl das geschieht in den meisten Aemtern, daß einer den Titel und die Besoldung hat, und einen großen Jungen für sich arbeiten läßt. Was vornehmen Leuten recht ist, das wird doch bei einem armen Dorfschulmeister auch angehen." **) — Ebenso könnten wir daran erinnern, daß eine große Anzahl seiner Satyren die Bestechlichkeit der Richter und Beamten in ihren verschiedenen Gestalten verfolgt.

Gerade diese ernste sittliche Züchtigung mochte dem Satyriker die meisten Anfeindungen zuziehen, so streng' er auch alles Ungeziemende vermied; im Unmuthe über solche Verkennung, verzweifelt er an seiner Wirksamkeit im Vaterlande. ***) „Ueberhaupt ist wohl Deutschland das Land nicht, in welchem eine billige und bessernde Satyre es wagen darf ihr Haupt mit der Freimüthigkeit empor zu heben, mit welcher sie gewohnt ist, die Laster oder die Thorheiten der Menschen zu strafen. Es giebt Städte in Deutschland, in denen man nur beschäftigt ist, Reichthümer zu sammeln, in denen man kein Laster weiter kennt als die Armuth. Wer wird es wagen dürfen, ihren feisten Bürgern zu sagen, daß sie lasterhaft sind, weil sie nur mit Ungerechtigkeit wuchern; daß sie Thoren sind, weil sie auf ihren erwucherten Reichthum stolz sein können? Es giebt mächtige Städte in Deutschland, wo man unter dem prächtigsten Aufwande seine Armuth, unter den lärmenden Vergnügungen seine innerliche Unruhe zu verbergen sucht, wo man seinen Freund küßt und umarmt um ihn niederzuwerfen, wo man über alle

---

*) In Antons Panßa von Mancha Abhandlung von Sprüchwörtern heißt es S. 71. Satyren B. IV: „Kleine Schelme entschuldige ich noch immer eher als Schelme von Stande; diese schaden mehr und werden seltner bestraft . . . Der Kerl (ein Dieb) verdient seine Strafe; ich kenne aber auch den Beamten, welcher der größte Bösewicht im Lande ist, und unter dem scheinbaren Vorwande, das landesherrschaftliche Interesse zu beobachten, Steuern und Gaben der Verfassung gemäß einzutreiben und die Justiz zu befördern, eine ganze Pflege seufzender Unterthanen mit seiner legalen und schreibenden Bande plündert." —

**) Schriften III. Satyrische Briefe. — S. 49.

***) In der Vorrede zum 4. Theil seiner Satyren. S. 9.

Sachen in einem entscheidenden Tone urtheilet, um seine Unwissenheit nicht zu verrathen; wo man ein pöbelhaftes Pasquill mit lautem Beifall annimmt und ausbreitet, weil man den einzigen Unglücklichen kennt, den es trifft, und wo man im Gegentheile eine lehrende Satyre für ein gefährliches Pasquill hält, weil sie auf hundert Personen passen kann, und weil diese hundert Personen vielleicht noch fühlen, daß sie Thoren sind, aber zugleich auch denjenigen verabscheuen, der sie an ihre Thorheit erinnert. Und was soll ich von denen Städten sagen, welche ein Sitz der schönen Wissenschaften sind, und wo es ein öffentlicher Beruf ist, Weisheit und Sitten zu predigen? Vielleicht ist hier die Satyre an der Hand ihrer Schwester, der Moral, beliebt und sicher? Nichts weniger! Nur gar zu oft haben die Gelehrten viel Ursache, sich vor der Satyre zu fürchten. Gemeiniglich sind sie die ersten, die sie verdammen, es müßte denn eine Satyre aus dem Horaz sein, welcher sie unmöglich gemeint haben kann."

Wie groß auch die Achtung sein mochte, womit Rabener, der vertraute Freund eines Gellert, von der Religion sprach, so unumwunden er auch ihre Gegner angriff *) — so scheint dies Alles ihn doch nicht vor Anfeindungen und pharisäischen Verketzerungen geschützt zu haben; namentlich über einen blinden hierarchischen Verfolgungsgeist (denn auch Verleumdung ist Verfolgung) hatte er sich zu beklagen: „Im figürlichen Verstande — schreibt er im „Versuch eines deutschen Wörterbuchs" — heißt e h r w ü r d i g so viel als schwarz, und ein ehrwürdiger Mann so viel als ein Mann in einem schwarzen Rocke. Ich gründe diese Erklärung auf die Erfahrung. Denn unter diesen Männern in schwarzen Röcken sind Viele, an denen man nicht das geringste Ehrwürdige findet als das schwarze Kleid . . . . Sie werden ihren Namen durch einen Eifer verrathen, der in ihrer Sprache Amtseifer, und in unsrer Sprache das böse Gewissen heißt."

---

*) In der Abhandlung von Sprüchwörtern, Satyren IV. 135 ff., schildert er z. B. einen jungen Grafen, den die Mutter „zum Christenthum prügeln" wollte; der dann jene „maschinenmäßige Andacht" abschüttelte, und endlich einem E n g l ä n d e r in die Hände fiel, der als „witziger Freigeist" ihm auf die lustigste Art zeigte: „daß die ganze Religion ein Gespenst für kriechende Geister, nur für den gemeinen Mann, nicht für erlauchte Grafen sei." — Nun habe er beim Punsch über die christliche Dummheit, die einen Gott glaube, gespottet; bis seine Ausschweifungen ihn verzehrten. „Er starb mit der Angst eines Menschen, der sich wider die innern Regungen seiner Seele so lange Mühe gegeben hat, sich und Andre zu bereden daß kein Gott sei."

Die Zeit ist vorüber, wo man die falsche Maske der Religion nicht berühren durfte, ohne von den verblendeten oder heuchlerischen Wächtern des Glaubens als Ungläubiger verdächtigt oder verfolgt zu werden. Die Nemesis ist nicht ausgeblieben, so daß gegenwärtig mehr Muth dazu gehört, die lauterste religiöse Ueberzeugung des Herzens auszusprechen als sie anzufechten.

Kästner.

Als dritten Mann in dieser Reihe der Satyriker nennen wir A. G. Kästner (1719—1800). Wenn Liscow uns über das letzte bestimmende Wort seiner Seele, über sein innerstes Verhältniß zum Christenthum eigentlich immer in Ungewißheit läßt: so sind wir bei Kästner stets im Klaren über den positiven Hintergrund seiner Ueberzeugungen.

Dem ersten Stadium der literarischen Bewegung von Gottsched bis Klopstock eifrig zugethan, betheiligte er sich daran durch mehrere Versuche, die seinen Namen auf diesem Gebiete schwerlich der Vergessenheit entrissen hätten, wenn ihnen nicht sein satyrisches Talent in den Sinngedichten zu Hülfe gekommen wäre. In diesen ist er der Satyriker der Neuerung; überall in der literarischen wie in der politischen und religiösen Neuerung sieht er den faulen Fleck, den schwachen angreifbaren Punkt; mochte dieser in der Sache oder in den Personen liegen, er verfolgte ihn mit den Waffen des Witzes und Spottes. Ob er durch diese satyrische Angriffe das innerste Wesen einer Richtung oder eine Zufälligkeit traf, die nur an ihrer zeitlichen Oberfläche haftete: darum kümmerte er sich nicht, und als satyrischer Dichter, von dem wir ja nicht ein letztes weltgeschichtliches Urtheil, nicht das unparteiische Abwägen des Historikers verlangen, bräuchte er das auch nicht. — Seinem nüchternen kritischen Sinne widerstand alles Unwahre, alles Verstiegene, alles was den innern Stämpel der Aechtheit verleugnete; alles was auch nur von ferne an Marktschreierei und an Modenarrheit gränzte. Einer solchen Kritik bietet die Masse der Menschen zu allen Zeiten reichen Stoff dar; immer sind es nur die Wenigen, die dem innern Rufe der Seele, der eigenen reifen Ueberzeugung im Leben und Denken folgen; die große Mehrzahl folgt fremden Antrieben, um sie dann zu überbieten und zu entstellen. Hatten Andre die Lächerlichkeit des verrotteten erstarrten Alten, des oft rohen oft heuchlerischen Beste-

henden hervorgehoben, so bezahlte Kästner nun die Trompeter und Hanswurste der sich überstürzenden Neuerung mit gleicher Münze, ohne deßhalb das Alte unbedingt und überall in Schutz zu nehmen.

Oft gilt sein Angriff nicht einer besondern Zeit oder Richtung, sondern der Kehrseite des menschlichen Geschlechts überhaupt. So wenn er Kepler beklagt, den man fast verhungern ließ:

— — „Er wußte nur die Geister zu vergnügen,
Drum ließen ihn die Körper ohne Brot."

oder wenn er in der Abhandlung: „Haben die Astronomen klug daran gethan, daß sie ehrlich gewesen sind?"*) bemerkt: „Niemand hat mehr Gelegenheit, der Menschen, hauptsächlich der Thoren, Gesinnungen und Neigungen kennen zu lernen als ein Wahrsager" **).

Für seine nächste Umgebung, für sein Göttingen (wohin er aus Leipzig berufen worden 1756) war er so wenig parteiisch, daß er den dortigen gänzlichen Mangel an Sinn für Poesie beklagend, ausrufen konnte (1760 oder 1761):

„Hier mußt du, wenn man dir was Gründliches soll sagen,
Nach Würsten und Kartoffeln fragen." —

Um so eifriger war er dort als Aeltester der „deutschen Gesellschaft" für Hebung und Ausbildung des Geschmacks an vaterländischer Literatur thätig, wie er schon in Leipzig ein regsames Mitglied der „Rednergesellschaft" gewesen, die sich vorzüglich mit „Uebungen in der deutschen Beredsamkeit" beschäftigte. ***) Für die Ehre seines Vaterlandes in der Literatur und im Felde hatte er — was in jener Modezeit des Weltbürgerthums sehr hervorzuheben ist — ein treues deutsches Herz. Drum zeigt er freudig auf Friedrich (1757) im Sinngedichte: „Deutschlands gerettete Ehre," nachdem Gallier und Briten den Deutschen lange genug „tief unter sich gesetzt;" aber mit gerechtem Selbstgefühle fragt er den großen König:

„O König, Deutschlands Ruhm! weßwegen zieht dein Ohr
Vom Volk, das du besiegst, die Sprache — Deiner vor?" —

---

*) Gesammelte poetische und prosaische schönwissenschaftliche Werke. Berlin 1841. — Th. IV. S. 175.

**) Eine ähnliche Stelle findet sich in seinen Affenbetrachtungen. W. IV. S. 138. „Der Affe ist ein Thier, über das man lachen muß; der Mensch ein Thier, das man auslachen muß."

***) Werke IV. S. 203 und 210.

Wohl dürfe er (Kästner) vom Lobe des Galliers schweigen, da dieser genug selbst davon spreche; nie seien seine Landsleute des Namens „Deutsche" werth gewesen, nichts seien sie als „Franzen-Affen."

Auch nur in diesem Lichte der geistlosen unselbständigen Nachahmerei des Fremden erschien ihm der politische Neuerungstrieb, der in Deutschland sich der französischen Revolution bewundernd zuwandte:

„Bewundernd haben sie sonst die Messieurs verehrt,
Wie sie bewundernd nun die Citoyens begaffen."

Mit dem bittern Spotte des Patrioten, dem keine täuschenden Worte die schmähliche Wirklichkeit verhüllten, legt er den Franzosen die völkerbeglückende „Freiheitserklärung" *) in den Mund:

„Frei seid ihr nun und Brüder! Gleich beglückt!
Sie sind gestürzt, die euch bisher gedrückt!
Was sie von euch so lange Zeit genommen:
Das müssen wir, und noch viel mehr bekommen;
Was eure Städte sonst geziert,
Wird unsrer Hauptstadt zugeführt;
Auch werdet ihr uns, die wir euch befrein,
Voll Dankbarkeit gehorsam sein." —

In einem Gesichte der Offenbarung Johannis schildert er die Schrecken der französischen Revolution in Paris:

„Es sündigten mit ihr die Könige der Erden,
Durch ihren Zauberkelch ward alle Welt bethört,
Gefallen nun! bewohnt von Teufeln und zerstört!
Um Blut das sie vergoß, verdammt nie froh zu werden!
Das Bild, das sich dem Seher wies,
War Babel ihm, ist uns — —" (Paris)

In der Art wie die Revolution ihre eigenen Kinder verschlang, sah er die Gesetze der Hölle sich offenbaren; über Cüstine's Hinrichtung schrieb er:

„Mit Qual und Tod belohnt er seine Diener
Der Satan. — Wer das jetzt noch lehrt,
Den hält man nicht für aufgeklärt;
So lohnen doch die Jakobiner!" —

Aber wir würden uns irren, wenn wir bei dem Manne, der die französische Revolution und ihre Bewunderer verabscheut, nun Knechts-

---

*) Werke I. S. 92.

sinn gegen alle Vorurtheile und Mißbräuche des Vaterlandes und der alten Zustände voraussetzten; er beklagt es *): daß der Deutsche Alles über den Rhein herhole: Moden, Kochkunst, Wein, Sprache, nur nicht den Ehrgeiz für das Vaterland, nur nicht die Achtung „für Kunst und Wissen" neben Rang und Geburt. Er stellt allerdings den Fürsten hoch, aber um seines hohen Berufes willen, den er ganz ideell, ganz sittlich faßt:

— — „mit Weisheit und mit Macht
Dem Glück von Tausenden sein Leben ganz zu weih'n."

Er achtet den Unterschied der Stände, lacht aber über jede hohle Anmaßung, die sich ohne geistigen Adel an den nominellen klammert:

„Von Leibnitz und von Wolf hab ich mir stets gedacht:
Hochwohlgeboren nicht, und nur Hochwohlgemacht.
Auch meint' ich über sie nicht bei der Benennung zu lachen;
Denn wirklich ist ja nichts aus manchem Gebornen zu machen."

Die erschlaffende geistige Verzärtelung der neuen Pädagogik züchtigt er mit derselben Schärfe wie die theologische Umwälzung. Zu seiner Zeit habe der Mann das Kind zu sich heraufgezogen; jetzt kauere das pädagogische Männlein zum lieben Kindlein hin; drum verwahrt er sich dagegen, daß man Basedow „Göttingens Pädagogen" nenne; nur seine Frau habe er dort erzogen:

„Und hätte die Verstand bei seiner Zucht bekommen,
So hätte sie ihn nicht genommen."

Von den neuen Theologen und ihren rationalistischen Deutungen der Schrift scherzte er: sie brauchten die Bibel wie ein Futteral, in welches sie ihre artigsten Spielsachen hineinlegten. **) — Er fragt: „Was heißt jetzt, in der Gelehrsamkeit mit seiner Zeit fortgehen?" und antwortet:

„In der Mathematik: immer mehr wissen.
In der Theologie: immer weniger glauben.
In der Philosophie: immer neue Sprachen reden."

---

*) W. I. 85. „In ein Stammbuch eines Franzosen."
**) W. I. 149.

Er verläßt den Scherz, wenn er an den Gedanken eines Kirchenvaters: „die Bibel sei ein Gewässer, in dem ein Elephant schwimmen könne, aber ein Lamm durchwaten" — die Frage knüpft: „Wenn aber nun die Herren Elephanten (die neuen Theologen), die Stärke und Geschicklichkeit ihrer Füße zu zeigen, das Wasser so trüb und unruhig machen, daß manches arme Lamm verzagen möchte eine Furth zu finden?" — Er bleibt in diesem Tone des Ernstes, wo er die Religion Homer's und die der Bibel vergleicht. *) „An der Religion Homer's haben die schönsten und größten Geister des Alterthums, Dichter und Philosophen gearbeitet, sie auszuputzen und vernünftig, geheimnißvoll, lehrreich darzustellen, und doch aus ihr nichts weiter machen können als eine Sammlung unterhaltender, nicht gar zu gut moralischer Mährchen (?)." — „An der Religion der Bibel haben Rabbinen, Scholastiker, Exegeten, Homileten, Bischöfe, Superintendenten, Metropolitanen und Ordinarii gearbeitet, sie zu verstümmeln, durch Zusätze zu verderben, durch die Einkleidung zu verstellen. Und trotz allen diesen Bemühungen ist sie das Erhabenste geblieben, was ein menschlicher Verstand denken kann." — Kästner spricht hier nicht von dem Ursprung und dem wahren Sinne der griechischen Mythologie (hierüber hegte er übrigens sehr wahrscheinlich eine sehr dürftige prosaische Ansicht: als sei sie etwas Erfundenes, Ausgesonnenes, Eingekleidetes u. s. w.), sondern von ihrer späteren Bearbeitung; und hier hat seine Vergleichung mit den oft genug nur entstellenden Bearbeitungen der Bibel eine große schon von Vielen bemerkte Wahrheit.

Sehr bezeichnend für Kästner in religiöser Hinsicht ist sein Urtheil über Lavater's geheimes Tagebuch; in Stimmung, Gemüth, Charakter kann man sich keine ungleicheren Menschen denken als Kästner's pfeilartige und Lavater's flammende Natur; und doch läßt der Göttingische Mathematiker dem Zürcher Pastor noch mehr Gerechtigkeit widerfahren als man bei solcher Verschiedenheit erwarten sollte. Zwar macht er gegen einige ihm überspannt scheinende Forderungen der sinnlichen Religiosität **) Lavater's hie und da Einwendungen, die ein strengerer Sinn als widrigen Cynismus, wo nicht als Frivolität abweisen würde. An solchen Stellen spricht aber mehr der Kitzel des Spottes und Witzes, dem Kästner nicht zu widerstehen vermochte, als seine wahrste Ueber-

*) W. IV. 138. „Zwei Religionen."

**) Z. B. „Ich will nichts thun, das ich unterlassen würde, wann Jesus Christus sichtbar vor mir stünde." — W. IV. 178.

zeugung. Diese letztere hören wir, wenn er in demselben Aufsatze bemerkt: „Ueberhaupt scheinen diese Grundsätze (Lavater's) allzusehr auf den spekulativen Gottesdienst gerichtet, auf fromme Empfindungen, die ohne Zweifel die erhabensten, selbst die angenehmsten sind, deren Menschen fähig sind, denen wir uns aber nach den Absichten Gottes eben deßwegen nicht allemal überlassen können, weil er uns allerlei irdische Geschäfte aufgelegt hat." — Diese ziemlich auf der Hand liegende Wahrheit entgieng Lavater'n gewiß so wenig als die andre daran geknüpfte: „daß es auch Gottesdienst sei, diese Geschäfte auszurichten." — Wichtiger für Lavater's Beurtheilung ist eine andere Bemerkung Kästner's *): es scheine als erfordere er zur Gesundheit einen beständigen elektrischen Zustand, und glaube nicht Wärme genug zu haben, wenn er nicht Funken von sich gebe. „Sollte er hierin und überhaupt in der Strenge seiner Sittenlehre zu weit gehen, so ist dieses Uebertriebene doch offenbar eine Folge eines ernsten und tiefen Nachdenkens und der vortrefflichsten Gesinnungen, nur in einem Gemüthe, dessen Hauptzug eine außerordentliche Lebhaftigkeit ist, die nichts mittelmäßig denkt oder empfindet . . . Seine Sätze, wo sie von gemeinen Meinungen abzugehen scheinen, lassen sich nicht . . . durch eine kurze Beurtheilung niederschlagen."

In dem Lehrgedichte **) „Gedanken über den Streit zwischen Vernunft und Glauben" (von 1740 oder 1741?) wagt er sich an ein Thema, das noch jetzt, hundert Jahre später, die Geister bewegt und trennt; im Geiste der Wolfischen Philosophie sucht er beide, Vernunft und Glauben, in ihrem Rechte und in ihren Grenzen zu behaupten:

„Mit Rechte wird bei euch des Zankes Grund gesuchet,
Du der des Glaubens lacht, du der der Weisheit fluchet,
Der wenn er die Vernunft mit steifen Füßen tritt,
Meint es geschehe Gott ein großer Dienst damit."

Es lag in den Bedingungen jener Zeit, daß er die Rechte der Vernunft gegen die damalige entgeistete Orthodoxie und den schon entartenden Pietismus mit noch größerem Nachdrucke verfocht als den Glauben gegen die „Freigeister":

„Wenn Glauben und Vernunft einander widersprechen,
So ist der Glaube falsch. Die Schuld von dem Verbrechen

*) W. IV. S. 183.
**) W. II. S. 100.

In das der Freigeist fällt, gehört dem Lehrer zu,
Der auf den Freigeist schmäht." — —

Nach Kästner widersprechen sich Vernunft und Glauben so wenig, daß sie sich vielmehr ergänzen; wo jene sich verdunkelt, da fängt dieser zu leuchten an:

„Nein, göttliche Vernunft, nie ward dein wahrer Freund
Auf eigne Kräfte kühn, der Offenbarung feind.
Geleitet durch dein Licht bis an der Menschheit Grenzen,
Sieht er, wo du ihm fehlst, der Gnade Strahlen glänzen."

Sein Sinn geht entschieden auf ein durch Wolfische Demonstration, durch mathematische Beweisführung gefestigtes Christenthum:

„O glücklich, wen Vernunft so wie der Glaube lenkt:
Der beider Werth verehrt, und wann er glaubt, auch denkt.
Als göttlich wird bei ihm nicht alte Meinung gelten;
Die Freunde der Vernunft wird er nicht Ketzer schelten;
Den Freigeist, welcher sonst des Eifers Zorn verlacht,
Hat er durch Grund und Schluß zum Glauben oft gebracht;
Und selbst ein schwacher Sinn lernt mehr durch seine Lehren
Als Gott gedankenlos mit heil'gen Formeln ehren."

Daß diese Grundsätze nicht bloßes Schulwissen in ihm waren, sondern eine ihn durch das Leben begleitende Grundstimmung, bezeugt die Grabschrift, die sich der achtzigjährige Greis (2. Juni 1800) achtzehn Tage vor seinem Tode selbst setzte:

„Von Müh' und Arbeit voll, kam mehr als hoch mein Leben,
Doch froh in Dessen Dienst, der Trieb und Kraft verleiht;
Im Glauben an den Sohn, der sich für uns gegeben,
Ging ich getrost zur Ewigkeit."

Man hat es öfter bemerkt, daß zur Satyre hinneigende Naturen nicht selten einen Grundton von Sentimentalität in sich tragen, der mit jener ätzenden Schärfe des Spottes grell contrastirt; so bei Kästner. Einige seiner Gedichte, wie „Abschied aus dem Zimmer, in welchem ich erzogen worden" *) oder „Auf meinen seligen Vater" u. a. sind mit einer Weichheit, mit einem Zuge der Melancholie **) geschrie-

---

*) W. II. 58.

**) „Mehr als die Lust von allen Eitelkeiten
Ist Schwermuth werth, die uns zum Heil uns kränkt!"
(Werke II. 60.)

ben, die uns den Mathematiker und den Satyriker ganz vergessen lassen; schlichte Töne eines rein kindlichen Gefühls.

Schon die mitgetheilten Muster aus seinen Lehrgedichten zeigen, daß seine Poesie — wenn man seinen gereimten Abhandlungen diesen Namen zugestehen will — ganz der Gottsched-Gellertschen Bildungsstufe angehört, und also höchstens des Inhalts wegen Beachtung verdient. Ganz in dieser Art ist das „philosophische Gedicht von den Kometen" (1744), das mit den Versen anhebt:

„Mein Lied beschreibt den Stern, der weit von unsern Kreisen,
Nur selten sich uns naht, uns Kopf und Schweif zu weisen."

Ebenso die „Gedanken über die Verbindlichkeit der Dichter, allen Lesern deutlich zu sein;"*) oder „der Nutzen der schönen Wissenschaften beim Vortrage philosophischer Lehren" (1742). —

Diesem Gottschedischen Standpunkte fehlte auch bei Kästner die Fähigkeit, die späterhin so rasch und stürmisch erfolgende Entwicklung unsrer poetischen Bildung zu würdigen; war er mit der übermüthigen Kritik des jungen Dichtergeschlechtes,**) mit den „Critiker-Jungen" unzufrieden, so hatte er ein Recht dazu; dagegen werden wir ihn nur mit Lächeln über Goethe's Werther urtheilen hören: „Wenn Grandison eine Marionette ist,***) so ist Werther nichts als ein Speiteufel, der prasselt, dampft und zerplatzt mit Gestank, ohne was anders gethan zu haben als daß er etliche Jungen ergötzt." — Von 1770 an abwärts hörte für Kästner die klassische deutsche Literatur auf; in seiner frühreifen Bildung (im dreizehnten Jahre war er Student, im sechzehnten Baccalaureus; Latein war beinahe seine Muttersprache) lag viel zu wenig produktive Kraft und Naturfrische, als daß sie Raum hätte haben können für den kühnen Gang unsrer klassischen Literatur. Nicht als Hervorbringer, nur als spottender Zuschauer hat er eine Be-

---

*) W. II. 76.

**) „Schnell wird ein Dichter alt, dann hat er ausgesungen!
Doch manche Critici, die bleiben immer Jungen."
(W. I. 46.)

***) So hatte Schlosser in den Ephemeriden der Menschheit über Grandison geurtheilt. (Kästner's Werke II. S. 124.)

deutung in ihr; aber eben als Zuschauer ist seine Stellung eine oft lehrreiche und immer eigenthümliche.

In diesem Sinne werden wir also Lessing's Urtheil über Kästner beschränken müssen; beschränken sobald man das „Genie," das er an ihm bewundert, auch auf seine poetische Thätigkeit ausdehnen wollte. „Selten — sagt Lessing — werden sich der Gelehrte und der Philosoph, noch seltener der Philosoph und der Meßkünstler, am allerseltensten der Meßkünstler und der schöne Geist in Einer Person beisammen finden. Alle vier Titel aber zu vereinen, kommt nur dem wahrhaften Genie zu, das sich für die menschliche Erkenntniß überhaupt, und nicht bloß für einzelne Theile desselben geschaffen zu sein fühlt . . . . Gegenwärtige vermischte Schriften könnten auch dem besten unsrer witzigen Köpfe einen Namen machen, dessen er sich nicht zu schämen hätte."

Haller und Kästner haben durch den Glanz ihres gelehrten Namens wie Gellert durch das Ansehen seines moralischen Charakters gleich sehr für die Anerkennung der deutschen Literatur unter den Deutschen selber gewirkt.

Zweiter Abschnitt.

Bisher haben wir einen Dichter-Kreis besprochen, dessen gemeinsamer Charakter darin liegt, daß sie in Glauben und Sitte sich an die überlieferte christliche Weltanschauung anschließen. Allerdings wollen sie reformirend auf Sitte und Leben einwirken — denn jede ernstere poetische Bestrebung muß, ihrem innersten Triebe gemäß, reformiren d. h. belebend reinigend erhebend ihre Zeit anfassen und bewegen — aber die Grundlagen des christlichen Glaubens und der bürgerlich-christlichen Sittlichkeit gelten ihnen im Wesentlichen als unantastbar.

Gleichzeitig aber mit jener ersten Gruppe bildete sich eine zweite, die, ohne mit Kirche und Sitte offen zu brechen, dem stoischen Prinzipe das epikuräische, dem Spiritualismus den sinnlichen Realismus entgegenstellen, die — statt wie die Vorigen an Bibel und Christenthum festzuhalten — lieber zu Anakreon und Horaz zurückkehrten.

Schon in dieser Vorbereitungs-Periode der neuen Literatur machen sich die beiden Richtungen geltend, durch deren Gegenwirkung und Verbindung hauptsächlich eine neue Zeit bei uns entstanden ist: dort nämlich die Neubelebung der christlichen, hier die Auferweckung der antiken Bildung und Sinnesweise.

Hagedorn.
(1708 — 1754.)

Wie wir Haller an die Spitze der ernsten religiösen Dichterschule stellten, so gehört sein Altersgenosse Hagedorn (aus Hamburg) unter die Chorführer*) der Sänger des Genusses, der Lebenslust, des sich

*) Als rohe Uebertreibung der Hagedorn'schen Richtung führen wir gleich neben ihm Rost's Versuch von Schäfergedichten 1744 und seine „Vermischten

befreienden Naturalismus. In seinen moralischen und epigrammatischen Gedichten, noch mehr in den Fabeln und Erzählungen und den Oden und Liedern *) hat er, nach dem Vorbilde seines Lehrers Horaz, und oft von den leichteren französischen Dichtern angeregt, jene Lebensweisheit gelehrt, die in der Entfernung vom Schein' und Drucke der großen Welt, der steifen unwahren Sitte, in der Befriedigung und Befreiung des natürlichen Menschen, im Gleichgewichte unsrer verständigen betrachtenden und unsrer sinnlichen Natur — das Glück und den Zweck des Lebens findet. — Daß diese Weisheit des Lebemannes von Hagedorn nicht nur als Spiel der Dichtung, sondern als Resultat seiner Weltansicht geltend gemacht und als praktische Lebensmaxime befolgt wurde: beweisen seine Briefe an Liscow. **) Eine solche Uebereinstim-

---

Gedichte" (1769 nach des Verfassers Tode herausgegeben) an. Rost ist in seiner lüstern spannenden und dann glatt entschlüpfenden Manier der entschiedenste Vorläufer Wieland's. Er schildert sich selbst im Anfange des „Vorspiel's, ein Satyrisch-Episches Gedicht in 5 Büchern" (1742):

„Ich, der ich sonst geglaubt, daß ich geboren wäre
Des Bacchus ächter Knecht, ein Priester der Zythere,
Voll wie Anakreon, stark wie Ovid zu sein,
Vergesse diesesmal die Liebe und den Wein" u. s. w.

Die vielen krassen Stellen in Rost sind nur eine verfeinerte Aufwärmung der obscönen Rohheit mancher Erzeugnisse des 17. Jahrhunderts, z. B. des **Flagellium Salutis etc.** Frankfurt 1698. — „des **Corpus juris Foeminini** d. i. uhraltes Weiberrecht" u. a.

Derselbe Rost moralisirt übrigens an andern Stellen mit dreister Stirne:

„Die Tugend ist des Lebens werth zu achten
Und wer sie treibt, erfüllt der Vorsicht weises Ziel."

*) Des Herrn Friedrichs von Hagedorn sämmtliche poetische Werke. 3 Theile. 1771. Hamburg.

) In diesen Briefen, die Helbig herausgegeben („Ch. L. Liscow. Ein Beitrag" u. s. w. S. 44 ff.), finden sich Aeußerungen, die ihn eben sowohl im Gegensatze gegen die Orthodoxie als gegen die religiöse Moral zeigen: „Je vois** — schreibt H. 14. October 1739 — **que de la façon dont Vous Vous y prenés il y aura peu de pontifes de nôtre église et plutôt de la Vôtre, que Vous ne sçauriez rendre moins dogmatiques et positifs par Vos doutes et à qui Vos veilles ne puissent ôter peu chretiennement comme à moi le bon somme, qui a été si longtems en droit d'appesantir les paupieres des gens d'église. Je crains un peu pour Mosheim**" . . . **etc. etc.** Und am 28. Decbr. 1739.: „**Ce n'est pas à Vous qu'il faut prôner les avantages de la liberté. Vous en etes trop vivement persuadé, et si Vous eties un peu plus voluptueux, Vous sen-**

mung des Dichters und des Menschen — wie man auch sonst über beide denken mag — ist gewiß menschlich wahrer und der Würde der Poesie gemäßer als jene charakterlose philisterhafte völlige Trennung dessen was der Dichter als solcher fühle und lehre und was er als Mensch sei, wie sie z. B. Wieland stets für sich in Anspruch nehmen wollte. Aufrichtigkeit und Gänzheit der Gesinnung, des empfindenden und handelnden Menschen steht uns — auch wann sie sich geistig und sittlich verirrte — ungleich höher als die schwächliche unklare Halbheit, die zwischen Gelüst und That stehen bleibt, und weder im Guten noch im Schlimmen zur Entscheidung reift; auch ist in der Regel selbst an den Verirrungen des Ersteren mehr zu lernen als an allen Winkelzügen des Zweiten.

Hagedorn hat zwar auch religiöse Anklänge; er bringt ein „allgemeines Gebet" nach Pope:

— — „Weise, Heilige, Barbaren fühlen, denken und bekennen
Dich, du Ursprung aller Dinge! Unerforschter Geist der Kraft."

auch ein sechsseitiges Lied: „schriftmäßige Betrachtungen über einige Eigenschaften Gottes"

„Herr, dessen Weisheit ewig ist!
Herr, der du aller Wesen Quelle,
Erhabner als der Himmel bist,
Und tiefer als die tiefste Hölle!
Wer mißt den Donner deiner Macht?
Du breitest aus die Mitternacht
Und zählst die Stern' als eine Heerde.
Dem Winde giebst du sein Gewicht,
Dem Wasser Maß, den Sonnen Licht,
Und hängst an nichts die Last der Erde." — —
— — „Der Himmel und die Erd' ist dein,
Und alles lebt von deinen Gaben.

---

tiriez encore plus la liberté académique dont on jouit à Leipzig. Les lumieres de la volupté sont les seules qui Vous manquent. Avec elles Vous seriez un homme parfait. Mais le Seigneur n'accorde pas toutes les graçes à un seul individu. Il partage les gouts comme les richesses." — — — „Vous y trouverez (à Leipzig) les depositaires de tout l'esprit et de tout le gout des anciens et des modernes, qui par une modestie sans exemple se bornent au simple nom de Soçieté allemande. Vous y verrez, Vous y toucherés peut-être tant de Belles, dont la Saxe est la pepinière, que Vous Vous y formerés le coeur sur les leurs" etc. etc.

Du heißest Wüsten fruchtbar sein,
Und sättigst auch die jungen Raben.
Nichts setzet deinem Rath ein Ziel,
Du schenkst das zarteste Gefühl
Der Größen = Wissenschaft den Spinnen,
Du lehrst den Storch die Reisezeit,
Du giebst der Ameis' Emsigkeit,
Den Bienen Reich und Königinnen." —
— — „Wo findet sich der Weisheit Bahn?
Und wo ist des Verstandes Stätte?
Wer thut was Salomo gethan
Und sucht sie eifrig im Gebete?
Ihr, deren Dünkel alles mißt,
Trefft das kaum, was auf Erden ist:
Wer will des Höchsten Himmel kennen?
Wir sehn in seinem Licht das Licht;
Den hohen Augen glückt es nicht,
Das Wesen von dem Schein zu trennen."

Doch ist dies offenbar nicht der vorherrschende Ton seiner Seele; auf seinem Gebiete fühlt er sich erst ganz, wenn er mit Horaz *) abwechselnd nach stoischen und epikuräischen Maximen philosophirt; so in der „Glückseligkeit" **):

„Es ist das wahre Glück an keinen Stand gebunden:
Das Mittel zum Genuß der schnellen Lebensstunden,
Das, was allein mit Recht beneidenswürdig heißt,
Ist die Zufriedenheit und ein gesetzter Geist.
Der ist des Weisen Theil. Die Nerven und die Stärke
Des männlichen Gemüths sind nicht des Zufalls Werke."

oder wenn er, seiner antiken Philosophie getreu, alles Böse nur aus einem intellektuellen Mangel, einem Nicht=Wissen, herleitet: ***)

„Stolz, Aberglaube, Zorn, Bewundrung, Geiz und Neid
Sind Alles was sie sind nur durch Unwissenheit;
Der Strom der Bosheit quillt aus Wahn und Unverstande."

Wie Haller, der Berner, so schildert auch der republikanische Hamburger, Hagedorn, in den dunkelsten Farben die sittlichen Gefahren, die den Fürsten umgeben:

---

*) „Horaz, mein Freund, mein Lehrer, mein Begleiter" —
So nennt ihn Hagedorn: „Moral. Gedichte" I. S. 68. „Horaz."

**) „Moralische Gedichte" I. S. 14.

***) Schreiben an einen Freund." — Moral. Ged. S. 33.

„Hat ihn der Himmel nicht mit seltner Kraft versehn,
So wird er nur zu schwach Versuchern widerstehn.
Der Hoheit Selbstbetrug vereitelt seine Güte,
Der Schmeichler Hinterhalt umzingelt sein Gemüthe,
Nennt Unterdrückung Ernst, und Macht das höchste Gut,
List Klugheit, Leichtsinn Witz, und Kriegssucht Heldenmuth,
Verschwendung güldne Zeit, der Sitten Blendwerk Tugend,
Und alte Lüsternheit des Fürsten neue Jugend.
So meisterlich erstickt der Sklaven Redekunst
In der Monarchen Brust den Keim der Menschengunst
Und raubt Gewaltigen das schönste Glück auf Erden
Zu lieben wie man soll, und so geliebt zu werden."

Mit fast historischer Sicherheit spricht auch er von einem „Stande der Natur" und der allgemeinen Gleichheit, der unserer gesellschaftlichen und staatlichen Ordnung vorausgegangen:

„Im Stande der Natur, als zu der Menschen Ruhm
Noch keine Herrschaft war, kein Rang, kein Eigenthum,
Da wollte die Vernunft und selbst die Triebe wollten
Daß wir gesellig sein, daß wir gefallen sollten;
Dann war zu gleichem Glück, im menschlichen Geschlecht
Der Zweck gemeinschaftlich und allgemein das Recht.
Dann schmückten jeden Tag die Freiheit und der Friede.
Wer wird wo diese sind, des längsten Lebens müde?

Diesen Naturstand malt er mit Vorliebe auch auf sittlichem Gebiete, als ein freies Gewährenlassen unserer irdischen Natur:

„Erfinder weiser Schwermuthsgründe,
Wenn man bei euerm Klügeln lacht,
So rechnet's der Natur zur Sünde,
Daß sie die Lust so reizend macht."*)

„Phyllis", „Daphnis", „der Blumenkranz", „Laurette" u. a. m. gehören hieher; es ist dies der Lieblings-Accord dieses Dichters, den er darum auch in den Oden**) vorzugsweise wählt, z. B. im „Jüngling", „Vergötterung", „die Jugend". Doch rechtfertigt er sich im Ge-

---

*) „Apollo, ein Hirt". Aus den Fabeln und Erzählungen. II. S. 74.

**) Von denen er im Vorbericht noch zum Ueberflusse selbst sagt, daß sie „nicht so sehr den erhabenen als den gefälligen Charakter der Ode zu besitzen wünschen, durch welchen dieselbe ihre Vorzüge reizender und gesellschaftlich machet . . . In dieser Art der Ode haben sich die freien Britten und vor Allen die singenden Franzosen vorlängst hervorgethan." — („Die neueren Franzosen als Beförderer aller fröhlichen Wissenschaften" u. s. w.)

dichte „an die heutigen Enkratiten" gegen Mißverstand und Mißbrauch seiner naturalistischen Sätze: „Geschmack und Wahl und Artigkeit seien die Gränzen der wahren Freude, und dem Pöbel bleibe unbewußt, wie Kluge zu genießen wissen."

Gemmingen.

(1726 — 1791.)

Eine mittlere Stellung zwischen Haller und Hagedorn, zwischen Christenthum und Naturalismus nehmen der Freiherr von Gemmingen und Michaelis ein, die daher am besten an dieser Stelle genannt werden.

Gemmingen (1726—1791) gab zuerst 1753 dann 1769 seine „Briefe nebst andern poetischen und prosaischen Stücken" heraus. Im Vorberichte erklärt er: „er wolle nicht gestehen, zu welcher unter den zwei großen Faktionen *) er gehöre, welche dermalen im Reiche der deutschen Dichtkunst herrschen; beide haben große Männer unter sich." Er beklagt es, in einem Lande zu leben **) „worin es zwar eine Menge großer Staatsleute und Gelehrten gebe, aber eine sehr geringe Anzahl Männer von gutem Geschmacke."

Dies Land war Schwaben, dessen damalige poetische Literatur er noch in einem besondern Aufsatze „von dem Zustande der Dichtkunst in Schwaben" ***) bespricht. Einem eifrigen Gegner der neuen aus Norddeutschland hereinbrechenden Literatur legt er ironisch die Vertheidigung der guten alten Uebung in den Mund: „Ich erinnere mich der glücklichen Zeiten gar wohl, daß noch (in Schwaben) der Name Leibnitz und Wolf unbekannt war, den sich itzo ein jeder Student untersteht, ungestraft im Munde zu führen. Damals sah sich Schwaben in seiner alten Glückseligkeit. Die Geistlichen waren redliche Leute und trugen breite ehrwürdige Krägen, bei Hofe trank man guten Landwein statt des verderblichen Caffees, und auf der hohen Schule folgte man der Anweisung des großen Aristoteles, so wie ihn die Kirchenväter und andre gottselige Gelehrte von seiner heidnischen Blindheit gereinigt hatten. Aber nun ist es dahin dieses glückselige Alter" u. s. w.

Sechs Arten von Dichtern zählt er in seinem Vaterlande auf:

*) Die Zürcher und Leipziger Schule: Bodmer und Gottsched.

**) In Würtemberg.

***) „Poetische und prosaische Stücke." S. 115. — Braunschweig 1769.

Hofpoeten, Kanzlei-, Kirchen-, Universitäts-, Stadt- und Dorfpoeten; die erste Gattung wird beschrieben als eine Art von Menschen ungefähr zwischen fünf und sechs Schuh hoch (denn die größern werden Heyduken) mit aufgeräumtem Gesicht und bordirter Weste; theils wegen der starken Getränke und des Tabacks, theils weil sie in einem gewissen Alter in Sekretaire oder Amtleute verwandelt werden, bringen sie ihr Leben (d. h. als Poeten) selten über dreißig Jahre. Ihr Amt sei: eine merkwürdige Veränderung in dem fürstlichen Hause, den Tod eines Anverwandten oder „wenn der Landesherr Pillen einnimmt", dem Volke bekannt zu machen, und in zierlichen Bilderreimen, Anagrammen und Chronostichen zu besingen. Die Kirchenpoeten verfertigen „die Strophen welche die Nachtwächter bei jeder Stunde absingen, die verbesserten Reime der alten Kirchengesänge" u. s. w. Die Universitätspoeten haben einen Vorsteher auf der hohen Schule, der zwar selbst kein Dichter sei, der aber desto unparteiischere und gründlichere Anweisungen ertheile. Der Zahl nach am stärksten seien die Stadtpoeten, ohne die kein angesehener Mann geboren werden, sich vermählen oder ein Amt bekommen, oder zur Ader lassen könne. Die Dorfpoeten endlich verbänden mit diesem noch ein andres Handwerk, als Küster, Barbier, Organist oder Schulmeister; wohnt ein Landjunker in der Nähe, so besorgen sie seine Geburts- und Namenstage, und besingen den Ruhm seiner Voreltern."

Wie hier Gemmingen's Satyre der damaligen schwäbischen Poesie gilt, so wendet er sich mit ähnlichen Waffen gegen Alles, was durch Beschränktheit und Vorurtheil den Drang der neuen Zeit zurückhalten will. Mit Vorliebe richtet er seine Pfeile gegen die eigenen Standesgenossen, deren Unwissenheit und Armuth er mit ihren Ansprüchen im grellen Contraste zu zeigen sucht. Den Benedikt von Querlequitsch, einen deutschen Edelmann, läßt er an den Spanier Don Ranudo di Collibrados schreiben *): Seine Voreltern seien so sorgfältig auf die Erhaltung ihres Geschlechts gewesen, daß sie im Anfange alle diejenigen zu enterben gedroht, welche sich weit genug erniedrigen würden, Civilbedienungen anzunehmen oder gar Bürgermägdchen zu heirathen. Dieses Gesetz sei noch niemals übertreten worden, obschon die Enterbungen heut zu Tage gewisser Ursachen wegen keinen mehr abschrecken würden . . . Für alte Häuser schicke es sich nicht, irgend ein öffentliches Amt anzunehmen. Es sei doch immer eine Art von Dienen damit ver-

*) „Briefe des deutschen Edelmanns." S. 126 ff.

knüpft, welches mit ihrem Stande der Freiheit nicht bestehen könne. . . . Ihnen sei es geklagt, daß der Ruhm der Geschlechter und der Vorzug des deutschen Adels zu seinem Untergange eilet, da der leidige Geiz manchen angesehenen Mann von zwei und dreißig Ahnen überredet, Aemter anzunehmen die seinen Stand entehren und sich allein für Advokaten und Rechtslehrer schicken . . . . Hierdurch werden alte Häuser mit gemeinen Bürgern in eine schimpfliche Gleichheit gesetzet und der ganze Unterschied der Stände verwirret."

In dem Briefe: „daß die Kaufmannschaft dem Adel nicht unanständig sei", spricht Gemmingen daher seine Freude darüber aus, „daß in den Privilegien der preußischen Handlungsgesellschaft dem Adel vergönnt sei, daran Theil zu nehmen." „In der That — setzt er hinzu — muß man sonst dem deutschen Adel die Ehre lassen, daß kein Stand in der Welt auf seinen Vorurtheilen hartnäckiger beharret als eben dieser." Und er schließt mit der Hoffnung: „daß unserm großen Friedrich vielleicht die Ehre aufbehalten sei, sein Vaterland auch von diesem unvernünftigen Vorurtheile zu reinigen."*).

Derselben Gesinnung begegnen wir in seinen Oden; in der „Eitelkeit der Ahnen" ruft er:

„Mir hat noch nie die grenzenlose Ehrsucht
Den kleinen Stolz auf Ahnen eingepräget.
Nie hieng mein Aug' an Rixner's oder Goldast's
Schmeichelnden Bildern."
— — „Hinweg mit euch, der längst verderbten Menschheit
Bewährten Zeugen! Mitternächtge Schatten
Bedecken dich, an schädlichen Exempeln
Fruchtbare Vorwelt!"

Einen ähnlichen Uebergang wie hier von der Satyre zum rednerischen Pathos zeigen andre Stellen: vom Spotte des Satyrikers, vom Schwunge des aufklärenden Reformers zu weicher schwermüthiger Sentimentalität wie sie Wieland in seiner ersten Periode ausbeutete. Da heißt es in den „Gedanken bei dem Grabmale meines Vaters": „Geheime Thränen entschlüpfen dem Auge; ich liebe die Thränen; sie sind Zeugen einer zärtlichen Empfindung, einer namenlosen Wollust, die selbst aus der Betrübniß entspringet; unfühlbar dem Weltmanne, der nicht in den Ton der zärteren Sinnen gestimmt ist . . . Komm, mein

*) Poet. u. pros. St. S. 136.

Herz, hier gewährt dir dein Schicksal eine von den stillen Stunden" u. s. w. In demselben Tone sind die „Gedanken bei einer traurigen Gegend in Böhmen im österreichischen Lager" (1757) geschrieben; oder die „Gedanken bei einer schönen Sommernacht im Lager zu Sqworetz" (drei Tage nach der Schlacht bei Collin); hier im Mondschein *) seufzt er beim Anblicke der schlafenden Krieger — „Nationen bei Nationen gehäufet, eine empörte Welt zum Verderben" — über die unaussprechliche Thorheit der Menschen, ihr Blut zu vergießen. Ihm graust vor dem Bilde des Schlachtfeldes: „Brüder von Brüdern erwürgt, blutige Hekatomben des Ehrgeizes." „Aber — so fragt er sich — was für ein Schicksal hat mich mit diesen Feinden der bessern Natur verbunden . . . Wer hat mich in diesen Gefilden des Todes mit Helden gepaaret, Horaz und Popen mit mir? . . . Erlöse mich, mein Schicksal, aus diesem blutigen Gefilde. Erlöse mich auch aus der eisernen Gesellschaft dieser fühllosen Menschen, denen Blut wie Wasser ist und ein vernünftiges Geschöpfe wie der Wurm, der aufwallet und Staub wird. Vielleicht edlere Menschen wie ich, vielleicht zu großen Thaten bestimmt . . . aber keine fühlenden Menschen, nicht der zärteren Empfindungen fähig, und in den Ton nicht gestimmt, den mir der Ewige gegeben!"

Eine solche mit der Welt und ihrem Treiben zerfallene Stimmung treibt den Menschen nothwendig in die Einsamkeit, den Frommen in's Kloster, den Dichter in die Stille der Natur; daher stimmt es vollkommen mit obigen Stellen, wenn Gemmingen dem „Verlangen nach der Stille des Landlebens" und der „Einsamkeit" **) besondre Lieder widmet:

„Gerührt von meiner eignen Qual
Scheu' ich den Trost, der überzeuget,
Und suche dich, verwachsnes Thal,
Das meine Klagen hört und schweiget."

In den „moralischen Gedichten", die nach Haller's und Hagedorn's Mustern gearbeitet sind, herrscht eine antike Moral, die in die Ruhe des Gemüths, in das Ebenmaß der Empfindungen das höchste Gut setzt. Gleich in dem ersten, „über die Zufriedenheit" fragt er:

*) „Ein melancholisches Licht, dem Weisen reizender als der Pomp der mittägigen Sonne und den Thränen des Menschenfreundes ähnlich."

**) S. 51 u. 53.

„Woher rührt doch der Grund der Unzufriedenheit,
Die jeden Sterblichen mit dem Geschick entzweit,
Daß er den kühnen Blick in Gottes Rathschluß waget,
Und Schicksal und Natur vor seinem Stolz verklaget?“

Und die Antwort ist:

„Armseliger, dich täuscht dein unzufriednes Herze!
Dort liegt der reiche Quell von deinem ewgen Schmerze,
Und nicht in der Natur. Sie, die sich nie verkennt,
Hat dir ein fernes Ziel zu deinem Glück gegönnt.“ —
— — „Unseliges Geschlecht, das stets sein Ziel verfehlet,
Aus Ueberlegung irrt, aus Vorsatz Böses wählet!
Vergebens martert sich dein unzufriedner Geist,
So lang ihn jeder Sturm der Lüste mit sich reißt!“

Das Höchste seiner Lebensweisheit legt er dann in den Vorsatz:

„Uns soll der Tugend Werth weit über sie erhöh'n,
Die Gaben der Natur zu nutzen, nicht zu schmähn;
In der vergönnten Lust das stille Herz zu weiden,
Und auch in dem Genuß den Mißbrauch zu vermeiden!“

Die Summe dieser Lebensansicht ließe sich also auf den epikuräischen Satz zurückführen, der so ziemlich der Gemeinplatz der sogenannten „Leute von guten Grundsätzen“ geworden ist: Tugend sei das regte Maßhalten im Genusse, auf diesem Maßhalten beruhe unsre Zufriedenheit und diese sei die Quelle unseres Glückes. — So ehrbar und einleuchtend diese Ansicht auch auftritt, so liegt ihrem innersten Wesen doch ein gemeines selbstsüchtiges Princip zu Grunde, das noch nicht einmal an der Schwelle höherer Sittlichkeit steht. Menschen, die keine mächtigeren Triebfedern kennen als das formale Princip des rechten Maßes und den willkürlichen Maßstab der eigenen Zufriedenheit — solche Menschen würden uns wahrscheinlich bis an das Ende der Tage um keine Spanne weiter bringen, und nie und nimmer mit den dunkleren Weltmächten in und außer uns einen entschlossenen Kampf aufnehmen. —

Wir kennen nun Gemmingen als Satyriker und Reformer, als sentimentalen Einsiedler und als horazischen Moralisten; es bleibt uns nur noch übrig: diesen letzteren Standpunkt auch nach einer andern Seite hin nachzuweisen: als bewußte Vertretung des weltfrohen Lebensgenusses. In dem „moralischen Gedicht“: „Vertheidigung der Leidenschaften und Begierden“ wird dieser unzweideutig gelehrt:

„Freund, wer die Welt nicht kennt, der kennt sich selbst auch nicht.“ —
— — So nöthig ist der Welt der Sinnen Leidenschaft,

Die die Bewegungen in der Maschine schafft;
Aegyptens blühnder Staat mit unzählbaren Götzen
Ist besser als ein Volk von philosophschen Klötzen.
Tief in der Seele liegt der Trieb nach ew'gem Ruhm,
Die Lust zur Sinnlichkeit, der Geiz nach Eigenthum,
Der Liebe sanfte Glut, die Ehrsucht die uns adelt
Und Alles was der Thor in den Moralen tadelt." —

Um aber den Schein abzuwenden als wolle er unbedingte Entfesselung unsrer Sinne lehren, so warnt er sofort vor dem Mißbrauche, denn nur dieser bestimme die Grenzen zwischen Tugend und Laster. — Gemmingen ist hier in seinem Rechte, sofern er eine abstrakte sinnenfeindliche Moral bekämpft, einen ätherischen Platonismus, der die sittliche Würde der irdischen Natur, der Leiblichkeit verkennt, oder einen Stoicismus, der den tieferen Sinn unsrer geistigen Triebe, unsrer angebornen Bedürfnisse nicht ahnt. Aber er irrt, weil er den Unterschied von Gut und Böse nur im Quantitativen, in einem bloßen Zuviel sucht, statt daß er in den verborgensten Quellen des Innern, in den unsichtbaren Wurzeln unsers Willens und in dessen Uebereinstimmung mit den göttlichen Ordnungen des Lebens die Richtschnur und den Schlüssel für unsere sittliche Natur hätte suchen müssen.

Aber sonderbar, der Mann der für die natürlichen Rechte unsrer sinnlichen Natur spricht, scheint diejenigen unsres Geistes enge begrenzt zu haben; im Sinne jenes verstandeshochmüthigen ideenlosen Geschlechts, das bei Bayle und den französischen Philosophen seine Orakel holte, verwirft er jeden Schwung eines thatkräftigen Enthusiasmus als Wahn und Rausch. „Enthusiasten — heißt es in dem Briefe „von der Thorheit und Schädlichkeit des Enthusiasmus" — und Abergläubige kommen einander in dem Unsinn der Unternehmungen gleich, im Erfolg aber zeiget sich der Unterschied . . . Alle Urheber neuer Religionen haben sich dieses Kunstgriffes (des Enthusiasmus!) gebraucht groß zu werden; und alle die ihn gebraucht sind es geworden. Die christliche allein ist ausgenommen, zum offenbaren Zeichen ihrer Lauterkeit." Diese letzte Verwahrung macht wenig Eindruck auf uns; denn ein Christenthum ohne Enthusiasmus ist überall eher zu finden als im Evangelium; und wer beides trennen will, der kann ganz bequem zu jener Horazischen Moral des Herrn von Gemmingen, aber schwerlich zu der Gottinnigkeit der Apostel und ihres Meisters sich erheben.

Der Verächter des Enthusiasmus ist daher völlig im Einklange

mit sich selber, wenn er in den Ton Hagedorn'scher Lebenslust einstimmt:

— — „Wie lange wird die Dichtkunst
Dem ruh'gen Stand des unbesorgten Leichtsinns
Verdientes Lob in dauerhaften Liedern
Neidisch versagen?" *)

Oder wenn „der Epikurer" singt:

„Jugendliche Triebe,
Lust und Wein und Liebe
Wähl ich mir vor Gold.
Laßt die Väter zanken!
Reifere Gedanken
Sind dem Alter hold."

In: „Jeder und keiner hat Recht" giebt er jedem Recht: dem der nur Wein und Liebe für ächte Genüsse halte, dem Schwermüthigen der auf Erden Alles sündlich finde; den kritisch zankenden Gelehrten und der Tante, die „außerm Adelsstande das ganze menschliche Geschlecht hasse." Doch denke er heimlich dabei, daß unter Allen keiner Recht habe.

Neigt er hier zu einem Systeme des Zweifelns und Auswählens, so wird sein Bekenntniß bestimmter am Schlusse der „Vertheidigung der Leidenschaften:"

„Freund, auch mein sinnlich Herz schlägt voll von Zärtlichkeit;
Schämt sich der Menschheit nicht; es bleibt ihr stets geweiht.
O tadle wer es kann den Liebling meiner Triebe,
Dich Durst nach wahrem Ruhm und deine Lust, o Liebe!"

Wüßten wir es nicht ohnehin aus seiner ganzen Haltung, daß die Alten seine Vorbilder in Dichtung und Gesinnung waren: so erführen wir es nicht von ihm selber, wenn er in der „Ermunterung zur Fröhlichkeit" seine Freunde als die Schüler der Alten anredet:

„Freunde, die der Geist der Alten
Mit verjüngter Kraft beseelt,
Euren Umgang zu behalten,
Ist auch Glück, wenn Phyllis fehlt."

Die große Verschiedenheit der geistigen Tonarten in Gemmingen's Lebensansicht findet ihre Erklärung zum Theil in dem Umstande, daß die

*) „Eitelkeit der Ahnen." S. 47.

einen Gedichte in der Jugend noch unter den Eindrücken der Universitätszeit, andere im reiferen Alter entstanden, theils in der Empfänglichkeit und Anregbarkeit des Dichters, der den verschiedenartigen von Haller und Gellert, von Hagedorn und Uz, von Liscow und Rabener ausgehenden Regungen der neuen Literatur gleich sehr offen stand.

Gerade darum weil die Strahlen der verschiedenen Einflüsse sich in ihm so eigenthümlich brechen, und weil er zugleich über die damaligen süddeutschen Culturzustände einiges Licht verbreitet — verdiente er hier eine einläßlichere Würdigung.

Michaelis.
(1746 — 1772.)

Wie Gemmingen und Uz gehört auch Johann Benjamin Michaelis (aus Zittau) zu den weicheren Naturen, die nicht sowohl einen neuen ursprünglichen Trieb in die Literatur gebracht, als den verschiedenen Richtungen derselben sich hingegeben und in ihnen sich versucht haben. Von Michaelis ist es wahrscheinlich *), daß er sich bei längerem Leben zu einer selbständigeren Richtung durchgearbeitet hätte **); in dem Wenigen, was uns von ihm vorliegt, sehen wir ihn bald in Haller's Harfe, bald in Hagedorn's Leier greifen, ohne einen andern innern Uebergang wahrzunehmen als den Wechsel der Stimmungen wie er so leicht eine noch ungefestigte jugendliche Brust beschleicht.

In den „poetischen Briefen" erhebt er sich zuweilen zu den höchsten Anliegen und Fragen des geistigen Menschen; z. B. ***):

---

*) Der Nachäfferei des Fremden und der Unselbständigkeit der deutschen Bildung widersetzt er sich wenigstens auf das nachdrücklichste. — In den „Schriftstellern nach der Mode" S. 334 klagt er:

„Die Deutschen wollen nicht; sie können Alles sein;
Allein sie bleiben stets in Andrer Werth verloren,
Nachahmende Genies, originelle Thoren.
Zehn plappern närrisch nach, was einer weislich sprach,
So bald ein Deutscher denkt, schwärmt auch ein Deutscher nach."
— — „Doch nicht nur, daß wir blos mit Brüderwaffen stritten,
Erbetteln wir noch Rath von Franzen, Wälschen, Britten." —

**) J. B. Michaelis Leben von Ch. H. Schmid 1775. In „Michaelis poetische Werke" I. Band. Gießen 1780.

***) „Unsre Bestimmung." An den Herrn Rath Uz in Anspach. 1772. — Poet. Werke. S. 46.

„Wahr, dieser Geist, durch den ich Leben bin,
Entschwingt sich willig seinen Schranken:
Fliegt, an der Reihe der Gedanken,
Bis zu dem einzigen Gedanken,
In dem sie alle wurden, hin;
Erforscht das Meer, aus dem in Wesen ausgegossen
Ich für die Welt, die Welt für mich geflossen:
Dieß große Meer, aus dem was war, und ist,
Und sein wird, ewig, ewig fließt;
Sieht, aus der Nacht versunkner Erden,
Mir eine neue Schöpfung werden,
Und zeichnet mir den ganzen großen Plan
Mit Feuer in die Brust, nach dem wir uns ihr nahn;
Doch eben dieser Geist, so bald er höher fliehet,
In's kleinste Labyrinth der Gottheit sich ersteigt:
Was sieht der Thor?"

Doch läßt er sich durch die Erinnerung an jene Schranken unsrer übersinnlichen Erkenntniß nicht — wie Rousseau, gegen den er sich hier ausdrücklich wendet — zum Zerfalle mit seiner höhern Natur überhaupt hinreißen:

„Hinweg von mir, verhaßte Träumereien
Für ein Geschöpf, das seine Würde fühlt!
Soll ich mich nun zum bloßen Thier entweihen,
Weil mein Verstand den Gott zu stolz gespielt?"

Das Mißtrauen gegen die metaphysische Auffassung der Religion treibt ihn daher folgerichtig zur praktischen hin:

„In mir, in mir laß mich den Schöpfer finden!
In meiner Nebenbürger Glück;
In meiner Pflicht, ihr wahres Glück zu gründen." u. s. w.

Derselbe tiefe religiöse Ernst spricht sich da aus *), wo er einem entschlafenen Freunde nachruft:

„Kein Klaggeschrei entehre deine Gruft!
Gott rief: Du kamst, und giengst weil er gerufst.
Bald folgen wir! Bald schlingen unter Psalmen,
Auf ewig sich in deine unsre Palmen,
Auf ewig, Freund! auf ewig! — keine Frist!
Der Tag bricht an! — Wir kommen — sei gegrüßt!"

oder in dem Gedichte, das er selbst „ein geistliches Lied" überschrieb, und das durch Gesinnung und Sprache vollkommen der Gellert'schen Weise

*) „An Herrn L." 31. December 1770. — Werke S. 133.

entspricht: der religiöse Friede eines ergebenen versöhnten Herzens in der kühlen Sprache eines reflektirenden Moralisten:

„So wahr sein Sohn für uns gebüßt
Kann Gott nichts Böses wollen!
Und will, so wahr er Wahrheit ist,
Daß alle leben sollen.
Treu auf des Mittlers Tod gestützt,
Was allen nützt und ewig nützt
Soll keines Flehn entbehren!"

Gegen diesen Ton stechen dann die Tändeleien von „Amor's Guckkasten", von „Cythere und Amor's ganzem Heer", „auf ein todtes Bienchen" oder „auf den Fächer einer künftigen Stiftsdame" — wunderlich genug ab; zumal wenn er, wie im „Vertrag mit den Moralisten" den Sittenlehrern seiner Zeit geradezu in's Gesicht zu lachen scheint:

„Jüngling, laß die Moralisten
Ruhig sich mit Regeln brüsten,
Und mit vieler Weisheit sehn,
Daß sie wirklich nichts verstehn."

Doch wird man sich hüten müssen, einen Scherz des Augenblicks zu ernst zu nehmen; auch mochten jenem Widerwillen des Dichters gegen eine trockene pedantische Moral und Dogmatik wohl Erfahrungen wie d i e zu Grunde liegen, daß „ein gewisser N. aus heiligem Eifer auf einer lutherischen Hochschule Geßner's Idyllen verbrannt" haben sollte*); wogegen Michaelis dann in zornigen Versen aufbraust:

„Der du meinen Heiligen verbrannt!
Sünder, aus dem Grabe wachse dir die Hand!" — —
— — „Zinzendorf's und Herrnhut's ganzes Chor
Heule deinem angepflöckten Ohr
Ewig seinen zwölften Liederanhang vor!"

Spricht hier der durch Unverstand gereizte Uebermuth, so muß ihm doch zum Ruhme nachgesagt werden, daß seine Muse, auch wo sie einen freieren leichteren Ton anstimmt, nie durch Zweideutiges sich entwürdigt; Dichtern dieses Schlages ruft er abweisend in der „Parodie" (S. 253) zu:

„Immer bleibt in Schlüpfrigkeiten
Ein Original!
Mich reizt blödre Freiheit spätrer Zeiten,
Mich das schön're Ideal!"

---

*) S. 109. — „An den H. Canonik. Gleim." — Halberstadt 1771.

Uz.

Wir haben Uz schon einmal auf der Bahn Haller's und Gellert's als den philosophischen Dichter der Religion angetroffen; nun begegnen wir ihm in der Reihe der Erotiker unter Hagedorn's Anführung, dem er schon als Jüngling nacheiferte. Diese seine dichterische Frühlingszeit beschreibt er (W. II. 268.) in einem Briefe an Weiße (1767):

„Erinnre dich der güldnen Zeiten
Als, mitten im Tumult gelehrter Streitigkeiten,
Voll Jugendfeuers noch die deutsche Muse sang. — —
— Als Vater Hagedorn uns feine Scherze lehrte,
Der Alemannier auf Gellert's Mährchen hörte,
Und da er sonst den Hunold las,
Die plumpen Possen nun bei meinem Gleim vergaß:
Da ward auch ich erweckt, und wagte mit zu scherzen,
Mit Schalkheit in dem Mund und Unschuld in dem Herzen.
Ich hatte Theil an Deutschlands Lob,
Als unsre Scherze selbst die strenge Schweiz erhob."

In einem Briefe an Herrn Hofrath C. (1754) stellt er sich mit unverkennbarer Vorliebe auf die Seite der Dichterschule, die „auf gebahntem von lieblichen Blumen duftendem Wege, den ehrwürdigsten Dichtern Griechenlands, Roms und Frankreichs räucherten", abgesondert von denen, welche zu Ehren einer britischen Statue „uranische Lobgesänge voll Olymp und voll mizraimischer Finsterniß" sangen. — Offenbar erklärt er sich hier für antike und französische Vorbilder; Horaz, Marot u. a. bestimmen nun den Ton seiner leichteren Lieder, die nicht selten in ihren Gemälden zu antikem Naturalismus herabsinken; obwohl Uz versichert, daß er die Lust, die er besinge und „die zugleich Natur und Weisheit preisen" (I. 73) von derjenigen „des Pöbels" zu unterscheiden wisse. Bei Epikur will er „die schwere Kunst, recht zu genießen", lernen. (Vgl. „Die Kunst stets fröhlich zu sein. 1760. W. II. 45.)

„Wie gut, wie bös er sei, mag unentschieden sein:
Die Wissenschaft der Lust gesteht ihm jeder ein."

Diesem epikuräischen Sinne, der die Lust als solche für das höchste Gut hält, ist es unmöglich, Freiheit und Gesetz, die Forderung des Herzens und die Ordnung höherer Sittlichkeit in der Liebe zu vereinen, das heißt, es ist ihm unmöglich: in der Ehe die reinste Versöhnung

jener beiden Forderungen zu erkennen. In diesem Sinn erklärt ein Brief an G. (1753), daß Amor verschwinde, sobald er Hymen neben sich sehe (II. 209), wie Freiheit und Sklaverei nicht neben einander bestehen können. „Grazien und Freuden werden nicht mehr gefunden, und ihre Stätte kennet man nicht mehr.“ Doch zu ernst gemeint konnte diese Furcht nicht sein, da der Dichter noch in demselben Jahre seinem Freunde räth, „sich von den Grazien eine Gattin wählen zu lassen.“ (II. 223).

Mit Uebertreibung und Leidenschaft wegen dieser Richtung angegriffen, vertheidigt sich Uz im Briefe an Herrn Canonikus Gleim 1757 (W. II. 249) in einer Weise, die zwar über das Doppelantlitz seiner Muse keinen befriedigenden Aufschluß giebt, die aber beweist, daß er jene leichteren Gedichte als ein jugendliches Vorspiel zu seinen ernsteren wollte angesehen wissen und für dieselben statt des sittlichen einen ästhetischen Maßstab des Urtheils forderte *).

Einen Angriff auf seinen poetischen Charakter — meint Uz — könne ein Dichter schweigend hinnehmen; aber gleichgültig könne er nicht bleiben, wenn ein parteiischer Haß seine Sitten verdächtigen, und unter der Decke der Religion die verehrungswürdigsten Gottesgelehrten zu Werkzeugen seiner Rachbegierde machen wolle **). „Weil die Deutschen seit einigen Jahren in der Liebe zur scherzenden Dichtkunst ausgeschweifet haben, sollen sie nun in dem Haß wider dieselbe ausschweifen?“ Dies führt er in Versen weiter aus: (II. 253.)

„Der leichte Scherz, das Tändeln muntrer Jugend,
Ein schalkhaft Bild, bei welchem keine Tugend

---

*) „Der Stoff allein macht keine Meisterstücke,
Der Bildung Kunst vergnüget kluge Blicke.
Wär jeder groß, der uns die Tugend preist,
So wär' Hans Sachs der Deutschen größter Geist.“

**) Mit Recht hebt er hervor, daß seine Scherze, wie leicht sie auch wiegen mögen, doch nie das Heilige angreifen und untergraben, was doch gerade seinem damaligen Ankläger, Wieland, später zum Vorwurf gemacht werden konnte:
„Ich haßte stets die Sitte schwarzer Rotten,
Was heilig ist, leichtsinnig zu verspotten;
Nie unverschämt und niemals ruchlos klang
Mein Jugendlied, wenn ich beim Weine sang.
Religion und Tugend auszubreiten,
Hielt ich für Pflicht in meinen frühsten Zeiten;
Und lehrte selbst, ich, der den Wein erhob,
Mein Saitenspiel der Gottheit glänzend Lob.“

Erröthen darf; ein Satz, der nicht bestimmt
Halb Wahrheit ist, und halb zur Lüge schwimmt
Erbittern dich auf unschuldvolle Dichter:
Du schmähleſt, schimpfst und wirst ein Splitterrichter.
Dein Eifer schließt von einem freien Scherz
Ganz übereilt auf ein verruchtes Herz.
Der Dichter singt in lydisch weichen Tönen
Nicht allezeit, nicht stets von Scherz und Schönen!
Und wann er nun Theodiceen singt,
Sprich, ob sein Lied noch weich, noch lydisch klingt."

Auch wegen seiner Nachahmung antiker dichterischer Vorbilder glaubt Uz sich rechtfertigen zu müssen; die schöne Form werde man nur dort ausbilden lernen, und dann auch die christliche Wahrheit reizender in ihr vortragen:

„Wie, dürfte sich in christlichen Gedichten
Die Muse nicht nach jenen Regeln richten,
Die Griechenland auf Romuls große Stadt
Und uns gebracht, Vernunft gebilligt hat?
Die schreiben schön, die gleich den Alten schreiben:
Sollt' ihr Geschmack nicht unser Vorbild bleiben?
Wer ihn verläßt, verläßt auch die Natur,
Verläßt mit ihr der wahren Schönheit Spur."

Gleim.

(1719—1803.)

Mit Uz verband sich schon auf der Universität zu Halle (1738—1740) Gleim, den wir gleich von Anfang neben Hagedorn als den Chorführer der anakreontisch-epikuräischen Dichtung genannt haben. Im Kreise dieser befreundeten in Halle studirenden Jünglinge: Gleim, Uz, Götz wurde Anakreon mit Vorliebe gelesen und nachgeahmt *). In derselben Stadt also, wo der Spenerisch-Francke'sche Pietismus seinen Hauptsitz hatte, bildete sich ein junger Dichterkreis, der seine nächste Aufgabe darin fand: heitre Selbstvergessenheit, frohen spielenden tändelnden Lebensgenuß zu besingen und dichterisch geltend zu machen; der entschiedenste Gegensatz gegen die ängstlichen Schranken der damaligen pietistischen Weltansicht wie sie vom Hallischen Waisenhause ausgieng.

Als Frucht dieser Beschäftigung erschienen die ersten dichterischen

*) Gleim's Leben von Körte. 1811. Seite 35 ff.

Versuche Gleim's (1744) unter dem Titel: „Versuch in scherzhaften Liedern". Schon diese gaben hie und da religiösen Anstoß; wenigstens urtheilte ein Geistlicher davon: „es erhelle aus einigen Stücken, daß dieser sonst starke Geist weder von Gott noch der Ewigkeit etwas glaube." Der Widerspruch einer ausschließlich geistlichen Stimmung gegen diese weltliche naturalistische Richtung sprach sich dadurch schon beim ersten Auftreten Gleim's schroff genug aus. Milder urtheilte der sonst so ernste Haller, indem er „das Natürliche, das Empfindliche und das Reizende dieser Lieder zu fühlen und zu lieben" versichert, wogegen er seine eigenen Gedichte „sauersehend" findet.

Auch die Schäfergedichte, mit denen sich Gleim versuchte (1743—1745), enthalten trotz der Gottschedischen Schnürbrust, in welcher sie auftreten, doch einen Trieb der Opposition gegen die damalige äußerliche Strenge und Steifheit in der conventionellen Sitte und gegen die vorherrschende populaire Auffassung des Kirchenglaubens.

„Man aß, man trank, man schlief auf seiner Weide,
Man fühlte noch den rechten Trieb zur Freude;
Man war ein Mensch, man blieb ein Mensch mit Lust,
Man raubte sie sich selbst nicht aus der Brust;
Man ließ sie sich von keinem Feinde rauben,
Vom Fürsten nicht, auch nicht vom Aberglauben." — —
— — „Der Schäfer Gott — wer konnt' unruhig sterben? —
War kein Tyrann, kein Gott nur zum Verderben.
Gott liebte noch das menschliche Geschlecht,
Und Satan war noch nicht sein Büttelknecht."

Der idealische Zustand, den Gleim hier dem wirklichen entgegenstellt, besteht also im Grunde in einem sorglosen Phäaken-Leben; gemächlich essen, trinken und lieben und ohne Sorge vor einem künftigen strengen Gerichte sterben! Ein Leben, dessen Langeweile und geistige Nichtigkeit Niemand beneidenswerth finden wird. — Dramatisch tritt dasselbe Schlaraffenleben vor unsre Augen in dem Stücke „der blöde Schäfer (1743), an dem sich das Berliner Publikum nicht satt sehen konnte *). Zwölf Jahre später gesteht Gleim selbst (1755), der blöde Schäfer sei nicht mehr nach seinem Geschmacke, der jetzt mit der französischen Art der Schäfergedichte nicht so zufrieden sei als mit den italiänischen.

Und wie mißlang vollends der Versuch die spanische und französische Romanze auf deutschen Boden zu verpflanzen, und dabei den

*) Gleim's sämmtliche Werke von Körte. III. S. 19—72.

Volkston zu treffen! Unter Volk verstand Gleim wahrscheinlich jene gaffende Menge, die an Jahrmärkten eine auf Leinwand gemalte Mordgeschichte ableiern hört. Dabei rühmt er ausdrücklich: „seine Romanzen sollen nur sanfte Leidenschaften erregen, da die Erregung starker der menschlichen Gesellschaft schädlich sei."

Von dieser Gefahr hat man allerdings nichts zu fürchten, wohl aber den stärksten Lachreiz, wenn man Stellen wie die folgenden als Volkston nehmen soll:

„Die Eh' ist für uns arme Sünder
  Ein Marterstand;
Drum Eltern zwingt doch keine Kinder
  In's Eheband!
Es hilft zum höchsten Glück der Liebe
  Kein Rittergut," u. s. w.

Und welche naive Naturlaute weiß unser Volksdichter seinem „Fräulein Marianne" in den Mund zu legen:

„Versprechen Sie mir das, Mamachen!
  Sein Sie so gut!
Dann weiß ich ja, daß mein Papachen
  Es auch gleich thut."

Und doch hatte für ein Machwerk der fadesten Idyllen-Sentimentalität wie Gleim's „Alexis und Elise" *) Wieland nicht Worte genug zur Bewunderung (1771): „Lassen Sie sich umarmen für Ihre Alexiade, mein lieber schwärmerischer unnachahmlicher Gleim . . . Wie liebe ich diese anmuthig wilden Noten, diesen kunstlosen von der bloßen Natur eingegebenen Nachtigallengesang." Sieht man sich nun selber nach diesen Tönen um, so hören wir:

„Alexis und Elise
Sind meiner Muse Lied!
O liebet euch wie diese!
Sagt man wenn man sie sieht."

Und weiter:

— — „Man sieht, mit halben Blicken
Sieht man: wie Er und Sie
Und Sie und Er sich schicken
Zu Hymen's Harmonie."

Von mehr Gehalt als diese Erbärmlichkeiten sind die mit vielen politischen Anspielungen durchwürzten Fabeln, die er zuerst (1755) ei-

*) Werke. III. 133.

gens für den Kronprinzen von Preußen (Friedrich Wilhelm II) dichtete *). — Dagegen sind die Sinngedichte wieder wie die „scherzhaften" durch viele leere Reimereien und Amor-Tändeleien verwässert; da unterhält sich Amor mit dem Schwane, auf dem er reitet; oder auf Doris Fächer **) bietet eine Inschrift den Dienst der Zephyre und der Liebesgötter an; oder der Ton sinkt auch, wie in der „Judith" bis zur gemeinen Parodie herab ***).

Daß aber all diese Gleim'sche Poesie der absichtlichen Heiterkeit und des Genusses in ihm selbst mehr ein Schein als ein Sein war, mehr ein Bestreben heiter sein zu wollen als ein stetiges sicheres Besitzen innerer Klarheit und Freude: das verräth der durchweg mehr gemachte rednerische als wahrhaft empfundene, dichterisch begeisterte Ton seiner Verse. Ein Wort, das er (1792) an Kretschmann schrieb, läßt uns einen sichern Blick in die Werkstätte seines Dichtens werfen: „Im drei und siebenzigsten Jahr sing' ich auch wohl noch etwas Scherzhaftes. Man muß sich aufmuntern, muß die bösen Geister nicht aufkommen lassen †). So jagt' ich neulich einen hinweg von mir mit einem Liede das sich anfängt:

„Ein Mädchen vom Lande
Hat so mich behext" u. s. w.

Demzufolge waren diese Scherze gesuchte sich selbst vorgeschriebene Erheiterungen, eine selbst erwählte Arznei gegen den quälenden Kummer einer oft an der Menschheit irre gewordenen Seele. Zeugnisse für diese letztere Stimmung liegen z. B. in dem Sinngedichte ††):

„Was ist der Mensch? — Ein Thier, das seine Lehrer straft,
Bald mit dem Tod' am Kreuz und bald mit Schierlingssaft."

Oder an Friedrich Jacobi (1799):

„Wo blieb der Mensch ein Mensch? wo sieht man Lieb und Treue?
Der Menschen Herzen sind durchlöchert wie ein Sieb! —
Der Heiland Jesus trieb die Teufel in die Säue,
Wer sagt mir: welch ein Gott sie in die Menschen trieb?"

---

*) Werke III.

**) Werke V. 108.

***) Werke V. 156.

†) An Matthisson schreibt er 1798, im „Hüttchen", Werke VII. 127:
„Froh machen, sei des Sängers Zweck,
Wo nicht, so schweig' er nur!"

††) Werke V. S. 92.

Schon diese beiden Stellen weisen auf einen Dualismus, auf eine Trennung in Gleim's Innerem hin; neben jenem Jagen nach antikem selbstvergessendem Frohsinn war in ihm auch, was — verstanden oder unverstanden — wohl in keiner Menschenbrust ganz erlischt: ein Suchen nach den tieferen Quellen des Lebens, ein Drang nach einer religiösen Sicherung und Erhebung des Daseins. Aber was ihn religiös auf das klarste von den Haller und Gellert, ja selbst von Uz unterscheidet (mit dem er sonst den Dualismus des religiösen und epikuräischen Princips gemein hat) ist die völlige Abwesenheit alles bewußten Zusammenhanges seiner Religion mit dem kirchlichen und geschichtlichen Christenthum. Nirgend in den acht Bänden seiner gesammelten Werke würden wir auch nur ein Wort antreffen über die Mysterien des kirchlichen Christenthums (Menschwerdung, Erlösung, Versöhnung u. s. w.) wenn Gleim nicht zufällig einmal (1770) die Aufforderung erhalten hätte, das **Te Deum Laudamus** als deutsche Cantate zu bearbeiten (Werke **VII.** 48), wo dann das Original ihn zwang vom „Erlöser, Gottes Sohn" zu reden.

Sein eigenes Glaubensbekenntniß spricht er am ausführlichsten in dem religiösen Lehrgedichte Halladat *) (Werke **VI.**) aus; es beginnt:

„Der Einzige, der Allem Alles ist
Ist unser Gott! — Geschöpfe, betet an! —
Er schuf, was ist! — Geschöpfe, betet an!"
„Den nicht Erschaffenen, den Einzigen,
Der Allem Alles ist, den Einzigen,
Den Ersten, den, Geschöpfe, betet an!"
„Du, seine weite große schöne Welt
Mit allen deinen Feuerkugeln, du
Du warest nicht, du wurdest und du warst!"
„Du schöne Welt, du warst und bist, und bist
In deiner Pracht! — Geschöpfe, betet an!"

---

*) „Halladat oder das rothe Buch" erschien 1774; die erste Anregung dazu hatte Boysen's Uebersetzung des Koran gegeben. Vgl. Körte S. 174. — Schon in seiner Jugend habe Gleim, unter dem Einflusse seiner frommen Mutter, den Wunsch genährt, und später nie ganz aufgegeben: „einmal ein Buch wie die Bibel zu schreiben." Die Verwirklichung dieses Wunsches hätten wir also im Halladat!! — Doch konnte ihm selbst ein Herder davon schreiben: „Selig ist der redliche verkannte Gleim; er hat seinen Lohn hier nicht dahin wie die Heuchler, das kriechende staubfressende Gewürm der Erde . . . Sie haben wirklich Morgenlandsposaune aus der Hand des Engels erhalten." Offenbar täuschte ihn die wahre Empfindung in dem Buche über den Unwerth der Poesie.

Dieser Anfang ist fast für alles Folgende maßgebend; ein Erguß von Worten, ein Schwall von Ausdrücken, die sich gegenseitig weder ergänzen noch steigern, sondern fruchtlos sich in dem Bestreben erschöpfen an der Idee der göttlichen Weltschöpfung emporzuklimmen, und sie unserm geistigen Auge näher zu bringen. — Stört im Obigen der erfolglose Wortschwall, so fällt er an andern Stellen durch verfehlte Bilder und Vergleichungen in's Lächerliche:

„Gott, unser Gott, ist gnädig! Seine Macht
Gebraucht er nicht: den Elephanten, der
Mit seinem Rüssel oder seinem Zahn'
An einer Pfirsisch oder Ananas,
Aus Leichtsinn, oder auch aus einem Trieb',
Den wir nicht kennen, Schaden wirkte, stracks
Dafür zu züchtigen!"
„Du Mensch! Gott ist
Des Elephanten und der Ananas
Getreuer Vater, wie der Deinige!
Denn seine Macht ist Gnade!" *)

Im Bisherigen wären die Grundzüge der Gleim'schen Theologie gegeben d. h. ein abstrakter Deismus, der von Gott nichts weiter aussagt als daß er ist und daß er sich in der Natur als Gnade d. h. als nachsichtig erweist. Gehen wir nun von der Theologie zu seiner Anthropologie über d. h. zu seiner Ansicht vor der religiösen Würde und Bestimmung der Menschheit: **)

„— Ich denk' an Gott! —
Und unbekümmert, Menschen! was es ist,
Das in mir denkt, denk' ich an Gott,
Und Gott begnadigt mich, und abgesandt
Von ihm an euch, euch seine Menschen, soll
Ich euch verkündigen: „daß euer Geist
Und euer Leib, und beides ungetrennt
Ein eignes gottgeliebtes Etwas ist,
Das hier auf seinem Erdenrunde nur
Einfältig sein, in seiner bessern Welt
Zu bessern Thaten weiser werden, und
Wenn's immer weiser gern geworden ist,
In seinen besten ewig dauern soll!"

Galt dies der ewigen Bestimmung, so wendet er sich jetzt zu der sittlichen Würde des Menschen:

*) Werke VI. S. 17. „Gott."
**) W. VI. S. 29. „Die Seele."

„Ha, deine Würde, Mensch!
In deiner Seele recht erwägen, ist
Die erste Pflicht! — Die andre: deinen Rang
Vor deinem Gott behaupten, und nicht tief
Hinuntersinken zu dem Baraphit
Und nicht zum Löwen, nicht zum Bär! — Auch nicht
Zu diesem kleinen Käfer, welcher seines Seins,
In diesem schlechten weggeworf'nen Schlamm,
Sich freut." *)

Die edelste Seite in der Gleim'schen Ansicht: die Höhe des Ziels, welche er dem sittlichen Menschen als beständige Vervollkommnung, als Ringen nach Vollendung vorhält, wurzelt durchaus in der christlichen Weltansicht („Ihr sollt vollkommen sein wie euer Vater im Himmel vollkommen ist"), ohne daß er selbst diesen Zusammenhang irgendwo hervorhebt; dagegen finden wir bei ihm keine Spur, keine Ahnung von der christlichen Idee der Vermittlung zwischen der höchsten Vollkommenheit (Gott) und der irrenden Creatur (der sündigen Menschheit):

„Wohl ihm,
Wenn er erkennt: was für ein Nichts er ist,
Wenn er erkennt: der Weg des Lebens sei:
Sich seines Schöpfers freuen, der so groß
So wunderbar und unerforschlich ist; —
Auf allen diesen Stufen, wo wir stehn,
Zufrieden sein, und wissen, daß wir dann
Zu Gott nur gehn, wenn wir mit jedem Schritt
Für uns und anderes, mit jeder That
Mit jeglichem Gedanken, Tag für Tag
Auf unserm Lebenswege besser, und
Vollkommner werden!" **)

Ein so inhaltsarmer abgezogener Deismus wie der Gleim'sche muß, wenn er von lebendiger ächter Gesinnung getragen wird, vorzugsweise auf dem sittlichen Gebiete eine Ergänzung seiner Ideen-Armuth suchen; und hier entfaltet sich allerdings der liebenswürdigste Zug in Gleim's Wesen, sobald er nach Herzenslust die Schönheit der einfachsten sittlichen Grundlagen, wie Eltern-, Kindes- und Freundesliebe u. s. w. feiern darf:

„Welch eine Seligkeit
Ein Vater sein, wie dieser Vater, und

---

*) W. VI. 54. „Der Käfer."

**) „Der Weg des Lebens." — W. VI. 79.

Ein Sohn wie dieser Sohn, und so geliebt
Von seiner Mutter! — Welch eine Seligkeit
Auch auf der Erde, wenn die Menschen sich
Einander lieben, wenn die Eltern und
Die Kinder sich einander lieben! — Ha
Wie schön wie schön ist meines Gottes Welt." *)

Wird aber die Religion, wie bei Gleim ganz überwiegend nur als Moralität gefaßt, so muß folgerecht die gewöhnliche Arbeit an die Stelle des Cultus, der gemeinsamen Anbetung, treten und Gottesdienst werden; in der That kömmt Gleim unvermerkt selbst zu dieser Annahme, wenigstens annähernd:

„Ihr Menschen, thut den Willen Gottes wenn
Mit eures Geist's und eurer Hände Kraft
Aus unfruchtbaren Gegenden durch euch
Gefilde werden, Geister Gottes sehn
Auf eure That, und freuen sich!"
„Da Gott
Die Erde schuf, zum Herrn der Erde dich,
Du Mensch, da ließ er vieles Oedes, ließ
Viel rohen Stoff an seiner Erde, dich
Daran zu prüfen!" **)

Aber mit diesem socialistischen Gedanken einer bloßen Religion der Arbeit, an welche er hinstreift, giebt Gleim sich doch nicht zufrieden; dazu ist er zu innerlich, zu einsiedlerisch gestimmt. Es macht sich daher neben diesem rein praktischen moralischen Momente auch noch ein schwaches mystisches Element, ein Zug zur Beschaulichkeit in seiner Religiosität geltend. Im Halladat wird also auch eine mystische „Vertiefung in Gott" als möglich angenommen, doch mit großer Behutsamkeit; es werden gewissermaßen die Weihen, die Vorbereitungen vorgeschrieben, durch welche man sich zur geistigen Anschauung Gottes erheben könne:

„Wenn aber ihr in eure Seelen tief
Mit euren schärfsten Forscheblicken seht,
Und seht, daß alles rein darinnen ist,
Und alles hell . . . .
. . . .
. . . . — — Dann Menschen fühlet ihr

---

*) „Die häuslichen Freuden." — W. VI. 94.

**) „Die Landschaft." — W. VI. 107.

In euren Seelen ein Verlangen, Gott zu sehn
Ein brennendes!" *)
„Auf dieß Verlangen gebt,
Ihr Menschen Acht! — Und wenn in eurem Hain,
An eurem Bach, auf euren Fluren ihr
Ein Zulip habt, woselbst ihr dann und wann
Mit euch allein, euch still besprechen könnt,
Dann gehet sieben ganze Jahr hindurch
In dieses Zulip täglich, und besprecht,
Bis alles völlig ausgesprochen ist
Mit allen euren Seelenkräften euch;
Und eure Seelenkräfte werden dann
Euch rathen, ob und wann ihr euch in die
Vertiefung eures Gottes wagen sollt. —
Denn schwache Seelen zittern, beben, gehn
Zu Irdischem zurück!"
„Und wenn ihr dann
In die Vertiefung eures Gottes euch
Mit spiegelhellem, reinen Willen wagt;
Dann, o ihr Menschen! dann ist euer Gott
Der immer Gnädige! dann sehet ihr
Den Großen, Guten Herrlichen, wie Er
Von Geistes Augen nur gesehen wird!"

Wie Gleim hier eine Erhebung des Geistes über die Sinnenwelt hinaus annimmt, so wagt er sich noch weiter, indem sein Blick in die künftige Entwicklung des Menschen nach dem Tode hinüberschweift. Seine Hoffnung stützt er auf die Ewigkeit einer sittlich strebenden reinen Freundschaft:

„Weil du so leicht mit ihm
Zu allem, allem Guten feuerroth
Geworden bist, weil du so gern mit ihm
In allen Tugenden wetteiferteſt,
Und alles alles Gute gern zugleich
Mit deinem Freund behauptest: ha, so wirst
Auch du des hohen, seligen Gestirns
Bewohner sein, es heißt: Abatama
Das Vaterland der Männer, und auf ihm
Wirst du mit deinem Freunde tausend Jahr
Den Gott begreifen lernen, welcher dich
Zum Freund erschuf; und dann o dann (du bist
Getreu geblieben!) dann wird dich dein Gott
Verherrlichen! — Hinauf ins Vaterland

*) „Das Gesicht." — W. VI. 31.

Der treugeblieb'nen guten Seelen, das
Von tausend unsrer Sonnen Tag für Tag
Erleuchtet wird, und Eba-Zilima
Den Weisen heißt; in dieses wird er dich
Mit einem Fittich seiner Winde wehn,
Und dein und deines Freundes Vater dort
In seinem zehnten Himmel, ewig sein! *)

Man sieht, wie ganz subjektiv seine Religion ist, eine Sache der Stimmung, des ganz haltlosen Meinens und Dafürhaltens, wie er es in der Sammlung seiner spätern Gedichte, die er „Hüttchen" überschrieb, selbst am stärksten betont**) „An die Christen, meine Brüder":

„Weil Alles Meinung ist, so laßt uns alle meinen
Daß Einer wie der Andre irrt,
Und daß der Eine Gott (wir glauben all' an Einen)
Den Irrthum uns verzeihen wird.
Er, dieser Eine Gott war Schöpfer unsrer Seelen,
Und er schuf ihnen Fähigkeit
Zu denken über ihn, zu forschen und zu fehlen
Doch nur für eine Spanne Zeit."

Ob der Forscher die Wahrheit gefunden oder nicht, das dürfe ihm nicht bange machen (VII. 213); drüben werde er sie ohne Schleier sehen:

„Hat er's ehrlich nur gemeint, —
Und wie konnt' er's anders meinen? —
Dann wird, wie ein guter Freund,
Lächelnd ihm der Tod erscheinen."

Allein dieser frugale, auf das Nothdürftigste sich beschränkende Deismus war doch nicht stark genug, um den greisen Gleim mit Seelenstärke und ungebeugtem Vertrauen gegen die Stürme der Zeit, gegen die dämonischen Mächte der Menschheit, deren Entfesselung er erleben mußte, auf die Dauer auszurüsten. Zwar ruft er sich ermuthigend zu (VII. 254) — und es ist dies eine der schönsten innigsten Stellen seiner Gedichte —:

„Zage nicht in bösen Zeiten,
Liebe Seele, zage nicht!
Gott der Leiter, wird dich leiten
Aus der Finsterniß an's Licht!

---

*) „Der Freund." — W. VI. 110.
**) W. VII. 137.

Gott ist Gott in allen Dingen!
Alles Bösen krumme Bahn
Wird er ins Gerade bringen;
Hat er's immer nicht gethan?" — — —
„Gott wird siegen! Jauchzen werden
Erd' und Himmel wenn er spricht:
„Ich, der Herr, bin Herr der Erden
Und der Himmel!" zage nicht!"

Doch öfter als diesem heiligen Vertrauen begegnen wir in seinen spätern Gedichten dem schwermüthigen Lebensüberdrusse, der Sehnsucht „nach dem Stillen hin," „nach hellerm Sonnenlicht," wo kein Ungewitter seinen stillen Herzgesang mehr störe (VII. 123). Drüben hofft er von seinem Kleist und Bodmer und Lessing begrüßt zu werden (VII. 150).

„Hier ist nicht das rechte, drüben
Ist das rechte Geisterreich!"

ruft er, von den Freunden Abschied nehmend.

Läßt man dieser lebensmüden, nach Höherem verlangenden Stimmung des greisen Dichters gerne Gerechtigkeit widerfahren, so wird man sich dagegen eines physischen und moralischen Ekels nicht erwehren, wenn man ihn mit einem widerlichen Uebermaß von prosaischem Nützlichkeitstrieb den Nutzen überschlagen hört, den sein Leichnam dem Ackerbaue bringen werde (VII. 268):

„Tausend Leben mögen sich, du mein Leib, durch dich erhalten.
Sterben magst du; sterben heißt:
Zu gemeinem Wohl verderben!"

Eben nur deßhab verbittet er sich einen steinernen Sarg (VII. 269):

„Man liegt in ihm zu lange still,
Ist guter Samen nicht, in Erden
Des guten Säemanns — — —
Ich will, so bald ich kann, zur Erde wieder werden,
Um nützlich wieder bald zu sein."

In Gleim dürfen wir indessen nicht blos den Dichter, sondern mehr noch den Dichterfreund sehen; in dieser Hinsicht als Freund, Förderer, Beschützer der jungen Literatur, entwickelte er bis an sein Ende eine unermüdliche aufopfernde Thätigkeit, die Vielen (namentlich in der Gegenwart) ganz mährchenhaft erscheinen muß.

Wie freut er sich als er für sein Halberstadt J. G. Jacobi gewonnen, ihm eine dortige Präbende ausgewirkt und zu seinem Oberprocurator den Dichter Lichtwehr gewählt hatte: „Ein Aesopus (Lichtwehr) und ein Gresset (Jacobi) an einem deutschen Stifte! Welch einen Flor der schönen Wissenschaften in unserm Teutonia beweist das! Wie berühmt soll einst unser Halberstadt sein . . . Für unsern Klotz habe ich eine fette Dechanei bestimmt!" — Charakteristisch genug für das leichte juristische Gewissen dieser Reformer im Geist des Josephinischen Zeitalters setzt Gleim hinzu: das Kloster Huysburg liege ihm sehr am Herzen; nur bedaure er, daß die dortigen Mönche nicht Jesuiten seien, sonst würde der „rechtliche Erweis" bald geführt werden: „daß die Jesuiten zu vertreiben und ihre Güter Halberstädtischen Musensöhnen zu übergeben seien." — Auch seinen Uz, Götz und Herder hoffte er noch nach Halberstadt zu ziehen; schon dachte er an „eine ganze deutsche Akademie der Wissenschaften."

Zwar gieng diese Hoffnung nicht in Erfüllung; desto rastloser unterstützte er nach allen Seiten hin aus seinen Privatmitteln: Michaelis und Heinse, Bürger und Herder, Voß, Seume, Tiedge u. A. fanden an ihm den bereitwilligsten, thatkräftigen Freund.

Den drei Königen Preußens, in deren Regierung sein Leben fiel, legte er in jeder Weise die Aufgabe an das Herz: wo möglich alle bedeutenden Namen der Literatur für Preußen zu gewinnen. Oft hatte er sich deßhalb an Friedrich II gewendet, und kaum hatte dieser die Augen geschlossen, so schrieb Gleim seinem Nachfolger (26. August 1786):

„Sire!

Unter den Millionen von Menschen, welche mit Hoffnung auf E. Königl. Majestät glorreiches Leben, über den erlittenen Verlust sich trösten, findet sich ein alter Mann, bekannt unter dem angenommnen Charakter eines preußischen Grenadiers, welcher in den unvergeßlichen Jahren 1756 und 1757 seinen Zeitgenossen unglaubliche Begebenheiten des Krieges sang und unglaubliche Fabeln dem königlichen Neffen dichtete! Dieser alte Mann, wenn nicht Krankheit ihn hinderte, machte sich auf mit dem heißesten Wunsche seines Herzens zuvorzukommen den Millionen Hoffenden; er forschte den Augenblick aus, in dem er's wagen dürfte, dem sorgenvollen Landesvater unter die Augen zu treten und zu sagen:

Es hätten unter Friedrich dem Einzigen nur allein die deutschen Musen geklagt, sie hätten in ewigen Gesängen ihn singen wollen, er

hätte mit seiner Liebe zu den ausländischen Musen die Muse des Vaterlandes beinahe zum Stummsein gebracht; die Zeiten des Einzigsten würden gewesen sein, wie die goldnen Sprachzeiten Alexander's, August's, Leo's, Carl's und Ludwig's; Ew. Königl. Majestät aber hätte die Vorsehung aufbehalten, das sechste Zeitalter der Musen zu stiften.

Erlauben Ew. Königl. Majestät in höchsten Gnaden dem Wahrheit liebenden alten Mann, der nie geschmeichelt hat, zu sterben in dieser Hoffnung, als E. K. M." 2c. . . .

Auch bei Friedrich Wilhelm's **III** Thronbesteigung (1797) konnte der Dichtergreis es nicht unterlassen, das hauptsächliche Anliegen seines Lebens, die Förderung deutscher Literatur, seinem Fürsten zu empfehlen; er that dies in Ausdrücken, die nur aus der naiven zutraulichen Weise, aus dem Enthusiasmus des Jünglings mit grauen Haaren zu erklären sind: *)

„Sire!

Voltaire, der Dichter, schrieb an Friedrich den König, wie an seines Gleichen!

Die deutschen Dichter machen mit ihren Königen sich nicht so gemein, weil ihre Könige nichts aus ihnen sich machen, so machen sie auch aus ihren Königen nichts!

Sie sind stolzer als die französischen!

Wenn aber ein König anfängt einer zu sein wie Ew. Majestät, dann sind sie nicht mehr stolz!

Dann gebietet ihnen der König ihn nicht zu loben.

Dann sagt der Dichter:

„„Ihn loben soll man nicht, wer aber kanns denn lassen?""

So geht's dem alten Soldaten, der auch einmal etwas von einem Dichter war, er kann's nicht lassen!

Friedrich der Große hatte nur Einen Fehler! Diesen Einen haben Eure Königl. Majestät nicht! Sie sind ein deutscher König" 2c.

Selbst der roheste, plumpste Mißbrauch seiner Güte, dessen sich namentlich manche Jünglinge schuldig machten, konnte seine Bereitwilligkeit, jedem aufstrebenden Talente die Hand zu bieten, nicht

---

*) Körte, Gleim's Leben, S. 285.

ermüden. Kaum hatte er von Jean Paul's Armuth gehört, so erleichterte er (1796) dessen Lage auf die zarteste Weise; als sie sich persönlich kennen gelernt, schrieb ihm der jüngere Dichter: „Meine höchsten Entzückungen bei Menschen werden immer zu sehr durch moralische Mißtöne gestört; aber bei Ihnen wurden sie blos von der reinen Melodie reiner Seelen begleitet . . . . Ueberall nenne ich Sie den Deutschen wie man Friedrich den Einzigen nennt." — Auch dem schroffen, in politischen Dingen so weit von ihm abweichenden Seume erwies sich Gleim mehrmals hülfreich: „so lange er noch eine Mahlzeit bezahlen könne — erklärte der edle Greis — müsse keiner seiner Freunde Mangel leiden." — „Ja, ehrwürdiger Altvater — schrieb ihm Voß (1794) — leben und sterben mit Ihnen als Preußen, als Deutsche, als Menschen der bessern Art (denn wer würde um Sie nicht ein besserer Mensch?), als Kinder Gottes, ohne Parteisucht, voll Liebe und Gesang: das wäre ein Leben und Sterben!"

In Gleim's Dichtung und Leben erkennen wir den reinsten Typus einer gewissen mittlern Bildungsstufe des norddeutschen Mittelstandes aus dem vorigen Jahrhundert, dessen Nachwuchs — namentlich in Bezug auf das Glaubensbekenntniß — noch immer zahlreich ist.

J. G. Jacobi.

(1740—1814.)

Durch Sinnesart und persönliche Freundschaft war J. Georg Jacobi längere Zeit enge mit Gleim verbunden; der weichliche spielende Epikuräismus, der die heitern Alten die Franzosen, Hagedorn und Gleim zum Muster wählte, hat in ihm den Höhepunkt erreicht.

Die Franzosen La Fare, Chaulieu, Gresset, bewundert Jacobi gleich im ersten poetischen Briefe an Gleim *) als unerreichbare Vorbilder:

„Sie die von Vorurtheilen frei
Der einzigen Natur getreu
Zu Lust und Freude sich verbanden,
Im Epikur den Weisen fanden." — —

---

*) „An den Herrn Canonikus Gleim." — Sämmtl. Werke, Th. I. 1770.

— „Die durch Geschäfte nie gestört,
In ihrer sanften Muße blieben,
Mehr liebenswürdig als gelehrt,
Für Mädchen und für Freunde schrieben."

Und an Kloß schreibt er *): „Ich versetzte mich in die Zeiten des Chaulieu und Chapelle, mit denen ich die unsrigen verglich. Welch ein Kaltsinn meiner Nation gegen ihre größten Geister! . . . . Nein, die Deutschen verdienen es nicht, daß man ihnen frohe Lieder singt. Lauter Leichensänger sollten sie haben, lauter schwarze Propheten . . . . Kurz, ich faßte den Entschluß, alle meine Liebesgötter abzudanken, mich unter die Schaar einsamer Jünglinge zu begeben, und etwas so Melancholisches zu schreiben, daß allen meinen Lesern angst und bange dabei würde." —

Mit der Abdankung der Liebesgötter hatte es indessen keine Noth, denn noch in der Vorrede zum dritten Theile seiner Werke (1774) gelobt er: „Ewig sollen Hagedorn und die Natur, so wie diese durch ihre Lieblinge sich mit der Kunst verbinden läßt, meine Führer sein." Bis zum Ueberdrusse wird man in seinen Gedichten von Amor, Amoretten und Zephyretten, von Liebesgöttern, von liebenden Täubchen und Blumenstöcken umschwärmt. In der Regel hält sich sein Ton auf dieser Linie nichtssagender kindischer Tändelei, obwohl er auch bisweilen an das Lüsterne streift, wie im „Schattenspiel," in der „Vestale" u. a.

Vorwürfe, die er — wohl meist in plumper Form — deßwegen hören mußte, schrieb er nur der Geschmacklosigkeit zu; denn die Zeiten seien vorbei, „da jeder Weise auch ein Freund der Grazien war, und der Weise voll Entzücken sagte: Amor ist ein Gott." Er selber — so rechtfertigte er sich gegen strenger Gesinnte — habe mitten unter Tändeleien auf hohe Weisheit gesonnen, sein Herz zu edeln Empfindungen gebildet und den großen Gedanken gehabt, einst die Welt Tugend zu lehren. Wolle man die Menschen unterrichten, so müsse man sie lieben; das habe er bei den Mädchen gelernt: jeden Haß aus seiner Seele zu bannen und statt der Bosheit seines Geschlechts zu fluchen, über sie zu weinen. **) — In einem ernsteren Tone wolle er nun die Schönheit und die Liebe und den Werth der Empfindlichkeit erheben.

---

*) Werke I. S. 59.

**) Werke I. Nachtgedanken: „Abschied an Amor." S. 256.

Diesen Vorsatz dachte er wahrscheinlich in seinem „Charmides und Theone oder die sittliche Grazie" *) (einem halb prosaischen, halb gereimten idyllischen Roman) auszuführen, wo der Abstand zwischen sinnlicher Entzügelung und keuscher Grazie gezeigt wird, indem die reinen Priesterinnen der „himmlischen Venus" eine der Ihrigen, die Charitoklea, strenge von sich ausstoßen, weil sie bacchantischem Taumel sich hingegeben. — Es ist sein voller Ernst wenn er **) die Wüstlinge verwünscht, die leichten Sinnes eine Unschuld morden:

„Die Unschuld hat für sie kein Heiligthum;
Ihr schönster Sieg, ihr liebster Ruhm
Ist einer Tugend Untergang
Und einer Schönheit Klaggesang."

Auch im „Elysium, ein Vorspiel mit Arien," ***) will er zeigen, wie „sanfte Tugenden, mit dem Scherze holder Liebe vermählt, die Seelen verschönern und das Herz erheben;" jede Thräne unverschuldeter Verlassenheit, jede Wonne der Liebe und des Wohlthuns sei „ein Blick in elysische Gefilde":

„Gräber winken, und vernichtet
Ist der Tugendfeinde Spott.
In der Hölle wird gerichtet
Und im Himmel ist ein Gott."

Der leitende Gedanke seiner Lebensansicht wäre demnach das Bestreben: das höhere sittliche Gefühl nicht zu untergraben, wohl aber mit Frohsinn und Lebensgenuß zu versöhnen, die Strenge des Sittengesetzes zum Gefühl des Schönen zu erweichen.

Daher ist er, gerade wie Gleim, der Mann des sentimentalen philanthropischen Deismus; ein weiches Gemüth, das den Anblick des Bösen und des Elends in der Welt nicht erträgt, dem einen ausweichend, das andre nach Kräften lindernd. Da er an den schwereren Problemen des praktischen Lebens und des forschenden Geistes unvermögend vorübergeht, ist es ihm auch nicht gegeben, die tieferen Saiten der Seele zu rühren, und die Mächte der Welt in ihrem Mittelpunkte zu fassen. Eben deßhalb zeigt sich nirgend ein Verständniß der tiefsten Gedanken des Christenthums. Er scheint sich davon nur das angeeignet zu haben, was dem „gefühlvollen Herzen" zunächst zusagt. So

---

*) Werke III. S. 97. Halberstadt 1774.
**) „An den Herrn von Campagne." — Werke II. S. 229.
***) W. II. S. 177.

bleibt uns also eine liebenswürdige, fast weiblich gestimmte Persönlichkeit, und eine Poesie, die nur als schnell verwelkende Blume aufblüht.

Wenige Stellen genügen, um dieses Urtheil zu begründen. In der „Winterreise" *) bemerkt er gegen Voltaire's Candide: warum dieser den Freund der Menschen zur Verzweiflung bringen wolle? Bosheit solle man nur dann erzählen, wenn man das Herz bessern, und Unglück, wenn man die Seele an sanftes Mitleid gewöhnen wolle. Lieber wolle er in jeder Hütte etwas aufsuchen, das mit seinen Mitgeschöpfen und mit dem Leben ihn versöhne. — Gewiß, der edelste Menschensinn spricht aus diesen Worten; nur widerstrebt es einer männlicheren Gesinnung und einer innerlichen Religiosität gleich stark, wenn dieser empfindsame Edelmuth wie Jacobi ihn lehrt und übt, gar zu sehr als Gefühlsschwelgerei und als die ausschließliche einzige Aeußerung der Religion hervortritt. So erzählt er in der „Sommerreise"**), wie er den Segen eines von ihm unterstützten Dürftigen geerbt, und wie ein Mädchen, die diese Geschichte von ihm hörte, ihn dafür belohnte: „mitten in der Erzählung mußt' ich innehalten, mich wegwenden, und da kamen Sie auf mich zu, drückten mir stillschweigend die Hand und gaben mir einen Kuß so wie Engel ihn den Tugendhaften geben." — Und wenn er mit dem Versprechen schließt, das Andenken an diese Rührung solle ihn bewegen, einen andern Dürftigen aufzusuchen, der ihn im Tode segnen könne, so ist dieser gefühlvolle pretiose Cultus der Wohlthätigkeit, die Schwelgerei des nervenschwachen Mitleids, wie er ohne allen höheren sittlichen Halt in vielen Kreisen Modesache wurde, ganz nach dem Leben gezeichnet. Zur Tiefe des wahren christlichen Erbarmens, welches in jedem Leidenden den Seufzer des verhüllten Heilandes hört, der in unsern Brüdern uns anblickt: verhält sich jene Sentimentalität der Wohlthätigkeit genau so wie die abstrakte Aufklärung des Deismus zu dem die Natur und die Geschichte umspannenden Reichthum der christlichen Gottes-Idee.

Wie kümmerlich es mit der Jacobi'schen Auffassung der Geschichte bestellt war, beweist eine Aeußerung über Bonifacius, die seine völlige Unfähigkeit darlegt, die selbstaufopfernde That jener Männer zu würdigen, denen wir die Anfänge christlicher Cultur verdanken. Ausdrücklich

---

*) Werke II. S. 20.

**) Werke II. S. 129.

versichert *) er: „Bonifacius sei ihm nicht deßhalb schätzbar, weil er als Apostel schnell die Welt durchzog und mit den Heiden zankte;" er faßt seine Ansicht in einen Gesang des Himmels zusammen, den der sterbende Heilige gehört habe:

„Im Tode Sanftmuth lehren,
Durch eigne Menschlichkeit Unmenschliche bekehren,
Ist mehr als Götzen widerstehn,
Auf Trümmern von Altären gehn,
Und einer Jecha Bild zerstören."

Jacobi möchte daher, ganz im Einklange mit seiner Ansicht des Religiösen, das Christenthum nur als eine heitre harmlose tröstliche Lehre verkündigt wissen; er möchte **) einen Hirtenbrief an die Geistlichkeit ausgehen lassen, damit die Priester in seinem Lande (im Wupperthale?) „als heitere freimüthige Biedermänner, voll ausübender Weisheit und wahrer Kenntniß der Menschen" auch für die ästhetische „Verfeinerung" des Volkes sorgten. Statt dessen — klagt er — predige man mit so finstrer Strenge, daß die Arbeiter die Freude und Trost nöthig hätten, in der Kirche daständen „wie eine Heerde Lämmer über deren Köpfen es donnert," da ihnen doch der „freundliche Himmel über ihren grünen Bergen gezeigt werden sollte."

Zum Schlusse müssen wir daran erinnern, daß wir aus den späteren Jahren Jacobi's Gedichte besitzen, die auf einen großen Fortschritt des Dichters und des Denkers schließen lassen.

Das Manierirte und Mittelmäßige ist bereits vergessen, und wir lernen daran nur noch: wie sehr auch der vorzüglichere Mensch durch einen falschen Zeitgeschmack verführt werden kann. Aber Lieder wie sein „Aschermittwoch", „Liebe", „Fest aller Seelen", „Vertrauen" u. a. verdienen so lange zu leben als unsere Literatur bestehen wird; die tiefsten Akkorde des Menschenherzens können nicht reiner berührt werden, als es dort geschieht. Wohl bewegt ihn das Trübe und Räthselhafte im Unbestand auch des reinsten Glückes zu der schwermüthigen Klage:

„Mag lieben denn, mag lieben nicht!
O weh und aber wehe mir!
In Liebe strahlt das Sonnenlicht
Und fällt auf lauter Gräber hier.

---

*) Werke I. S. 245. „Nachtgedanken."

) In dem „Sendschreiben an * 1773." — Werke III. S. 207.

Was einst ich an mein Herz gedrückt,
Ist Asche nun und Todtenbein,
Es sank, wo ich die Gruft geschmückt;
Ihm sinket nach der Leichenstein."

„Wohin? wohin? denn Lieb ist noth
Und alles wankt und alles weicht;
Geboren wird's und geht in Tod:
Wohin, so weit der Himmel reicht?"

Doch bleibt er nie bei der Klage stehen; nie wühlt er blos im Schmerze, wie dieß die Art mancher Neueren ist, die sich in der Ausmalung ihrer Zerrissenheit gefallen; bei Jacobi geht auch die Berührung des Schmerzlichen und Verwundenden immer wieder in jenes versöhnte Vertrauen über:

„Der Tag kann nun vergehen
Der Morgen wieder graun,
Wo Gottes Lüfte wehen
Da will ich sicher traun;
Und wenn ich schlafen werde
Die zweite kurze Nacht
Dann wird in seiner Erde
Mein Bettlein mir gemacht."

Und so ist ihm die Natur, in deren Genuß er seine Freude sucht, Offenbarung eines Unsichtbaren, Höhern, dem er sich ahnend nähert:

„Woher denn um der Quelle Rand
Woher das ahndungsvolle Wehen?
Ein Geist, dem meinigen verwandt,
Muß kennen mich und mich verstehen!"

Gerstenberg.

(1737—1823.)

In Gleim's und Jacobi's Amoretten-Ton stimmte auch der Schleswiger Gerstenberg ein, der seine erste Sammlung derartiger Gedichte auch bei ihrem wahren Namen nannte: „Tändeleien", aus einer griechischen Handschrift (1759) *) und selbst gesteht, daß er seine Lieder „nach Gleim und nach Geßner" dichte. — Amor und Venus,

*) In den vermischten Schriften, von ihm selbst gesammelt 1815, stehen sie im zweiten Bande.

Daphnis und Chloe, Faune und Najaden u. s. w. spielen auch bei ihm immer die Hauptrolle.

In den „prosaischen Gedichten" (1759) sticht die Wielandische Ueppigkeit und Lüsternheit mancher Stellen sonderbar ab gegen die sentimentale Melancholie andrer. In der Vorrede sucht er, wahrscheinlich mit einem Seitenblicke auf den Angriff den Uz erfahren hatte, seine Dichtung gegen moralische Bedenken zu rechtfertigen: „Diejenigen, die einen Dichter einen Heiden schelten, wenn er nicht unterrichtet, oder bei den geheiligten Lehren unserer Religion stehen bleibt, sondern sich in die anmuthigen Felder der Fabellehre hinüberwagt, und Wein und Liebe und Freude singt — diese strengen Männer überlegen nicht immer, daß man die Werke der Dichtkunst überhaupt nicht nach ihrem Inhalt, sondern nach der Bildung, nach dem Genie beurtheilen müsse, womit es bearbeitet ist. — — — Die Dichtkunst sucht zu gefallen, und zu diesem Endzweck dient ihr ein artiger Scherz."

P f e f f e l.

(1736—1809.)

Die gemeinschaftlichen Charakterzüge zuerst des Erotikers, dann des philanthropischen Deisten, die wir in Gleim kennen gelernt, finden wir in dem Elsaßer G. C. Pfeffel (aus Kolmar) wieder, den man geradezu den Gleim Süd-Deutschlands nennen könnte.

Seine erotischen Scherze erinnern völlig an Gleim's und Jacobi's Manier; den letzteren bittet er *) auch um Erlaubniß, „sich an seinen Arm zu hängen, und auf einem Epheublatt ihm ein Lied vom Sohne der Zypria zu blasen!" Doch zieht er sich in solchen Schilderungen gern vor Wieland als dem überlegenen Meister zurück **).

In „Franz und Nantel" (B. I. S. 146) wird katholischer Aberglaube nicht durch eine höhere Stufe der Religion, sondern durch Na-

---

*) Poetische Versuche III. S. 173. „Die Scheere der Atropos." Vgl. zum Ganzen auch Pfeffel's Biographie von Rieder 1820. Tübingen. Als Supplement zu seinen prosaischen Versuchen.

**) In „Aurora und Tithon" 1765 heißt es: (Poet. W. I. 93.)

„Nur Wieland malt mit voller Kraft,
Was Junker Tithon fühlt,
Als das Ferment der Götterschaft
Sein ganzes Ich durchwühlt."

turalismus verdrängt; ein katholischer dumpfer Büßender verliebt sich, und Buße und Sorge hat damit ein Ende:

„Sein Kreuz pflanzt er in kühlen Grund,
Daraus ein Myrthenstrauch entstund."

Im „Eremiten, Daphnis und Chloe" 1765 (B. I. S. 115) lehrt der Einsiedler die Vergänglichkeit der Sinnenfreuden, wogegen Daphnis ihn mit dem leichtesten Schaum Epikuräischer Lebensansicht zu widerlegen und umzustimmen weiß:

„Ganz recht, das Leben ist ein Traum;
Jedoch ein Traum, den man genießet;
Es gleichet dem Champagnerschaum,
Der kitzelt, ob er gleich zerfließet."

Dieser leichte, erotische, spielende Ton ist bei Pfeffel mehr jugendliche Nachahmung als Natur, wobei ihm neben den deutschen Meistern namentlich auch französische Fabeldichter wie Florian als Muster vorschwebten. — Dagegen gehört zu Pfeffel's ursprünglichem Wesen jener enthusiastische Cultus der Freundschaft und der schönen Seelen, den Gleim so schwärmerisch pflegte. — In einer poetischen Epistel (B. II. S. 55) an Sarasin in Basel ruft er diesem Freunde zu:

„Freund, einen kurzen Augenblick
War ich bei dir, doch wie viel Glück
Lag nicht in diesem Augenblick!
— — O Heil mir, Freunde, daß auch Ihr
Das mystische Concert verstehet,
Von dessen Symphonien mir
Die kurze Zeit so schön vergehet."

Fragen wir nun nach der leitenden Grundansicht in Pfeffel's Schriften, so finden wir, wie bei Gleim, jenen von christlicher Offenbarung und Geschichte völlig absehenden Deismus, der im eigenen Herzen und in der Natur Gott fühlt, und ihn durch einen milden menschenfreundlichen Sinn verehren will *). In der Mitte zwischen kalter frivoler Freigeisterei und zwischen Priesterzwang, die er beide gleich entschieden flieht, will er sich seine Kirche nur im eigenen Gefühle aufbauen **): also das unbedingte Abstreifen alles Positiven,

---

*) Im „Gebet" B. II. S. 201. wird die hülfreiche Thätigkeit einer „heiteren Städterin, die Sonntags ein Kleid für eine arme Waise wirkt" als das einzige wahre Gebet gepriesen, im Gegensatze zu dem Psalmen-Herbeten einer büßenden Nonne.

**) Alle Bestrebung: die religiöse Erkenntniß wissenschaftlich zu fassen,

alles Organischen, Darstellenden in der Religion. Gereizt durch das Pfaffenthum aller Confessionen gab jenes „aufklärende" Geschlecht auch die Idee der Kirche, des organischen Leibes der Religion, preis, und fiel damit in den Irrthum der Formlosigkeit, die auf Erden mit geistigen Kräften ohne entsprechende Organe etwas auszurichten glaubt.

In dem Gedichte „Gott" (1794), das Pfeffel irrig als „Volkslied" bezeichnet (B. VI. S. 12) ist in wenigen Worten die Summe von Gedanken und Empfindungen dargelegt, auf welchen sich sein Gottesglaube stützt:

„Wer fühlt und denkt, und fühlt sich nicht
Zu dem Gedanken hingetrieben:
Mich schuf ein Gott und mir ist's Pflicht
Mir ist's Bedürfniß, ihn zu lieben? — —
— — Ihr Zweifler, wollet ihr ihn sehn
Den großen Gott; wollt ihr ihn hören?
Habt ihr Gefühl, so kann's geschehn
Das Feld wird euch ihn kennen lehren!"

Auf Beweise für ihren Glauben läßt sich diese Gefühls-Religion mit richtigem Takte gar nicht ein; der Phönix (VI. S. 11) stirbt mit der Hoffnung der Unsterblichkeit, ohne sich um den Kauz, der nach Beweisen fragt, weiter zu bekümmern:

„Denn, was man fühlt, beweist sich nicht;
Und ein Gefühl, das laut wie ein Orakel spricht
Sagt mir, ich werde nicht vergehen." (1796.)

Der rechte, freie, religiöse Mann nach seinem Herzen ist ihm:

„Wem seinen hellen Glauben
Kein frecher Spötter rauben,
Kein Priester meistern kann."*)

Sein an Stilling gerichtetes Gedicht „das Elixir" (1786) giebt dem Freunde, dem die Religion Alles oder nichts war, zu verstehen: sie gleiche einer Arznei, die in mäßigen Tropfen zum Tranke des Lebens

---

d. h. alle Theologie ist ihm daher unverständlich; er sieht nur das Zerrbild der elenden theologischen Zänkereien, die er in den „Exegeten" B. II. S. 127 verspottet; dort zanken sich die Parteien, ob der Apfel der Eva ein Vorstorfer oder Renette, eine Apfelsine oder eine Cocus-Nuß gewesen sei? u. s. w.

*) „Der freie Mann". Ein Volkslied. 1790. — Poetische Versuche IV. S. 16.

gemischt, Haupt und Brust heilen, dagegen in einem Zuge ausgeleert, Schwindel und Krankheit verursachen könne:

„Was meinst du, Freund, gleicht die Religion
Nicht diesem Elixir? Braucht sie der Erdensohn
Wie grobe Kost und als ein fremdes Wesen,
So macht sie krank, erzeuget Schwärmerei
Und Pharisäerstolz; doch mischt er als Arznei
Von ihrem Geist, von ihrem Freudenöle
In jede Nahrung seiner Seele,
So mehrt es ihren Lebenssaft,
Und füllet sie mit Gotteskraft."

In der Verkündigung und Durchführung der „Aufklärung und Toleranz", welche Fürsten wie Friedrich **II** und Joseph **II** zu ihren Wahlsprüchen erwählt hatten, erkannte Pfeffel seine eigenste innerste Gesinnung; ganz war er ein Kind dieses Zeitalters, nur daß er die Uebertreibungen und Uebergriffe desselben mit gesundem Gefühle bald erkannte und mißbilligte.

Er verabscheut eine erzwungene Gleichförmigkeit des Glaubens und Denkens; wenn z. B. in der „Kirchenvereinigung" (1786. — B. **III.** S. 49) der König Adler verordnet, daß alle Vögel einem Papagei, der ein Ave auswendig gelernt hatte, nachsingen sollen, so entgegnet ihm ein ehrlicher alter Rabe, der als ein guter Protestant lieber sterben als mitsingen will:

„Der Schöpfer hat ein jedes Thier
Sein eigenes Gebet gelehret
Das ihm gefällt. Ein Lobgesang
Den Furcht erpreßt, ist Uebelklang,
Ist Lästerung die ihn entehret."

Der Adler hört auf den treuen Rath, und vernimmt nun zum ersten Male „in der verschiednen Melodie die feierlichste Harmonie". Den schmeichelnden Anbetern der toleranten Fürsten bemerkt er nüchtern („die Toleranz" 1785. B. **III.** S. 151): „Ein Fürst, der nicht verfolge, sei weiter nichts als kein Tyrann, aber noch kein Gott der Erde." — Der heilige Dominikus selbst muß einem Inquisiten, der an der Himmelsthüre abgewiesen wird („der Inquisit" 1786. B. **III.** S. 76) erklären:

„Vernimm, daß Gott die Sektenstifter,
Die Kirchenräuber, die Vergifter,
Selbst die Erobrer minder straft
Als die Tyrannen der Gewissen!"

Aber, so lebhaft Pfeffel auch mit den neuen Tendenzen der Aufklärung und Reform sympathisirt, so hält ihn dies doch nicht ab: die gewaltsame und oft willkürliche Ausführung jener Maßregeln wie sie z. B. unter Joseph II vorkamen, in den stärksten Ausdrücken zu mißbilligen; auch den Fortschritt will er nicht aus den Händen des Despotismus annehmen*).

„Mir grauet, edler Freund, vor unsern goldnen Zeiten;
Das Gute das ein Fürst despotisch thut,
Und wär' es noch so schön und noch so gut,
Empört so sehr als Grausamkeiten."

Er mag es darum auch nicht leiden, daß man die geistig Unmündigen in blindem Aufklärungssturme ihrer Krücken beraube, ehe man ihnen einen Ersatz zu bieten weiß: „auch das sei Philosophie, dem, der sie brauchet, sie zu lassen." Um so höher stellt er daher die ächt christliche Toleranz eines Lavater's, daß er den armen Fakir'n, die von Jugend auf nur an Krücken zu gehen gewohnt sind, diese nicht raubt — wie „ein Europäer, ein Attila vom neuen Philosophen-Orden, dem das Rauben und Morden recht war, nur nicht der Aberglaube" — der vielmehr den Beraubten auf seinem Rücken trägt, und ihm, bis er sie entbehren könne, neue Krücken schenkt:

„Das thust du, Freund, und wirst mißkannt,
Und wirst der Toleranz zur Ehre
Für diese ketzerische Lehre
Wohl gar ein Jesuit genannt!
Sei mir gegrüßt, mein lieber Pater,
Du heiligst Loyala's Gewand!"

Den Fürsten, die der lauten Predigt des Atheismus Beifall zulächelten, weissagt er die praktischen Consequenzen dieser Lehre, die auch nur wenige Jahrzehnde auf sich warten ließen. Im „großen Reformator" gewinnt ein Affe, der den frechsten Unglauben lehrt, die Gunst des Löwen, wird aber vom Elephanten („dem Staatsminister") zerschmettert. Dem erzürnten Herrscher begegnet letzterer mt der Erklärung:

„Du glaubest keinen Zeus, ich keinen König mehr!"

und als der Löwe ihn bestrafen will, erfolgt allgemeine Auflehnung:

„Kurz, dieser Tag gebahr die Anarchie
Das Faustrecht und den Krieg, der noch im Staate wüthet;

---

*) „Der Elephant" 1787. B. III. S. 113.

Und so hat die Philosophie
So gut als die Theologie
Schon manches Unheil ausgebrütet."

In der „Epistel an Schlosser" 1787 (B. III. S. 159) giebt er gleichsam ein Programm der Reformen, die er als ein Herrscher einführen würde, wenn ihm z. B. ein Theil der Türkei zufiele, „die man doch heut' oder morgen theile". Seinen Schlosser würde er zu einem zweiten Sully erheben, der ihn mit seiner Weisheit lenkte; beim löwenmuthigen Kampfe gegen die Hyder des Vorurtheils würde ihnen die Toleranz vorleuchten. Cönobiten, Ketzer, Renegaten, Maurer und Illuminaten behielte er Alle ohne Furcht in seinem Lande, nur keine „Zöllner und Advokaten und keinen stolzen Ritterstand". Prälaten dürften den Altar, aber nicht seine Kasse verwalten; aber Exorcisten sammt Proselytenmachern müßten das Land meiden. Soldaten brauchte er nur, um alle Residenzen von mehr als tausend Häusern anzustecken. Sklaven würde er befreien, aber — was noch klüger sei — auch für den Unterhalt der Freigelassenen sorgen, damit die Wohlthat sich nicht in Barbarei verkehre.

Ein Mann von dieser Gesinnung mußte der französischen Umwälzung mit schönen Hoffnungen und bald mit bittrer Enttäuschung zusehen. In den „drei Ständen" (1790. IV. 12) kömmt die Freiheit aus Penn's gelobtem Lande nach Frankreich; den dritten Stand findet sie in Lumpen und in Eisen, unter der schweren Hand eines Bischofs und eines Ritters; aber kaum erhebt sie ihn, so wächst er plötzlich zum Riesen an:

„Ein schöner Anblick, Freund! Wenn nur die heil'ge Regel
Des Lichts des Rechts des Riesen Arm regiert;
Sonst ist es eins, ob Zepter oder Flegel
Ob Krummstab oder Speer das Reich despotisirt."

Schon im folgenden Jahr (1791) scheint er an dieser Hoffnung zu verzweifeln, wenn er an Hr. v. Nicolai in Petersburg schreibt: (IV. 115.)

„Das, lieber alter Freund, war stets der Freiheit Loos:
Der Sklave brauchet sie zur Dienstmagd seiner Lüste,
Indeß der edle Mensch selbst auf Marocco's Küste
Sie nicht verlieren kann, noch in der Alpen Schooß
Sie erst zu suchen braucht; sie wohnt in seinem Busen
Und ihre Wächter sind die Weisheit und die Musen!"

Und noch ein Jahr später (1792) bringt er die Aufschrift unter das Bild der Freiheit: (IV. 43) Das schöne weite Ehrenkleid der Göt-

tin gefalle schon; nur den Macherlohn scheue der Weise; d. h. also: mit den Zwecken sei er wohl einverstanden, nur nicht mit den Mitteln. — Ehe man der Vernunft ein Haus weihe, räth er, man möge erst die Vernunft selbst dekretiren; (1793) und den lieben Gott erinnert er daran, sich doch „bei dem Schach der Franken", Robespierre schön bedanken zu lassen: „daß er nun wieder existiren dürfe." (1794) — Einst sei die Freiheit — klagt er in einem Gedichte an Breitinger (1794) B. V. S. 7. — als Tochter der Natur an der Hand der Tugend aufgewachsen; aber im Stolze habe sie sich von ihrer Führerin losgerissen, und sei zu Falle gekommen, zur Hyäne geworden. Will sie sich in Stunden der Reue nun wieder an bessere Menschen wenden, so ist doch ihre Unschuld dahin, ob sie sich auch schminke und mit einer Mütze ihre Stirn verhülle; niemand will sich mehr mit ihr einlassen, außer der Philosophie, die aber bis jetzt ihrer Schülerin noch nichts als ihr Gewand hat leihen können.

Erbittert durch die Greuel der Zeit, ruft der sonst so sanfte philanthropische Pfeffel nun auf Beccaria's Grab: wohl habe dieser die Galgen abgeschafft, aber die Schwengel seien geblieben (V. 43). Auf das eiserne vierte Zeitalter sei nun das fünfte papierne gefolgt, worin Gott uns nur vor Feuer bewahren möge! (1795. — V. 176.)

Dritter Abschnitt.

Erstes Capitel.

Es wurde im Eingange dieser Darstellung schon dargethan, daß die Erneuerung unsrer Literatur von drei verschiedenen Richtungen ausgegangen: von einer positiv christlichen, einer naturalistischen und einer politischen oder nationalen. Die beiden ersten wurden in dem Bisherigen erschöpfend geschildert, so daß uns jetzt nur noch ein näheres Eingehen auf die dritte, die politische obliegt.

Derselbe Mann, der damals eine neue politische Zukunft für Deutschland eröffnete, gab auch, ohne es zu wissen, der deutschen Literatur einen neuen sie erhebenden Gehalt. Durch Friedrich den Großen gewann das protestantische Deutschland erst wieder den Keim eines politischen Bewußtseins, das unverzüglich in der Literatur seinen Ausdruck fand.

Die erste Stelle unter den Männern, die in der Form des preußischen Patriotismus wieder ein vaterländisches Element und einen lebendigen Inhalt der That, der Unmittelbarkeit in der Literatur zur Ehre brachten, nimmt Gleim ein.

Die „preußischen Kriegslieder von 1756 und 1757 von einem Grenadier" haben zwar als Poesie keinen viel höheren Werth als die übrigen gereimten und ungereimten Ergüsse Gleim's. Dies giebt schon Lessing in der zweideutigen Vorrede zu verstehen, die er einer neuen Ausgabe der Lieder des Grenadiers voranstellte, mit der angenommenen Miene, als sei der Verfasser derselben wirklich ein gemeiner Mann aus dem Volke. „Seine Sprache — heißt es dort — ist älter als die Sprache der jetzt lebenden größern Welt und ihrer Schriftsteller. Denn der Landmann, der Bürger, der Soldat und alle die niedrigern Stände, die wir das Volk nennen, bleiben in den Freiheiten der Rede immer wenigstens ein halb Jahrhundert zurück." Bemerkenswerth ist noch

eine andre Stelle dieser Lessing'schen Vorrede, weil sie beweist, welchen Ruf die preußische Tapferkeit schon damals (1757) hatte: „Von dem einzigen Tyrtäus könnte er (der Grenadier) die heroischen Gesinnungen, den Geiz nach Gefahren, den Stolz für das Vaterland zu sterben erlernt haben, wenn sie einem Preußen nicht eben so natürlich wären als einem Spartaner."

Schlagen wir den dichterischen Werth dieser Kriegslieder nicht hoch an, so verkennen wir deßhalb nicht, daß die Gesinnung welche in ihnen athmet, die Größe des Gegenstandes und die unerschöpfliche Begeisterung für diesen König und für seine Sache, welche Gleim sich immer als die Sache der deutschen Freiheit und des Protestantismus dachte — eine große Wirkung auf die Zeitgenossen nicht verfehlen konnte. Aus dem Traumleben einer müßigen an Kleinlichkeiten sich hängenden Dichterei erwacht die Poesie, auf einmal von dem Sturm der Zeit ergriffen, von dem gewaltigsten die ganze Nation erschütternden Kampfe hingerissen. Und dieser reinigende Sturmwind des Thatendranges, der stolzen siegenden Hingebung an ein deutsches freies Vaterland und einen großen König hat schon an und für sich so viel Poetisches, daß er auch in schlechten Versen zu einem entscheidenden Ereignisse für die Literatur werden konnte. — Gleich die ersten Verse „bei Eröffnung des Feldzugs" (1756) versetzen uns in die Stimmung des preußischen Patrioten:

„Krieg ist mein Lied! weil alle Welt
Krieg will, so sei es Krieg!
Berlin sei Sparta, Preußens Held
Gekrönt mit Ruhm und Sieg!"

Schon in diesem Liede zeigt sich die eigenthümliche Verschmelzung des vaterländischen und des religiösen Enthusiasmus, die Gleim immer durchführte:

— — „Unsterblich macht der Helden Tod,
Der Tod für's Vaterland!
Auch kömmt man aus der Welt davon
Geschwinder wie der Blitz;
Und wer ihn stirbt, bekommt zum Lohn
Im Himmel hohen Sitz!"

Diese Weise der patriotischen Begeisterung durch religiösen Schwung beruht auf einem unwillkürlichen innern Drange, der sich fast in jeder begeisterungsfähigen Jünglingsbrust wiederholen wird. Jedes Sich Hingeben an einen größeren allgemeineren Lebenskreis — heiße dieser

nun Familie, Stamm, Vaterland, Königshaus oder wie immer sonst — ist in seinem Wesen schon religiös: als ein Aufgehen des Besonderen, Selbstischen in einem Höhern, Umfassenderen. Doch stehen wir hiemit erst an der Oberfläche, an den ersten Anknüpfungen der Religiosität. Ein tieferes Gemüth wird daher unfehlbar weiter bis zu einem göttlichen Mittelpunkte dringen wollen, und hat es diesen gefunden, so sucht es auch den Gegenstand seines anderweitigen Enthusiasmus, seinen König, sein Vaterland, die Freiheit u. s. w. in nahe Beziehung zu jenem Mittelpunkte, d. h. zu seiner höchsten Begeisterung zu setzen. Auf diese Weise entstand die später oft stereotyp gewordene, innerlich aber wohl begründete Verbindung des Schwures für Gott, König und Vaterland; eine Gesinnung, deren lebendiger Typus eben unser Gleim war.

So beginnt z. B. sein Siegeslied nach der Schlacht bei Lowositz: (1756) *)

„Gott donnerte, da floh der Feind!
Singt Brüder, singet Gott!
Denn Friederich der Menschenfreund
Hat obgesiegt mit Gott."

Oder im „Siegeslied nach der Schlacht bei Prag": (1757)

„Victoria! mit uns ist Gott;
Der stolze Feind liegt da!
Er liegt, gerecht ist unser Gott!
Er liegt, Victoria!
Zwar unser Vater ist nicht mehr;
Jedoch er starb ein Held,
Und sieht nun unser Siegesheer
Vom hohen Sternenzelt."

Ebenso wiederholen sich beide Züge der Gleim'schen Kriegspoesie, die sofortige Seligsprechung der für Preußen gefallenen Krieger und die Parteinahme Gottes für die Sache Friedrich's — im „Siegeslied nach der Schlacht bei Roßbach": (1757)

— „Vom sternenvollen Himmel sah'n
Schwerin und Winterfeld
Bewundernd den gemachten Plan,
Gedankenvoll den Held.
Gott aber wog bei Sternenklang
Der beiden Heere Krieg;
Er wog, und Preußens Schale sank,
Und Oestreichs Schale stieg."

*) Gleim's Werke IV. S. 4.

Immer ist dieser Krieg in Gleim's Augen ein Krieg und Sieg Gottes gegen die Uebermüthigen, Treulosen, gegen die Feinde des Friedens also die Feinde der Menschheit:

— — „Und Brüder, Gott hat Sieg verlieh'n
Dem Rechte nicht der Macht."
— — „Ein Starker, ein Allmächtiger
Gewann für ihn die Schlacht.
Als Rächer will ich, sprach der Herr,
Zertreten ihre Macht! *)

In völliger Uebereinstimmung damit steht es dann, daß ein König, dessen Sache eine göttliche ist, mit den überschwänglichsten Ausdrücken fast wie ein Halbgott gefeiert wird: „Frei von Furcht und Graus wie ein Gott" — so wird sein Friedrich geschildert; in einem Athem ruft er: „Dank dem großen Gott! Lob dem großen Friedrich!" **) und ermahnt sein Berlin: „Gott und Friedrich zu vertraun." Er denkt sich seinen König, sowie die Helden des alten Bundes, in einem nähern Verhältniß zu Gott als die Uebrigen: „hochgelobet sei o Gott — ruft er im Gedichte „an die Kriegsmuse" aus (1758) — von uns und deinem Friederich!"

Im stolzen Bewußtsein einen solchen König zu haben, fängt er sein „Lied am Geburtstag des Königs" mit den Worten an: (1778)

„Ich bin ein Preuße! stolz bin ich
Daß ich ein Preuße bin!
Der Landesvater Friederich
Ist Held im großen Sinn!"

Darum findet er auch keine Worte für die Größe des Verlustes und des Mannes, als Friedrich starb:

Singt Ihn, den Einzigen!
Den Unersetzlichsten,
Den Nichtgestorbenen,
Den Ewiglebenden,
Um welchen bang uns ward und bang und immer bänger."

Friedrich's II und Preußens Größe waren von nun an für Gleim's Begeisterung unzertrennlich; um so schmerzlicher mußte es ihm sein, als er im Alter den Glanz jener Waffen, deren Triumph der Jüngling und der Mann besungen hatte, mußte erblassen sehen! —

---

*) „Nach der Schlacht bei Lissa." 1757.
**) W. IV. S. 47.

Ew. Chr. v. Kleist.

(1715—1759.)

Gleim hatte die Siege seines Friedrich's nur von der Studirstube aus und in den Briefen verfolgt, die sein Freund Kleist ihm vom Kriegsschauplatze her schrieb; dagegen fanden sich in der Hand des letzteren die Leyer des Sängers und das Schwert des Kriegers zusammen.

Von der feurigsten Liebe zu seinem Könige und zu der Sache, die dieser verficht, geben Kleist's Briefe nach der Eröffnung des Krieges Zeugniß; aus dem Lager bei Pirna, 17. September 1756 schreibt er: „Der König soll wichtige Sachen gefunden haben, und nun von dem ganzen Projekte wider ihn, das im künftigen Jahre hat ausgeführt werden sollen, völlig unterrichtet sein. Er wird sie bezahlen, die Verräther! Der Dresdensche Hof ist sehr niedergeschlagen, und ich habe die Königin, die immer baarfuß in die Kirche geht, seit ihr Gemahl im Retranchement ist, selbst weinen gesehen, welches mich aber lachen gemacht hat, ohngeachtet ich nicht lachen kann, wenn ich ihre armen Bauern weinen sehe."

„Unsern Friedrich muß man immer mehr bewundern, je mehr man sieht, wie er sich bei allen Vorfällen beträgt. Er ist so gelassen und vergnügt als wenn er in der größten Ruhe wäre. Bei seinen unendlichen Geschäften ist er nie mürrisch, sondern spricht mit jedem, fertigt jeden leutselig ab, und gehet mit seinen Soldaten um wie mit Kindern. Sie werden ihre Köpfe en revanche auch gern für ihn hingeben; ich wenigstens gebe meinen, nach gerade ziemlich alten, gerne hin, und werde mich freuen, wenn ich Gelegenheit habe nur was zu helfen. Ich bin in diesem Schauspiel nur ein Fußgänger, ich werde aber doch um mich schlagen, so gut ich kann." *)

Mitten in seinen Kriegszügen war der Dichter den sanfteren Empfindungen religiöser Betrachtung und Erhebung nicht verschlossen; noch ist die Hymne vorhanden, die er im Mai 1758 auf dem Marsche nach Hoff gedichtet, und deren Entstehungsgeschichte er in einem Briefe er-

---

*) Ewald Christian v. Kleist's sämmtliche Werke, herausgegeben mit des Dichters Leben von Wilh. Körte. Berlin 1830. — Th. I. S. 36.

Schon im April 1755 hatte er über Friedrich geäußert: „Unser Lessing ist sieben Wochen hier in Potsdam, allein Niemand hat ihn gesehen. Er soll hier — — eine Comödie gemacht haben. — — Mich däucht aber, wenn ich ein Dichter wäre, ich machte hier nicht Satyren und Comödien, sondern lauter Lobgedichte. Unser großer Friedrich giebt einem Dichter mehr Stoff dazu, als je einer gehabt hat."

zählt (21. Juni 1758. — B. I. S. 59). „Daß Ihnen meine Hymne gefällt, freut mich sehr. Wie große Lust ich auch habe etwas zu machen, so habe ich keine Erfindungen mehr, woraus ich was machen kann. Vielleicht schaffen mir meine Soldaten wieder Empfindungen, denn jene Hymne habe ich ihnen wirklich zu danken. Sie haben nämlich die Gewohnheit, daß sie des Morgens auf dem Marsche, ehe sie Lieder vom König von Preußen anstimmen, geistliche Lieder singen. Eines Morgens sangen sie eins, worin eine Stelle vorkam, daß Gott uns viel Gutes erweise, daß er uns Freunde gebe, und daß man ihn loben müsse u. s. w. Dieß rührte mich so daß ich vorausritt, und viel weinte, und die Hymne entwarf."

Das Gedicht, von dem hier die Rede ist, enthält im Psalmton eine Reihe von Naturschilderungen, wie der Dichter des Frühlings (von 1746 u. ff.) sie am liebsten malte: Naturbilder, in denen er die That des Allmächtigen sieht und seine Stimme hört *), dem er vertrauend sich hingiebt:

„Erheb' ihn hoch, zu deiner Seligkeit,
Er braucht kein Lob zum Glück.
Die niedern Neigungen und Laster flieh'n,
Wenn du zu ihm dich schwingst." — —
— „Und o! wie liebreich sorgt er auch für mich!
Statt Geld und Ruhm giebt er
Vermögen mir, die Wahrheit einzusehn,
Und Freund und Saitenspiel."

Von Kleist's Kriegsgesängen ist seine Ode an die preußische Armee (im Mai 1756) am bekanntesten; sie athmet dieselbe Gesinnung, die wir in seinen Briefen kennen gelernt:

„Unüberwundenes Heer, mit dem Tod und Verderben
In Legionen Feinde dringt;
Um das der frohe Sieg die goldnen Flügel schwingt,
O Heer, bereit zum Siegen oder Sterben!
„Sieh! Feinde deren Last die Hügel fast versinken,
Den Erdkreis beben macht,

---

*) „In finstern Wäldern will ich mich allein
Mit dir beschäftigen." — —
— — „Und irren an des Meer's Gestad, und dich
In jeder Woge sehn;
Und hören dich im Sturm, bewundern in
Der Au' Tapeten dich!"

Ziehn gegen dich, und drohn mit Qual und ew'ger Nacht;
Das Wasser fehlt wo ihre Rosse trinken.

„Der dürre schele Neid treibt niederträcht'ge Schaaren
Aus West und Süd heraus,
Und Nordens Höhlen spei'n so wie des Ost's Barbaren
Und Ungeheu'r dich zu verschlingen, aus."

Auch ihm ist es so unzweifelhaft wie Gleim'en, daß „die Gerechtigkeit" auf Friedrich's und der Preußen Seite stehe, und in dieser Ueberzeugung gerade schöpft er die letzte Zuversicht des glücklichen Ausganges:

„Verdopple deinen Muth, o Heer! der Feinde Fluthen
Hemmt Friedrich und dein starker Arm!
Und die Gerechtigkeit verjagt den tollen Schwarm:
Sie blitzt durch dich auf ihn, und seine Rücken bluten."

Er selbst kennt keinen heißeren Wunsch als bald unmittelbar am Kampfe Theil nehmen zu dürfen (damals stand er noch in Leipzig):

„Auch ich, ich werde noch, vergönn' es mir o Himmel!
Einher vor wenig Helden zieh'n;
Ich seh dich, stolzer Feind, den kleinen Haufen fliehn,
Und find Ehr' oder Tod im rasenden Getümmel!"

Dieser Wunsch gieng bald in Erfüllung; nach wenigen Jahren hatte er beides gefunden: Ehre und Tod; in der furchtbaren Schlacht bei Kunersdorf, 12. August 1759 erhielt er mehrere tödtliche Wunden, denen er zwölf Tage nachher (24. August) in Frankfurt unterlag *).

Die Schlußverse seines kleinen epischen Gedichtes „Cissides und Paches" (welches die heldenmüthige Vertheidigung einer Burg durch zwei Macedonier gegen ein Atheniſches Heer besingt) hat er durch seinen Tod selbst zur würdigsten Grabschrift geweiht:

„Ihr Krieger, die ihr meiner Helden Grab
In später Zeit noch seht, streut Rosen drauf,
Und pflanzt von Lorbeern einen Wald umher!
Der Tod für's Vaterland ist ewiger
Verehrung werth. — Wie gern sterb ich ihn auch
Den edlen Tod, wenn mein Verhängniß ruft!

---

*) Noch am 23. Juli 1759 hatte er an Gleim geschrieben: „Die Aspekten sind jetzo doch gut . . . denn es muß dies Jahr für uns was geben, weil wir nun gar keine Reißaußer, sondern lauter Oesterreicher zu Feinden haben. — Nur Daun einmal geschlagen, dann will ich gern sterben! — — — Ich kann mich nun mit meinen Musen nicht mehr unterhalten." (B. I. S. 73.)

Ich, der ich dieses sang im Lärm des Kriegs,
Als Räuber aller Welt mein Vaterland
Mit Feu'r und Schwert in eine Wüsteney
Verwandelten; als Friedrich selbst die Fahn'
Mit tapfrer Hand ergriff, und Blitz und Tod
Mit ihr in Feinde trug, und achtete
Der theuren Tage nicht für Volk und Land,
Das in der finstern Nacht des Elends seufzt. —
Doch es verzagt nicht drinn, das treue Land;
Sein Friedrich lächelt, und der Tag bricht an.
Der Tag bricht an! Schon zöge Schwab' und Ruff',
Lappländer und Franzos, Illyrier
Und Pfälzer, in possierlichem Gemisch,
Den Helden im Triumph, verstattet' es
Desselben Großmuth. Schon fliegt Himmel an
Die Ehr in blitzendem Gewand' und nennt
Ein Sternenbild nach seinem Namen! Ruh
Und Ueberfluß beglücken bald sein Reich!"

Ramler.

(1725—1798.)

Der Enthusiasmus für Friedrich II und für Preußen, wie er in Gleim und Kleist mit religiöser Begeisterung zusammenfloß, trat in C. W. Ramler (aus Kolberg) als rednerisches Pathos auf in der Verkleidung antiker Mythologie. Ihm, dem Kritiker aller Zeitgenossen, dem Uebersetzer der Alten, des Horaz, Martial, Catull, dem nüchternen Pedanten, der sogar die Frömmigkeit eines Gleim's als Frömmelei auslegte — ihm war Friedrich nicht der Held, den der Gott seiner Väter, der Herr der Heerschaaren beschützte; in Ramler's Augen streitet Jupiter für ihn, und als Apoll kehrt der Sieger des Orkus zurück. — Diese absichtliche Vermeidung aller Berührung mit dem Glauben seines Volkes, diese gesuchte Zurückführung einer antiken Anschauungsweise mußte diesen Oden das verdiente Schicksal bereiten, daß sie dem Volke von Anfang an fremd blieben.

Charakteristisch für Ramler's kriegerische Oden ist es auch, daß er den Krieg zwischen Friedrich und seinen Gegnern durchgehend als den Kampf der Cultur und Barbarei betrachtet.

In der Ode „an die Stadt Berlin" (1759) legt Ramler „der Göttin des Berlin'schen Stroms", der Najade der Spree, Worte der stolzesten Si.geshoffnung in den Mund:

„Sei mir gegrüßt, Augusta, meine Krone!
Die Städte Deutschlands bücken sich!
Es hören meinen Stolz Belt, Donau, Wolga, Rhone,
Und weichen hinter mich!

Was fürchten wir, ist gleich die Zahl des Feindes
Wie dieser beiden Ufer Sand?
O Tochter! hast du nicht zur Seite meines Freundes
Stets einen Gott erkannt?

Stritt Jupiter nicht selbst mit Friedrich's Volke,
Und donnerte den Feind zurücke?
Warf nicht Latonen's Sohn, sein Schutzgott, eine Wolke
Vor seines Mörders Blick?

Ward nicht das Blutpanier, von ihm gefasset,
Zur drohenden Aegide? stand
Die Riesenhorde nicht, sie, die Minerva hasset,
Erstarrt an Haupt und Hand?

Bis alle von dem kleinen Heer zerschlagen,
Das unaufhaltsam weiter drang,
Wie Halme von des Himmels Schloßen niederlagen
Dreihundert Hufen lang? — —

— — Borussiens gerechter Held soll siegen:
Die Götter schützen ihren Sohn.
Bald wird er im Triumph zu seinen Kindern fliegen,
Er kömmt! ich seh' ihn schon."

Als im fünften Jahre des Krieges (1760) der Streit noch immer nicht den Frieden erzeugt hatte, schleuderte der Dichter Worte des edelsten Unmuthes den Friedestörern zu, die durch den heldenmüthigsten Kampf nicht für Versöhnung gewonnen wurden, da doch Herkules einst durch kühne That den Zorn der Götter stillen konnte:

„Wie lange schwingt die rasende Megäre
Die Fackel? Götter dieser Welt,
Warum verfolgt ihr ihn, zu seiner eignen Ehre,
Den unbezwungnen Held?

Macht keine dieser tödtlichen Gefahren,
Womit ihr oft ihn ringen saht,
Der Kronen keine, die mit Blut zu kaufen waren
Macht keine Götterthat,

Kein glorreich übermanntes Ungeheuer
Euch endlich zur Versöhnung Lust?
So lange loderte der Rache schwarzes Feuer
In keines Gottes Brust." *)

---

*) „An die Feinde des Königs." — C. Wilh. Ramler's poet. Werke I. S. 41. (Ausgabe von 1825.)

Um so größer ist sein Jubel bei jeder Siegesnachricht; als die Vestung Kolberg dem russischen Heere und der russisch-schwedischen Flotte (1760) siegreich widerstand, dichtete er sein „Lied der Nymphe Persante" (Persant heißt ein Fluß bei Kolberg):

„Er siegt, mein Perseus *) siegt. — Ihr Freudenzähren
Erstickt nicht meinen Lobgesang!
O Fluthen meines Stroms, erzählt in allen Meeren
Des Drachen Untergang!"

Die Siege beleben dann in der Seele des Dichters die Hoffnung auf den Frieden, den er noch freudiger als den Krieg besingen will:

„Wann er, auf einem Throne von Trophäen,
Rund um sich her der Künste Kranz,
Und wir im Musentempel seine Siege sehen
Versteckt in Spiel und Tanz;

„Wann er ein Gott Osir! durch unsre Fluren
Im seligsten Triumphe fährt,
Indeß der Ueberfluß auf jede seiner Spuren
Ein ganzes Füllhorn leert." **)

Aber seine Friedenshoffnung wird getäuscht; und in bitterm Unmuthe frägt er die feindlichen Könige: (1761)

„Soll wieder eine ganze Welt vergehen?
Bricht wieder eine Sündfluth ein?
Und sollen wieder alle Tempel und Trophäen
Berühmte Trümmer sein?

Und alle Künste spät aus Asch' und Moder
Und Todtengrüften auferstehn,
Und aus der Nacht des regellosen Zufalls? oder
Auf ewig untergehn?"

Als er endlich den Frieden und die Wiederkunft des Königs erlebt, triumphirt er, daß es auch ihm vergönnt sei, „dem Göttlichen" ein Lied zu singen, das ihm gefalle:

„Er, wider den mehr Feinde sich gesellten,
Als dir die Nachwelt glauben darf,
Und der mit unerschrockner Seele sich zwei Welten
Allein entgegenwarf;

Dein König, o Berlin! durch den du weiser
Als alle deine Schwestern bist,

---

*) „Der Oberste von der Heyde."

**) „Auf ein Geschütz." Werke I. S. 50.

Voll Künste deine Thore, Felsen deine Häuser
Die Flur ein Garten ist; — — — —
— — Heil uns, daß unser Morgen in die Tage
Des einzigen Monarchen fiel!
So sagt ihr Jünglinge. Du Chor der Alten sage:
Heil uns, daß wir das Ziel
So kronenwerther Thaten sahn! wir sterben
Von Wonne trunken! Friederich
Bleibt hinter uns; ihr stolzen Enkel sollt ihn erben.
Triumph! so sag auch ich."

J. G. Jacobi.

Auch Joh. Georg Jacobi, der weiche Lyriker, stimmte mit ein in die dichterische Verherrlichung seines Königs, durch „zwo Cantaten auf das Geburtsfest des Königs von Preußen." *) Von einem Dichter, der am liebsten nach seinem eigenen Geständnisse **) „weint, empfindet, zweifelt, scherzt und schwärmt," läßt sich zum voraus erwarten, er werde nicht sowohl den königlichen Krieger und Sieger preisen als die sanfteren Tugenden des menschenfreundlichen gerechten Fürsten, des Freundes der Musen:

„Wenn er in gerechtem Kriege
Seinen Namen nicht entehrt;
Wenn das Glück der schönsten Siege
Keine Grausamkeit ihn lehrt,
Wenn mit Grazien vertraut
Er den Künsten Tempel baut,
Wenn er Thränen nicht verachtet;
Nicht in feiger Ruhe schmachtet;
Wenn der König nicht ein Würger,
Wenn er nicht ein Weichling war;
O so bringt getreue Bürger!
O so bringt ihm Kränze dar!"

---

*) Werke III. S. 45. Ausgabe von 1774.

**) „Und so will ich — sagt Jacobi am Schlusse seiner Abhandlung: Ueber die Wahrheit. An meinen Bruder. — in euerm Zirkel, meine Freunde, mit Young weinen, mit Yorick empfinden, mit Klopstock mich in die Höhe schwingen, mit Hume zweifeln, mit Mendelssohn die Weisheit suchen, mit Hamilton lachen, mit Voltaire scherzen, mit Petrarch schwärmen, und mit Babet oder wohl gar mit der liebenswürdigen Ninon zu Abend speisen." (Werke III. S. 44.)

So rühmt die zweite Cantate, daß Friedrich in all seinem Glanze sein Herz nicht gegen Mitleid verhärtete, „da er durch Ankauf fremden Getreides die allgemeine Theurung verhinderte" u. s. w.

„Sein Auge war nicht weggewandt.
Als er umringt von Ehrensäulen stand;
Gedacht' er an der Krieger Muth,
Die unter ihm den Tod der Helden starben,
Gedacht' an ihr vergoßnes Blut,
Und sah der Krieger Wittwen darben.
Er rief die Wittwen, und gab
Sein Gold der kriegerischen Treue;
Da schwuren Helden Ihm auf's neue
Bei der Helden Grab." u. s. w.

Auch wo Jacobi den König auf das Schlachtfeld begleitet, denkt er nicht an die Größe des Feldherrn, sondern an die Gerechtigkeit des Krieges und an Friedrich's milden der Bildung zugewandten Sinn:

„Mit seines Volkes Rüstung
Gieng Friedrich in den Streit;
Denn seinem Volke war Verwüstung
Von mächtigen Heeren gedräut.
Er schlug die Mächtigen; aber nimmer
Hat das Gewinsel der Schlacht
Und verbrannter Städte letzter Schimmer
Ihm Freude gebracht.
Nie vermochte Waffenklang
Stimme des Todes, und Triumphgesang
Ihn zum Wüthrich umzuschaffen.
Unter dem Getöse der Waffen
Suchte die Weisheit sein Gezelt;
An ihrer Seite kam der Held
In befreite Länder wieder,
Vergaß das blutige Feld,
Und hörte der Musen leiseste Lieder.
Ihn umarmte stiller Ruhm;
Er öffnete den heiligsten Resten
Der alten Kunst in seinen Pallästen
Ein sicheres Heiligthum;
Daß einst, wenn finstere Barbarei,
Ihr Enkel! euer Alter schreckte
Noch eine Burg in jener Wüstenei
Der Künste Lieblingswerke deckte.

Ohne Zweifel mit einem scharfen Seitenblicke auf das Treiben einiger deutschen Höfe jener Zeit, legt er den stärksten Accent darauf,

daß Friedrich Künste und Wissenschaften beschützte, ohne sie als Weichling und Tyrann nur zu entnervendem Zeitvertreib zu entwürdigen:

„Friedrich ist den Musen hold,
Aber durften ihre Saiten
Träge Wollust je begleiten?
Hat er je des Landes Gold
Zu Tänzen und Spielen entwendet?
Sah die Arbeit ihren Sold
Unter Weichlinge verschwendet?
Hat die Unschuld wenn sie klagte
Gerechtigkeit umsonst gefleht,
Weil im Schutze der Majestät
Ein Günstling Frevelthaten wagte?
Friedrich ist den Künsten hold
Die mit allen Reizen ihm erscheinen;
Aber mitten unter ihnen
Hat er Weisheit nur gewollt.

Er schließt seine Cantaten auf Friedrich mit einer Aufforderung zur Bürgertreue:

„Aber, o Volk es wartet deiner
Auch ein lautes Gericht.
Heilig ist der Bürger Pflicht;
Und der Ungetreuen keiner
Steht verhüllt vor jenem Gericht. — —
. . . . — Und wißt
Daß der Bürger unverletzte Treue,
Mit einem Leben ohne Reue
Der beste Lobgesang für einen König ist.
Friedrich und Vaterland:
Große Namen,
Die aus dem Mund der Liebe kamen;
Ein Himmel dem, der sie empfand."

A. Luise Karsch.

(1722 — 1791.)

Den Dichtern, deren Lied die Thaten des preußischen Helden besang, gesellt sich noch eine Dichterin bei, die zu ihrer Zeit sowohl ihrer Schicksale als ihrer Verse wegen fast als ein Wunder angestaunt wurde. Sind ihre Verse gegenwärtig mit Recht vergessen, so verdient ihr Leben, ihre Bildungsgeschichte und der Eindruck, den sie auf ihre Zeitgenossen machte, noch immer die Beachtung dessen der die Geschichte

der deutschen Bildung zu seiner Aufgabe macht. — In dem mühevollen Aufstreben ihres nach Nahrung dürstenden Geistes, in dem unablässigen Ankämpfen gegen die sprödesten Hemmungen einer niederdrückenden Stellung liegt etwas, was uns ungesucht an das ähnliche Loos erinnert, aus welchem deutsche Literatur und deutsches Staatsleben im vorigen Jahrhundert sich emporarbeiteten; für diese wie für die Karschin war Friedrich's **II** Auftreten die erweckende Kraft, die erwärmende Sonne.

In einer gereimten Skizze ihres Lebensganges *) dankt die Dichterin den Musen:

— „Sie gaben mir Muth und Geduld
Und lehreten mich Lieder dichten,
Mit kleinen Kindern auf dem Schooß.
Bei Weib- und Magd- und Mutterpflichten
Bei manchem Kummer schwer und groß,
Sang ich den König und die Schlachten,
Die ihm und seiner Heldenschaar
Unsterblich grüne Kränze brachten,
Und hatte noch manch' saures Jahr,
Eh' frei von andrer Pflichten Drang
Mir Tage wurden zu Gesang."

Auf einem schlesischen Bauernhofe und Wirthshause geboren und erzogen, als dreizehnjähriges Mädchen drei Rinder auf die Weide treibend, fühlte sie den Trieb zum Dichten zuerst in der stillen Naturträumerei des Hirtenlebens erwachen, und bei den Volksbüchern, die sie in den Händen eines Hirtenknaben entdeckte. Daß unter den Einflüssen ländlicher Einsamkeit und phantasiereicher Bücher die (vielleicht in jeder Seele schlummernde) Poesie geweckt wurde und nach Tönen verlangte, werden wir natürlich finden, und erst staunen, wenn diese Töne auch dann nicht verstummen, als die Karschin mit dem härtesten verlassensten Loose in zweimaliger unglücklicher Ehe zu kämpfen hatte. Als sechzehnjähriges Mädchen an einen heftigen Geizhals gekettet, einen Tuchweber, der sie Hunger leiden ließ, und sie endlich verstieß, indem er in der nichtswürdigsten Weise von der neuen Erlaubniß zur Scheidung Gebrauch machte **), fand sie lange Zeit ihre

---

*) Gedichte der A. L. Karschin, geb. Dürbach. Nach der Dichterin Tode nebst ihrem Lebenslauff herausgegeben von Ihrer Tochter, C. L. von Klenke, geb. Karschin. Berlin 1792. — „Belloisens Lebenslauf." S. 197.

**) Die Tochter der Karschin erzählt eine für die Sittengeschichte der Zeit nicht unwichtige Scene: „Eines Tages war er (Hirsekorn) ausgegangen, und kam

liebste Erholung darin in einigen freien Sonntagsstunden singend die Verse niederzuschreiben, die sie sich die Woche hindurch unter der Arbeit ausgedacht. Es war unter dem Joche ihres ersten Mannes der leise Vorbote einer bessern Zukunft, als sie in eine adeliche Gesellschaft als eine Art von Curiosität geladen wurde, und jedem Anwesenden einen Vers aus dem Stegreife hersagte. — Als sie von ihrem Manne mit einem noch ungebornen Kinde von Allem entblößt, wie Hagar in die Wüste hinausgestoßen worden, bewegte das Mitleid einen andern Mann, den Karsch, ihr seine Hand zu bieten; aber wie theuer sollte dies Mitleid eines sittlichen Feiglings sie zu stehen kommen! Ein Trunkenbold, der sie in die bitterste Armuth stürzte, der die Kleider seiner kleinen Kinder verkaufte, um das Geld zu vertrinken, der ihre Vorwürfe später zuweilen durch Mißhandlungen erwiderte — ein solcher Mann war an die Stelle des hartherzigen Geizhalses getreten. Auch jetzt erlag sie nicht. Was bleibt in den Abgründen solchen Elendes einer fühlenden Menschenseele noch übrig, wenn sie sich nicht auf das Vertrauen zu einem Alles ausgleichenden, Alles zum Besten führenden göttlichen Erbarmen stützt? — Das erhob die Dichterin über den Druck ihres äußeren Lebens. Mit der nothdürftigsten Kleidung bedeckt, hörte sie hinter einem Pfeiler verborgen zu ihrem Troste den Frühpredigten zu, die sie nachher für sich in Verse brachte.

Diese Verse öffneten ihr endlich die Thüre ihres Kerkers; ihr Prediger, der diese Verse mehrmals in seinem Beichtstuhle *) fand, wurde auf die Verfasserin aufmerksam und empfahl sie seinen Freunden in Fraustadt, polnisch Lissa und Groß-Glogau, die ihre fernere Ausbildung durch Bücher wie ihr äußeres Fortkommen durch Empfehlungen förderten. Während der Mann in's Wirthshaus geht und Schulden macht, wandert die Frau in die benachbarten Dörfer und Städte, nach Art der Bänkelsänger, improvisirt Verse, die sie für Vermögende an Hochzeiten, Taufen und Geburtstagen niederschreibt, bis wieder auf einige

---

spät des Abends mit einem Räuschchen zurück, welches ihn sonst immer guten Muthes machte. Bei dem Hereintreten warf er mit einer lustigen Art den Hut auf den Tisch, schwung sich auf einem Beine herum und sagte: Vivat! es lebe der König von Preußen! darauf sagte er zu seiner Frau: Höre, Louise! weißt du ganz was Neues? Der König von Preußen hat in seinen Landen die Erlaubniß zur Ehescheidung gegeben; was meinst du, wenn wir die ersten wären, die sich scheiden ließen?"

*) Für Reformirte unter meinen Lesern bemerke ich, daß hier von einem lutherischen Prediger und Beichtstuhle die Rede ist.

Tage für Brot gesorgt ist. Das stärkste Schneegestöber und Winterkälte hielt sie dann nicht ab, im leichten Gewande (dem einzigen das sie hatte) und mit einem Kinde auf ihrem Arm Stunden weit zu gehen, um irgend ein Familienfest zu besingen, das sie und die Ihrigen vom Hungertode rettete.

In Groß=Glogau, wo sie seit 1755 lebte, lernte sie Young und Horaz kennen, brachte des Nachts die Oden und Episteln Friedrich's in deutsche Verse, besang beim Ausbruche des Krieges ihren König in Liedern, die ihr weithin einen Namen machten, pries ihren Friedrich, den sie längst vergötterte; aber am Tage mußte sie sich noch immer mit der Nothdurft des augenblicklichen Bedürfnisses abquälen. Eine Generalin von Wreech aus Berlin und ein schlesischer Baron von Kottwitz befreiten sie endlich aus dieser Lage, und brachten sie nach Berlin (1761), wo eine leichtere Lage ihrer wartete. — Bei einem Blicke auf die Lebensführung dieses heldenmüthigen Weibes möchte man fragen: warum unsre Romanschreiber, die in Nord und Süd neue Motive für ihre Feder suchen, an dieser Frau vorbeigiengen, deren Leben schon so sehr einem Romane gleicht, daß eine geschickte Hand (wie die Goethe'sche, welche Stilling's Leben redigirte) leicht darin die Farben zu einem ergreifenden Gemälde des menschlichen Herzens und Lebens gefunden hätte.

In Berlin begann für die Karsch eine neue Lebensperiode; die Gunst, die große Städte launisch und selten zum Glücke des Begünstigten austheilen: jemanden eine Zeit lang zur Modesache zu machen, wurde auch ihr zu Theil; es wurde Mode, sie bei sich zu sehen und sich von ihr besingen zu lassen, und die allezeit fertige kritische Feile Ramler's mühte sich ab, ihr regelloses Naturfeuer in Pindarische Versmaße zu zwängen. Auch im Halberstädtischen Kreise wurde sie heimisch, besang ihren Freund Gleim als Sappho; durch die Sammlung und Herausgabe ihrer Gedichte *) sorgte Gleim für ihr äußeres Fortkommen, das sie sich in dichterischer Sorglosigkeit immer wieder von neuem erschwerte.

Ihr Ruf verschaffte ihr sogar eine Unterredung mit dem Helden von Sanssouci (im October 1763), die sie in Versen einem Freunde erzählt **):

---

*) „Auserlesene Gedichte von A. L. Karschin." Berlin 1763.

**) Gedichte 1792. — S. 183.

— — „Ich sagte, welcher Mann mich zeugte,
Und welcher Staub mich niederbeugte:
Wie mein Genie herauf gestrebt,
In welchem Dunkel ich der Jugend Zeit verlebt
Und daß ich nicht der Kunst geschriebne Regeln wüßte
Und daß mein Liebling der Plutarch,
Oft einen finstern Blick von mir ertragen müßte,
Denn in ihm fänd' ich nie den Sieger, den Monarch
Den Mensch und Philosoph vereinet;
Ob Alexander gleich gesieget und geweinet
Und Cäsar selbst zufrieden schien,
Wenn er jedweden Tag bezeichnet mit Verschonen
Und einem Brutus selbst verziehn,
Der mit dem Dolch ihm sollte lohnen —
Doch fand ich auf der Griechen Thronen,
Und auf der Römer Kampfplatz nichts
Vergleichendes mit dem, der Seines Angesichts
In Winterlüften nicht geschonet
Und wenn der Lenz geblüht, das Kriegeszelt bewohnet
Von Freunden und vom Throne fern.
Und mehr den Vater als den Herrn
Zurückgebracht aus so viel Schlachten.
Er frug: Wer lehrte dich Gesang?
Wer unterwies dich in Apollens Saitenzwang?
Held! sprach ich, die Natur und deine Siege machten
Mich ohne Kunst zur Dichterin.
Er lächelte und wollte wissen
Woher ich Nahrung nähm; da sagt ich: Fremde müssen
Mich nähren" — — —

Als aber Friedrich's Versprechen, für sie zu sorgen, in Folge einer Intrigue nicht in Erfüllung gieng, und sie nicht ermüdete ihn von Zeit zu Zeit an sein Wort zu erinnern, suchte er die Lästige durch ein ironisches Geschenk von zwei Thalern abzuschrecken; schnell entschlossen schickt sie das Geld mit einem begleitenden Verse durch die Post zurück (1773):

„Zwei Thaler giebt kein großer König;
Ein solch Geschenk vergrößert nicht mein Glück;
Nein, es erniedrigt mich ein wenig;
Drum geb' ich es zurück."

Der König, der in seiner genialen Weise bei dergleichen Dingen recht gut Scherz verstand, lachte ohne Zweifel zu der Antwort; überließ es aber seinem Nachfolger, Friedrich Wilhelm II, das gegebene Wort einzulösen. Auf eine gereimte Schuldforderung der Karsch antwortete

dieser Fürst durch den Auftrag an den Geheimrath (nachherigen Minister) von Wöllner: „ihr anzukündigen, daß ihr ein Haus gebaut werden solle, ausgeziert mit allen Allegorien der Musen.“ Wöllner entledigte sich des Auftrages in Versen, die nicht gerade für seinen Dichterberuf zeugen:

„Freu dich, Deutschlands Dichterin,
Freu dich hoch in deinem Sinn!
Der König hat befohlen mir,
Ein neues Haus zu bauen dir.“

Die Begeisterung für Friedrich beseelte die Dichterin schon in ihrer Jugend (1740), da sie in ihren frühesten Versuchen den Zustand Schlesiens vor der preußischen Eroberung als einen ganz verkommenen und rechtlosen schilderte *). Die Sprache ist noch das regellose Gewächs eines ungeschulten Naturkindes:

„Weil nun die Bürgerschaft die Steu'r nicht mehr konnt geben,
Also empfiengen sie dreihundert Mann auch eben,
Mit sie ward bequartirt ein jeder Bürgersmann“ u. s. w.

In den Liedern aus der Berliner-Periode spürt man Ramler's Einfluß, z. B. in der Ode „An die Klio wegen des Königes“ (1764), von dem sie am Schlusse rühmt:

„Den jeder liebt, und den sein glückliches Gestirne
Hervorgebracht mit diesem Geist
Der unerschrocken bliebe, wenn Typhonen
Bestürmen wollten seinen Sitz;
So fest wie der Olymp, auf dem die Götter wohnen,
Beschützt genug durch ihren Blitz.“

Bei seiner Zurückkunft sang sie ihm „dem Vater des Vaterlandes“ (30. März 1763) „im Namen seiner Bürger“:

„Du kommst, und dein Triumph ist mehr als Römisch prächtig
Nicht über Sklaven jauchzen wir,
Nicht über nachgeführte fremde Königsschätze
Und Kronen die der Sieger nahm;
Nein über dich Monarch, in welchem der Gesetze
Beschützer glorreich wieder kam.
In deinen Augen gieng aus tausend Mitternächten
Ein uns geschaffnes Sonnenlicht
Hervor, und strahlet nun so lieblich deinen Knechten
Als deines Gottes Angesicht,

*) „Eine Satire auf die Verfassung von Schlesien während der kaiserlichen Regierung.“

Das über dir geleuchtet und gelächelt
In undurchdringlicher Gefahr,
Wenn oft das Vaterland wie Sterbende geröchelt,
Und zitternd für dein Leben war."

Charakter und Denkungsart der Karsch litten an Gebrechen und Widersprüchen, die meist im Geleit einer halben Bildung und eines Mißverhältnisses innerer Ansprüche und äußerer Lebensstellung angetroffen werden. Ein strenges Urtheil wird es ihr nicht verzeihen, daß sie die Berliner Gesellschaften mit ihren Versen unterhielt, während sie die Erziehung ihrer Kinder fremder Vorsorge überließ. Ebenso stimmt der leichtfertige Ton, in welchem sie einen Ehebruch nur aus dem gemeinsten Gesichtspunkte der Ueberlistung erzählt *), nicht am besten mit dem religiösen deistischen Pathos, das in einigen andern ihrer Gedichte herrscht, die im Uebrigen ganz den Stempel der damaligen in den Anfängen der Aufklärung sich versuchenden Theologie an sich tragen; so in dem Gedichte, das „die Einladung zu einer Sonntags-Lustreise nach Charlottenburg" ausschlägt (1765):

— — „Die Tempel Gottes öffnen sich
Dem Edlen und dem Volke morgen;
Ein Spalding auf der Rednerbühne lehret mich
Für mein unsterblich Theil zu sorgen,
Den will ich hören. Durstig soll
Mein Geist sich in die Worte schlingen,
Und einer Biene gleich von Süßigkeiten voll
Will ich mein Herz zurücke bringen."

In der „Rede zu Gott über die Kürze der Zeit" **) finden wir — wie überall — das Paulinische Element des Christenthums völlig verwischt und nur das allgemein religiöse, alttestamentliche Mahnen an die Kürze der Zeit, die Nähe der Ewigkeit, u. s. w.

— — „Du Ursprung alles dessen, was da ist.
Herr, der du aller Dinge Anfang bist
Laß mich, so oft ein Jahr vor mir herum gelaufen,
Nachrechnen meine durchgelebte Zeit
Mit Vorsatz besser sie zu kaufen,
Die Stunden mir geschenkt, um in die Ewigkeit
Zu geh'n die Seele anzuschicken,
Und diesen Geist der mir aus deinen Händen ward
Mit wahrer Tugend auszuschmücken,

*) Gedichte S. 193.
**) S. 306.

Herauf zu dir in frommer Zuversicht
Bei allen Handlungen des kurzen Lebens blicken."

Oder sie besingt im Geiste ihres Predigers Spalding die Weisheit und Güte der göttlichen Vorsehung *) (1760):

„Sei mein Gesang du, die von Ewigkeit
Mit Jubelschall die Morgensterne lobten,
Allsehende! die eher als die Zeit
Und eher war als Meer und Kriege tobten!
Durchdringe du mit deiner Wahrheit Licht
Den dicken Schlei'r, vor die Vernunft gebreitet,
Und sei du selbst mein großer Unterricht,
Wenn sich mein Herz zu deinem Lob' bereitet!
Dich läugnet frech der Unsinn und der Spott
Der Wurm, den du aus seinem Nichts gezogen;
Die Lüste sind sein Himmel und sein Gott
Und in ihm baut das Laster Ehrenbogen.
Sein düstrer Wahn der taumelt blind vorbei,
Und die Natur wird nicht von ihm gehöret
Die doch von dir mit zeugendem Geschrei
Mit Harmonie und tausend Zungen lehret."

Am besten ist ihr Lied in den Stellen, wo die Erfahrung des eigenen Herzens und Lebens spricht, wo die Freiheit einer durch Leiden und Entbehrungen gestählten Seele sich auf die höchsten Hoffnungen des Daseins stützt:

„Du sahst den Weg, der mich nach deinem Rath
Durch Krümmungen und Thäler sollte leiten.
Und eh' mein Fuß in Labyrinthe trat
Gabst du mir Muth um herzhaft fortzuschreiten."

Denis.

(1729—1800.)

Des Gegensatzes wegen erinnern wir hier, neben den Dichtern Friedrich's des Großen, auch an den Sänger der östreichischen Waffen, an den Jesuiten Michael Denis (aus Schärding), der für Oestreich eben das war, was Gleim für Preußen: dieselbe Mischung von ritterlicher Ergebenheit an das angestammte Fürstenhaus mit patriotischer Religiosität; dieselbe zweifellose Annahme, daß das gute Recht nur auf

*) S. 389.

der einen Seite und darum mit der Sache Gottes gleichbedeutend sei. *) — Finden wir diesen Gesichtspunkt bei dem östreichischen Dichter auch ganz natürlich, so macht doch das Mißverhältniß zwischen der Größe der Ereignisse und dem Gesichtskreise des dichterischen Erzählers einen desto lächerlicheren Eindruck. Im kleinbürgerlichen Tone **) der Gellert'schen und Hagedorn'schen Fabeln und Erzählungen (die er auch „das Maß und den Wechsel der Verse betreffend" in der Vorrede seine Muster nennt) ergeht er sich bald in leicht wiegenden Spöttereien und gutmüthigen Witzworten über den Gegner, bald in maßloser Bewunderung seiner Sieger, bald in der Hoffnung, daß seine Theresia die Zeiten Ludwig's XIV. in ihren Staaten werde aufblühen lassen.

Im „Verbindniß Oestreichs und Frankreichs" (1756) sieht er „das größte Pröbestück der Vorsehung," das sie der Welt je von ihrer Macht gegeben:

„Da sie den selt'nen Bund zu Stand gebracht,
Und aus Paris und Wien zwo liebste Schwestern macht."

Er sieht in diesem Bunde eine Art heiliger Liga der zwei katholischen Großmächte, und legt in diesem Sinne dem Pabste die Segensworte in den Mund:

„Laß, Herr, den edeln Bund bestehn,
Den itzt zu deines Volks Erspriessen
Mein erstgeborner Sohn und liebste Tochter schließen."

Ihm ist seine Kaiserin, wie dem „alten Grenadier" sein Friedrich, eine bevorzugte Schutzbefohlene des Himmels, ein Gefühl dem die

---

*) „Poetische Bilder der meisten kriegerischen Vorgänge in Europa seit dem Jahr 1756. Von Michael Denis aus der G. J. Lehrern der Redekunst am k. k. theresianischen Collegio. Wien 1760. (Zweite Auflage.)

**) Sein Bestreben war zwar, die Bildung in Oestreich durch Hebung eines besseren literarischen Geschmacks zu heben; wie weit aber in diesen früheren Versuchen Wollen und Vollbringen noch auseinander lagen: zeigt z. B. seine Widmung an den Geschmack:

„Edle Würze des Verstandes,
Theurer Vorzug eines Landes,
Menschen-machender Geschmack!
Ist's erlaubt, so will ich's wagen
Im Vertraun dir vorzutragen
Was mir lang' im Herzen stack."

Ahnung einer tiefen Wahrheit zu Grunde liegt, aber entstellt durch die erniedrigende Sprache ausschweifender und persönlicher Schmeichelei:

„Die große Kaiserin, des Höchsten Augenmerk,
Des Himmels Meisterstück, der Tugend Wunderwerk,
Verhetzet seinen Neid und schärfet seine Waffen,
Das Wachsthum ihrer Macht und ihrer Länder Flor
Kommt ihm fast unerträglich vor." — —

Für eine solche Fürstin und gegen einen solchen Gegner — d. h. für das Recht gegen Ungerechtigkeit und Neid, wie ihm die Parteien erschienen — mußte er einen unmittelbaren Beistand des Himmels erwarten:

„Wir streiten zwar, doch, Herr, du mußt die Feinde schlagen!
So komm' und mache kund der dreisten Frevelei
Daß außer dir kein Gott auf dieser Erde sei!"

Als Beleg für die Verbindung dieser frommen Loyalität mit den knabenhaften Witzeleien eines kleinstädtischen politischen Kannegießers, führe ich nur eine Stelle aus der „Brandschatzung Berlins" an:

„Wie weit noch auf Berlin? so fragten die Croaten
Als sie kaum Böhmen recht betraten,
Ein seltner Andachtstrieb zog sie dahin.
Sie wollten kurzum zu Berlin
Den deutschen Kriegesgott in seinem Tempel ehren,
Und weiß nicht was von ihm begehren." *)
— — „Ihr lacht und Friedrich Wilhelm ras't; **)
Er wüthet, stampfet, knirscht und schnaubet:
Was? Feinde zu Berlin? Dieß hat er nie geglaubet!
Ihn schmerzt der unverhoffte Gast.

---

*) Auf die Brandschatzung Berlins den 16. Weinmonats 1757. — „Poet. Bilder" I. S. 38.

**) Auch an andern Stellen schildert er den Preußen-König als einen wilden unbezähmbaren Eroberer, fast als einen zweiten Attila: z. B. I. S. 5. „Als im August 1756 der Krieg zwischen Oestreich und Preußen ausbrach":

— „Nein! ruft der kühne Prinz, den Dampf und Hagel nähret,
Der sonst kein ander Recht als seinen Degen kennt,
Der Allen fürchterlich zu sein begehret,
Der fremder Fürsten Glück sein Unglück nennt. —
Was? Friede? ruft er — weit gefehlt" u. s. w.
— „Mit zweimal hundert tausend Preußen
Will ich den Erdenball aus seinen Angeln reißen!
So spricht der deutsche Mars in seines Eifers Hitze" u. s. w.

Nun kann er beim Aesopus lesen,
Wie jenem Hund zu Muth gewesen,
Der seinen Braten fallen ließ,
Und lieber in den Schatten biß.
So recht! wer sieht nicht hier der Vorsicht weisen Schluß,
Daß nun auch Brandenburg die Bürde fühlen muß,
Die jenem Staat bestimmet bleibet
Dem ein beglückter Feind Gesetze schreibet?" — —

Wahrhaft komisch ist zuweilen seine Anstrengung, sich in geistreicher Ironie zu versuchen *):

„Gewiß! man lernet täglich mehr.
Ich glaubte gänzlich bis anher,
Visiten gäbe man nur unter Freunden,
In friedlich lebenden Gemeinden,
In großen stark bewohnten Städten;
Wo viele sonsten nichts zu thuen hätten;
Nun aber bringt man mir die stärksten Proben her,
Daß auch die Feinde sich bestreben
Visiten wechselweis zu geben.
Gewiß! man lernet täglich mehr."

Aber doch hat Denis, so laut er die Ungerechtigkeit des Königs anklagt, noch mitten im Kriege Bewunderung übrig für den großen Feldherrn, für den Helden **):

„Ob Preußens Friederich ein großer Feldherr sei,
Kann nur ein blinder Haß in Zweifel setzen.
Man denke, was man will. Ich bin der Wahrheit treu;
Die lehrt mich Tugenden sogar am Feinde schätzen.
Er scheut kein Ungemach. Er liebt die Mäßigkeit.
Er sorget für sein Heer. Er kennet Ort und Zeit,
Im Zuge vogelschnell, im Angriff oft verwegen,
Im Weichen stäts geschickt, nach hart gefühlten Schlägen
Bald wieder fürchterlich, und mächtig ohne Reich,
Macht dieses Friedrichen nicht großen Helden gleich?
Doch weiß ich eine Kunst, an der es ihm gebricht,
Nach wiederholten Niederlagen
Auch einmal unsern Daun zu schlagen,
Nein! diese Kunst besitzt er nicht."

---

*) Auf die Unternehmungen im Winter 1760. — „Poet. B." I. 71.

**) Auf das Treffen bei Torgau im Winterm. 1760. — „Poet. Bilder" II. S. 23. Wien 1761.

Zweites Capitel.

Die politische Richtung der deutschen Literatur, die wir bis jetzt besprochen, hatte ihren wesentlichen Inhalt in der großen historischen Gestalt Friedrich's II, in seinen Kämpfen und Siegen wie in dem neuen Geiste, den er seinem Staat' und Volke einhauchte. Es lag also in der Natur der Dinge, es lag in den geschichtlich gegebenen Verhältnissen, welche Deutschland getrennt hatten, daß der politische Enthusiasmus in dem Kreise der eben genannten Dichter, Gleim, Kleist, Ramler, zunächst nicht als ein allgemein deutscher sich äußerte, sondern als ein specifisch preußischer. Denn erst das Uebergewicht der preußischen Waffen ließ den protestantischen Deutschen wieder frei aufathmen und endlich auf ein geachtetes politisches Dasein hoffen. Ohne einen mächtigen protestantischen Staat in Norddeutschland wäre das evangelische Deutschland entweder dem katholischen Oesterreich oder dem Auslande oder der elendesten inneren politischen Zerbröckelung und Verkrüppelung anheimgefallen. Von diesem Abgrunde hat Preußen uns gerettet; es war also ganz in der Ordnung — wenn anders deutscher Protestantismus und deutsche Freiheit sich immer zuletzt als gleichbedeutend bewähren müssen — daß jene Dichter eher an Preußen als an Deutschland und lieber an Friedrich den Großen als an den Kaiser dachten. — Der preußische Patriotismus jener Zeit war — mit einem Worte — zwar nicht in seinem Ausdrucke, wohl aber in seinem tiefsten Wesen ein deutscher, dem Wahlspruche gemäß: Ohne ein starkes Preußen kein starkes protestantisches Deutschland!

Dennoch war es unvermeidlich, daß in der damaligen politischen Zerrissenheit Deutschlands manche edle Gemüther durch den ausschließlich preußischen Patriotismus sich verletzt fühlten, zumal wenn dieser noch mit dem Anspruche auftrat: die allein tapfere und die allein aufgeklärte und intelligente Nation zu sein*), im Gegensatze zu

*) Wie sehr Berlin früher im Punkte der Bildung vor kleineren deutschen Städten zurückstand, beweist ein Wort des eifrigen Preußen Kleist (1752 aus Zürich): „Zürich ist wirklich ein unvergleichlicher Ort, nicht nur wegen seiner vortrefflichen Lage, die einzig in der Welt ist, sondern auch wegen der guten und aufgeweckten Menschen, die dort sind. Statt daß man in dem

den übrigen Deutschen, die, ihrer politischen Impotenz wegen, wie ein untergeordnetes plebeisches Geschlecht angesehen wurden. Die jämmerliche Rolle, welche die deutsche Reichsarmee im siebenjährigen Kriege gegen Friedrich spielte, hatte jener preußischen Ueberhebung gegen die übrigen Deutschen noch mehr Nahrung geben müssen. Ergieng sich ja selbst der später so eifrig deutsch gesinnte Gleim im „Siegeslied nach der Schlacht bei Roßbach" in einer spottenden Musterung der gesammten Reichsarmee, wobei jedem Contingente ein besonderer Hohn zuertheilt wird: dem Pfälzer, „der vor Schmerz nicht lief"; dem Trierer, „welcher guten Muth in langen Beinen fühlt"; dem Franken, „der erbärmlich schrie wie eine Katz' im Fang"; dem Bruchsaler, „der seinen Kopf in Weiberhaube stach"; dem Schweizer, „der gern laufen sah und lief; dem Schwaben, der mit einem Sprung in seiner Heimath war"; dem Paderborner, „der von kaltem Schrecken todt ankam"; dem Münstermann, „der kriechend schlich in dicker Finsterniß"; dem Cöllner, welcher rothes Blut verglich mit weißem Wein" u. s. w.

Es fehlte daher nicht an Dichtern, die im Angesichte der politischen Auflösung des alten Deutschlands doch am Glauben an deutsche Einheit festhielten und selbst durch den Glanz der preußischen Siege sich nicht verhindern ließen, einen Bürger- und Bruderkrieg, eine Zerfleischung Deutscher durch Deutsche darin zu sehen. Selbst Ramler, obwohl eifriger Preuße, erinnert klagend daran, daß die Fürsten „Deutschlands Bürger mit Deutschlands Bürgern zerfleischten" *); den kräftigsten Ausdruck fand aber dies vaterländische deutsch-nationale Gefühl in Uz.

Auch Uz ist zwar mit ganzer Seele für Friedrich's Sache und hofft auf seinen Sieg:

„Nicht immer wird das Glück den Schaaren Oestreichs lachen,
Bald, bald siegt wieder Preußens Held;
Der große Friederich wird schrecklicher erwachen,
Im waffenvollen Feld." — —
— — „Wir sahen Friedrich's Stadt bedroht von allen Seiten
Von Ueberschwemmungen der Wuth;

---

großen Berlin kaum drei bis vier Leute von Genie und Geschmack antrifft, findet man in dem keinen Zürich mehr als zwanzig und dreißig derselben. Es sind zwar nicht lauter Ramler, allein sie denken und fühlen doch alle, haben Genie, und sind dabei lustige und witzige Schelme." — E. Ch. v. Kleist sämmtl. W. 1840. I. 29.

*) C. W. Ramler's poet. Werke I. S. 56. „An die Könige." (1761)

Doch legte nicht ein Gott bei Roßbach und bei Leuthen
Die aufgeschwollne Fluth?“*)

Aber doch erklärt Uz ausdrücklich in der Ode „an Herrn Canonikus Gleim“: die Siege Friedrich's möge Kleist, „selbst mit Lorbeern bekränzt, in seine kühnre Leyer singen“; sein schüchtern Saitenspiel sträube sich hingegen wider kriegerisches Lob und traure über die Zwietracht:

„Die deutsche Muse soll nicht jauchzen, sondern klagen;
Denn Deutschland fühlt der Waffen Wuth!“

Erschütternd wird seine Klage über Deutschlands Zerrissenheit und Ohnmacht in der Ode: „das bedrängte Deutschland“:

„Wie lang zerfleischt mit eigner Hand
Germanien sein Eingeweide?
Besiegt ein unbesiegtes Land
Sich selbst und seinen Ruhm zu schlauer Feinde Freude?“

„Wo strömte nicht das deutsche Blut, und zwar meist zu Deutschlands Schande?“ kann er damals fragen, und er hatte das Entsetzliche, was Späterlebende mit ansehen mußten, doch nicht erlebt. „Wem — frägt er weiter — ist nicht Deutschland unterthan? Von zwanzig Heeren wimmelt es, und der Adler sieht zu in träger Ruh, entschlafen. Sind wir noch verwandt den Deutschen jener bessern Zeiten, welche die Knechtschaft mehr scheuten als den Tod?“

Die Ursache jenes politischen Verfalles seines deutschen Vaterlandes sucht Uz in der sittlichen Entnervung: „Vom Gifte weicher Sitten geschwächt — rief er im „bedrängten Deutschland“ aus — weihen wir uns kranker Wollust, und wollen die Enkel derer sein, die rauh doch furchtbarfrei für ihre Wälder stritten?“ In der Ode „an die Deutschen“ führt er diesen Gedanken noch weiter aus: die Größe der Väter erreiche man nicht durch Nachäffung ihrer Rauhigkeit; nicht auf ungeschlachten Sitten und nackter Armuth beruhe die Heldentugend jener Zeit:

„In Freundschaft Redlichkeit, und ehrner Muth im Streite,
Der jeden Tropfen Bluts dem Vaterlande weihte,
Und jener unbewegte Sinn,
Der taub zu niedrigem Gewinn,
Allein der Ehre Stimme kannte,
Für Vaterland und Ehre brannte.:

---

*) Uz, lyrische Gedichte. I. 226. „Das Schicksal.“

Das machte Deutschland groß; das eifert nachzuahmen!
So seid ihr deutscher Art, nicht bloß aus deutschem Saamen."

Aber schon unsre ganze Erziehung sei der Art, uns statt zu Männern, eher zu Sklaven zu bilden:

„O unsrer Schande Quell, Erziehung deutscher Jugend!
Wer pflanzt in ihre Brust Empfindungen der Tugend
Und Liebe für das Vaterland
Die unserm Hermann Lorbeer'n wand?
Wer bildet ihre jungen Seelen
Noch ehe sie das Laster wählen?

Man bildet nur den Leib! der Jüngling lernt gefallen,
Lernt freien Tanz und Spiel, in fremder Sprache lallen,
Und buhlen eh' er mannbar ist." — — — —

„Zur Ueppigkeit verwöhnt, wie kann er edel denken?
Wie soll er sich als Mann zur strengen Tugend lenken?
Und wird er seiner Pflicht getreu,
Im Schooße fauler Schwelgerei,
Nie mit erkauften Uebelthaten
Des Vaterlandes Wohl verrathen?"

Drittes Capitel.

Die politische Poesie jener Zeit zeigt uns aber außer den zwei bezeichneten Richtungen, dem Enthusiasmus für Friedrich's Siege und für Deutschlands Freiheit und Macht, noch eine dritte, die sich auch mit Deutschlands inneren Verhältnissen, nicht blos mit seiner Stellung gegen das Ausland beschäftigt. Es ist dies die entschiedenste Wendung gegen den französischen Hof-Despotismus, wie ihn im siebzehnten Jahrhundert Richelieu und Ludwig XIV geltend gemacht und zugleich mit französischer Sprache und Sitte nach Deutschland verpflanzt hatten. Kaum fieng die Nation wieder an sich zu fühlen, so erhob der gebildetste Theil derselben seine Stimme gegen ihn, und diese Stimme fand in der Poesie einen lauten Anklang. In der dichterischen Literatur kündigt sich jener erwachende Widerstand gegen politische Beknechtung, gegen absolutistische Willkür, gegen Entartung der Höfe und des von ihnen ausgehenden Geistes mit großem Nachdrucke und mit dem sichern Bewußtsein an: den edelsten und gerechtesten Gefühlen der Nation dadurch Worte zu leihen.

Diese dichterische Opposition wurzelte bei den Einen in einem strengen sittlichen Urtheile über das Rechtlose und das sittlich Verwerfliche im damaligen politischen Treiben; bei Andern gieng es mehr aus dem Widerwillen hervor, den ein unverdorbener Natursinn gegen die Steifheit und Unnatur höfischer Sitte und Etiquette fühlt, welche eher an Aranjuez und Versailles als an deutschen Fürstensinn, an ein nationales Königthum erinnerten. Oft verband sich jenes sittliche und dieses natürliche Gefühl in Einer Persönlichkeit, und that dann um so größere Wirkung.

Schon bei Haller haben wir, in alt-republikanischer Weise, diesen doppelten Zug seiner politischen Gesinnung nachgewiesen *); auch ihm

---

*) Für Haller's politische Ueberzeugung sind neben seinen Gedichten noch drei politische Romane die ausführlichsten Quellen. Im „Usong" (1771) wollte er — seiner eigenen Erklärung in der Vorrede zum Alfred 1773 zufolge — „einen Versuch machen, ob eine despotische Regierung nicht erträglicher werden könnte, wenn der Fürst ein solches Gleichgewicht in den verschiedenen Zweigen der Staatsverwaltung einführte, daß durch seine Diener Niemand leicht vergewältigt, und der Wahrheit zum Thron der Zugang offen gehalten werden könnte." Im Alfred wollte er die „gemäßigte Monarchie", im Fabius und Cato die Republik beschreiben.

In den Vorschriften, welche Usong, der Kaiser der Perser, seinem Nachfolger giebt (Usong, Seite 369 ff.) faßt Haller die wichtigsten Maximen politischer Weisheit für eine monarchische Regierung zusammen: „Fürchte nichts so sehr als deine eigene Macht; sie ist unumschränkt . . . Diese Macht ist nur alsdann ein Gut, wenn die Weisheit sie lenkt . . . Schränke dich selber ein! theile deine Macht mit den Gesetzen, mit den Feierlichkeiten, mit der Staatsverfassung; behalte nur so viel als, das allgemeine Beste zu bewirken, erfordert wird! . . . Beleuchte eine jede Forderung deines Willens, ehe sie zur That wird; verwirf sie, sobald du sie nicht deinem Volk bekennen darfst; sie ist deine Feindin. . . . Aber daß dein Reich wohl verwaltet werde, so mußt du selbst herrschen; liebe also die Arbeit; sie ist die Mutter der Ehre, und die Ehre zeugt die Sicherheit . . . Bezwinge dich, laß nicht den Unmuth dein Gesicht verstellen! . . . Berathschlage dich alle Tage mit den Häuptern der Staatsverwaltung; eine der Säulen des Reichs würde sinken, sobald du eine der Abtheilungen verabsäumtest . . . Hilf den Wissenschaften auch beim Volk auf; niemand ist aufrührerischer als Barbaren, und gesittete Völker lassen sich mit einer Schnur lenken, da bei jenen ein Gebiß nöthig ist . . . Halt aufs genauste Treu und Glauben; die Untreue kann zuweilen in einem Augenblick vortheilhaft sein, aber sie hinterläßt ein dauerhaftes Uebel. — Habe keinen Liebling! . . . Verändere die Verfassung von Persien nicht, auch bei den scheinbarsten Gründen, ohne den Rath aller vier Abtheilungen, und auch diesen laß dir geschrieben geben! . . . Ehre den

ist französische Hofsitte und Sklavensinn gleichbedeutend, wenn er z. B. in dem Gedichte „die verdorbenen Sitten" einen Schweizer schildert, der durch seine Buhlerei mit französischer Hoffarth den Sinn verloren habe für Recht und Sitte der besseren Heimath:

„Auch kein Heliodor, verliebt in Frankreichs Schein,
Der sich zur Schande zählt, daß er kein Sklav darf sein,
Mißkennt sein Vaterland, des Königs Bildniß spiegelt;
Was unsrer Ahnen Muth mit Carol's Blut versiegelt,
Die Freiheit hält vor Tand, verhöhnt den engen Staat,
Gesetze Bauern läßt, und schämet sich im Rath."

Aus Haller spricht die Catonische strafende furchtlose Gesinnung des republikanischen Patriziers, der vor Allem auf die sittlichen Lebensbedingungen des gesunden Staates dringt, und den Knechtssinn der Höflinge so weit von sich weist als die selbstsüchtige Wühlerei der Demagogen. — Ihm verwandt ist Gemmingen, in dessen Liedern noch der ungebeugte Sinn des alten deutschen Reichsadels, der stolze Unabhängigkeitsgeist eines Berlichingen athmet. In dem „moralichen Gedicht" „über die Zufriedenheit" schildert er das Verhalten des Weisen zu den öffentlichen Geschäften:

„Hat ihm der Vorsicht Hand ein Vaterland gegönnt
Das noch mit altem Geist den Schatz der Freiheit kennt,
Und dem Tyrannen nie die Tugend preisgegeben,
So schützt er es mit Blut, und heiligt ihm sein Leben.
Hat aber ihm sein Schluß dieß seltne Glück versagt,
Daß Stolz und Schmeichelei der Länder Stütze nagt,
Daß ein verderbter Hof vor seinem Götzen knieet:
So scheut er ihr Gewühl, verläßt sie, und entfliehet."

In dem Gedichte „Vorzüge der Unabhängigkeit" zeigt er an dem Beispiele Pope's noch ausführlicher, wie sehr er das rein menschliche Glück eines freien Daseins allen goldenen Fesseln der politischen Welt vorziehe, sobald diese die Aufopferung der Unabhängigkeit fordere. Männer von so selbständiger Gesinnung wie Gemmingen werden in Zeiten des Despotismus eben so unerschrocken den Höfen entgegentreten als sie

---

Gottesdienst; bleibe bei dem Glauben deines Ahnherrn; aber dulde alle andern Glaubensverwandten . . . Brauche die Geistlichen nicht zu weltlichen Geschäften; sie haben eine schwere Pflicht, die Ewigkeit ist ihr Geschäft; sie würden schlechte Geistliche werden, und enge Begriffe in der Verwaltung des Staats beibehalten." u. s. w. u. s. w.

in zur Anarchie neigenden Zeiten sich dem Parteigeiste und der Tyrannei der Massen widersetzen. Damals sah man in Deutschland vorzugsweise die erste von diesen Gefahren; man fühlte den Druck und die Willkür der autokratischen Dynastien und wendete sich gegen diese; so Gemmingen:

„Wer ruhig in sich selbst, mit Wenigem vergnügt
Nichts fürchtet und nichts hofft, vor keinem Götzen liegt,
Vor Fürsten nicht erbebt, vor keinem Priester heuchelt,
Und auch den Liebling haßt, wenn schon ein Reich ihm schmeichelt;
Wem Pracht zur Arbeit wird, wen kein Cordon erfreut,
Der kennt allein den Schatz der Unabhängigkeit.
Ihm winkt der Wighs umsonst, der Torris winkt vergebens,
Sein eignes Herz dient ihm zur Richtschnur seines Lebens,
Und klopft in gleicher Ruh, ob in der wilden Schlacht
Braun oder Friederich ein Land zur Wüste macht.
Zu stolz, das Laster auch im Purpur anzubeten,
Bleibt Epictet sein Held im Elend und in Ketten.
So war einst Popens Geist, der für den Hof zu groß
In einem stillen Thal sein edles Leben schloß."

Mit Vorliebe verweilt er bei dem Leben und der Thätigkeit des englischen Schriftstellers, in dem er die Verwirklichung des Ideals einer würdigen Unabhängigkeit und Wirksamkeit sieht:

„Beneidenswerther Geist, wie rühmlich war dein Loos,
Wie edel deine Wahl und dein Beruf wie groß:
Als Schutzgeist vom Verdienst, das Laster zu bekriegen,
Wenn schon ein Prinz es nützt, und Völker vor ihm liegen!
Der Tugend Genius todt, oder lebend sein
Und kein verruchtes Herz, Pair, Bischof oder Layn
Vom Staub bis auf den Thron, bis in Westmünsters Straßen,
Vom Satyr ungepeitscht in seine Gruft zu lassen.
Umsonst zerwühlt der Krieg dein väterliches Feld,
Nimmt das ererbte Haus, und giebt's wer ihm gefällt.
Kein Vorsaal wird dich seh'n zum Kriechen dich bequemen,
Um Pensionen fleh'n, und Gnadengelder nehmen,
Wenn von der Hoheit Glanz, vom Wink des Glücks verführt
Selbst Addison den Ruhm des Redlichen verliert."

Auch von J. G. Jacobi haben wir schon bemerkt, daß er Friedrich's Freisinn augenscheinlich auf Kosten andrer deutschen Höfe, im Gegensatze gegen ihr Treiben preist: *)

*) In der zweiten Cantate auf Friedrich. Werke III. S. 62 (1774).

„Hinter eine Wolke
Verbirgt sich nur die Tyrannei;
Aber Friedrich wandelt frei
Wie der Mittag unter seinem Volke,
Sieht im unsterblichen Lauf
Nicht die Sklaven an, die vor ihm sich neigen,
Legt kein ungerechtes Schweigen
Freigebornen Bürgern auf;
Und sollt aus Finsternissen herauf
Eine dunkle Rotte steigen,
Und dem niedrigen Verdacht
Im Arm des Pöbels erwacht
Lauter Flecken der Nacht
In königlichen Thaten zeigen:
So straft er die Verwegenheit
Nicht mit rächenden Flammen;
Zufrieden wenn Gerechtigkeit
Und Menschenhuld ihn nicht verdammen
Vor dem Stuhl der kommenden Zeit.“

Endlich müssen wir auch für diese politische Richtung der poetischen Literatur noch einmal auf Uz zurückkommen. Kriegsliebe und Eroberungssucht sind ihm Eigenschaften des Despoten zum Verderben des Volkes, wogegen er die Größe des Fürsten nur in einen volksbeglückenden Philanthropismus setzt, als ob es nur von dem menschenfreundlichen Sinne der Fürsten abhinge, allen Krieg zu vermeiden und einen tausendjährigen Frieden der Menschheit zu schenken! als ob nur Fürsten und nicht auch eben so gut Völker von Ruhmbegierde und Herrschsucht zu Kriegen fortgerissen würden! und als ob überhaupt die tiefste Quelle des Krieges je könnte verschüttet werden, ehe Sünde und Leidenschaft mit der Wurzel aus der Seele der Menschheit gerissen wären! Abgesehen von diesem Grundirrthum, den Uz mit der ganzen sentimentalen Humanitäts-Schule gemein hat, ist er ganz in seinem Rechte, wenn er die Interessen der niedergetretenen Völker gegen den Zerstörungsgeist dynastischer Erbfolgekriege und ruhmsüchtiger Eroberungen, denen kein höheres Princip zu Grunde liegt, mit edelm Muthe, mit christlichem Sinne laut vertritt:*)

„Seht! Eures Volkes Blut raucht strömend von der Erden!
Ach dieß betrogne Volk ergab
Sich unter euern Hirtenstab,
Geweidet, nicht gewürgt zu werden.

---

*) „An Herrn Canonicus Gleim.“ W. I. S. 204.

„Der Vater seines Lands, und blieb er auch verborgen
Ist nicht geringer als der Held.
Die Sorgen um das Glück der Welt
Sind wahre königliche Sorgen.

„Macht euer Land beglückt, anstatt es zu vergrößern;
Ermuntert mit verdientem Preis
Die scheue Wissenschaft, den Fleiß,
Und sucht die Sitten zu verbessern!

„Sucht ungebautes Land in Auen umzuschaffen;
Mit rächender Gerechtigkeit
Wacht für der Unschuld Sicherheit,
Und schützt sie mit gerechten Waffen!“

Im gleichen Sinne rechnet er in der Ode „Auf den Frieden“*) den „gekrönten Häuptern großer Staaten“ die erschlagenen Unterthanen vor, wenn sie stolz auf die eroberten Fahnen blicken wollen, und Schande statt Lorbeerkränzen wünscht er auf das Haupt dessen herab, der wieder den Frieden störe, der die Hungrigen nicht speise, nicht der Vater der Armen, der Beschützer des geplagten Landmannes sei. —

Die Ode „an die Freiheit“**) beweist es noch klarer, daß Uz jenem aufstrebenden Geschlechte deutscher Männer angehörte, die mit hochherziger Begeisterung für nationale und persönliche Freiheit die tiefste Ehrfurcht vor den sittlichen und religiösen Bedingungen alles höheren Menschensinnes verbanden, und die das Problem der versöhnten Ordnung und Freiheit in England gelöst glaubten. „Freiheit — so redet er sie an — „die unter königlicher Pracht, in Britanniens Gefilden, vom güldnen Thron, im Schoße stolzer Sicherheit gebeut!“ — Nicht die Entfesselung des niedern Menschen, der Frechheit und der wilden gierigen Lust, nicht die Loslassung der dämonischen Mächte, die in der Menschheit schlummern — nichts der Art erwartet er von der Freiheit, wohl aber — nach Art aller ideell gestimmten, von der Wirklichkeit abgestoßenen Menschen — hofft er von ihr die Entfernung aller Schranken, die den freien Flug der Seele niederhalten:

„Beseelt von deinem Feuer
Denkt jeder Bürger groß.
Die Muse flieht in deinen Schooß
Und ihre hochgestimmte Leyer
Tönt göttlichen Gesang,
Wie sonst am Tiberstrom erklang;

*) Werke I. S. 232.
**) Werke I. S. 206.

„Doch träg in dunkler Höhle
Liegt feige Sklaverei:
Sie lähmt im Joch der Tyrannei
Die kühnen Schwingen unsrer Seele:
Sie wischt erhab'ne Lust
Zum wahren Ruhm aus unsrer Brust.

„Sie hat des Menschen Leben
Und was ihm heilig heißt
Und seinen freigebornen Geist
Der frechen Willkühr preis gegeben,
Die unser Blut vergießt
Wie Wasser das am Wege fließt."

Das Bild des Vaterlandsfreundes, wie er sich den wahren Sohn der Freiheit denkt, führt er uns im „Patrioten" vor:

„Von allen Helden, die der Welt
Als ewige Gestirne glänzen,
Durch alle Gegenden bis an der Erde Gränzen
O Patriot! bist du mein Held:

„Der du von Menschen oft verkannt,
Dich ganz dem Vaterlande schenkest,
Nur seine Leiden fühlst, nur seine Größe denkest,
Und lebst und stirbst für's Vaterland!

„Umsonst sucht von der Tugend Bahn
Der Eigennutz dich zu verdrängen,
Und führet wider dich mit Jauchzen und Gesängen
Die lockende Verführung an."

Unschwer erkennt man auch bei Uz den Einfluß des antiken politischen Idealismus, wie er im vorigen Jahrhundert vor der französischen Revolution einen großen Theil der Gebildeten Europa's beherrschte; mit den bestehenden Zuständen zerfallen, hatte man sich aus Plutarch und Livius ein Ideal von Heroismus und Patriotismus herausgelesen, ein Eldorado großherziger, unbefleckter Römerseelen, das man mit tiefer Verachtung der prosaischen egoistischen Mitwelt entgegen hielt. Dieser Durst nach größeren Menschen, nach begeisternden Thaten, nach einem Staatsleben, in welchem das menschliche Herz sich nicht mehr fremd fühlte — wird von Uz tief empfunden, wie auch nach ihm von Unzähligen, deren ungestillte Sehnsucht in Verbitterung oder Verkümmerung umschlug. — Die Summe seiner politischen Lehren faßt Uz in die Worte:

„Erhoben durch die Patrioten
Fiel mein geliebtes Rom, als allen Bürgerrotten
Ein patriotisch Herz gebrach:

„Daß dieser Fall der großen Stadt
Die sicher stolzen Völker lehre:
Der größte Staat sei schwach, der ungezählte Heere
Doch keine Patrioten hat.“

Wenn Uz die welterschütternde politische Katastrophe am Schlusse seines Jahrhunderts, die er noch erlebte, recht verstand, so hat er mit tiefem Schmerze lernen müssen, daß nach dem Falle der alten Schranken und Hemmungen nicht immer die Edelsten und Besten nun sofort der gewonnenen Freiheit froh werden; er hat vielleicht, wie noch viele ihm Gleichgesinnte, eine niederdrückende Enttäuschung bestehen, und die Erfüllung seiner Hoffnungen weit zurückschieben müssen.

Doch sind uns aus dieser letzten Zeit seines Lebens keine Aeußerungen von ihm bekannt, die diese Vermuthung belegen. Eben so wenig wissen wir, wie Ramler (starb 1798) diese letzten Zeiten und den (seit 1792) verdunkelten Ruhm der preußischen Waffen sich deutete. Andre wie Haller, Gemmingen und Kleist starben vor der Entwickelung des gewaltigen Trauerspiels; nur von einem Sänger Friedrich's, vom „alten Gleim,“ wissen wir aus reichlich vorhandenen literarischen Urkunden, wie der plötzlich hereinbrechende Orkan auf sein Gemüth wirkte, und wie er sich dazu verhielt.

So lange als er noch auf Preußens Heer seine größte Hoffnung für die Freiheit Deutschlands setzte, ermüdete er nicht, im Tone des alten Grenadiers Kriegslieder zu schreiben. Als der Freiherr von der Reck ihn aufforderte: „durch tüchtige Lieder das kriegerische Feuer und den Nationalstolz in der ländlichen Jugend zu verbreiten,“ entstanden seine Soldatenlieder (1787), von denen er hoffte,*) „daß sie den Soldaten „moralisch und patriotisch besser machen und dadurch des theuersten Lan„desvaters allergnädigsten Beifall sich erwerben mögen.“ — Bei diesem Anlasse spricht Gleim gegen Wieland sein politisches Glaubensbekenntniß aus,**) worin das, was man jetzt altpreußische Gesinnung nennt,

*) In einer Zuschrift an den König Friedrich Wilhelm II. — Gleim's Leben S. 255.

**) Auch sonst bekennt er sich überall zu dem Grundsatze: „Patrioten müssen Unzufriedenheit im Staate nicht entstehen machen, und entstandene nicht vermehren!“ — An den demokratisch gesinnten Ebert schrieb er (1793): „Wir können unter'm Schutze der Gesetze so still, so ruhig bei unsern Musen

seinen treusten Ausdruck findet: „Der alte Grenadier ist eingenommen „für seine Monarchie, für seinen König, für seine Landesverfassung! „Die Gesetze, nicht der König regieren in seinem Vaterlande; der König „selbst erkennt die Gesetze für die Schranken seiner Macht, und jeder Bür- „ger seines Staats ist unter ihrem Schutz so frei, so sicher wie der König; „daher die Liebe zu meinem Vaterlande! — — — — — — Unsere Sol- „daten singen sie (meine Lieder), statt sonst gewohnter ungesitteter Lie- „der, auf ihren Märschen; unsere Soldaten jetzt mit aufgehobenem „Schwerdte die Friedensstifter Europa's. Können Sie's dem alten „Mann, der, so alt er ist, an diesem Verdienst um die Menschheit „auch noch gerne Antheil hätte, können Sie's dem verdenken, daß er „zur Bezwingung der Feinde des edeln Friedens, durch seine Lieder ein „Kleines, Unmerkliches beitragen will?" —

In diesem Geiste läßt er seine preußischen Krieger „das Lied von der Freiheit" anstimmen: *)

„Ich bin ein Preuße! Preuße sein
Ist sein: Ein freier Mann,
Der seiner Freiheit sich erfreu'n
In allen Ständen kann!

„In allen Ständen gilt Gesetz!
Wer nach Gesetzen lebt,
Zieht all' die Freiheit in sein Netz
Die Herz und Geist erhebt!"

Es hieß aber der Einsicht eines einfachen Soldaten vieles zutrauen, wenn Gleim ihn die Kriegszucht besingen ließ, die damals im Vergleich mit der jetzt in Preußen bestehenden eine *eiserne* war:

„Ich ein Soldat, ich freue mich
Der edlen Kriegeszucht!
Sie macht mich stark, mit ihr schlag' ich
Den Feind wohl in die Flucht."

Man sieht, Gleim's treugemeinte Verse sind gereimte Reden eines redlichen ehrenfesten Vaterlandsfreundes; Funken wahrer Poesie sprühen

---

und unsern Weibern sitzen; können, wenn wir den Gesetzen der Gesellschaft nicht zu nahe treten, so frei sein wie die Vögel in der Luft! Was wollen wir mehr?" Vergl. Gleim's Leben S. 261. — Diese etwas spießbürgerliche Behäbigkeit war allerdings nicht die rechte Sprache, um einen von den Gedanken der französischen Revolution berauschten Mann umzustimmen.

*) Soldatenlieder. — Gleim's Werke IV. S. 215.

nur an einzelnen Stellen auf, z. B. wo er den schnellen sanften Tod auf dem Schlachtfelde preist: *)

— — — — — — — — „Wir sind vergnügt!
Der Tod hat seinen Sitz
Auf einer Kugel, welche fliegt
Geschwinder wie der Blitz.

„Fliegt er auf uns, so gehn wir mit
Und haben keine Qual;
Zu bösem tiefen Messerschnitt
Kommt's selten nur einmal!"

Drei Jahre später (1790) gab er die preußischen Marschlieder heraus:

„Krieg ist mein Lied, weil Friede nicht
Des Feindes Sache war,
Krieg ist beschlossen, Krieg ist Pflicht
Das Land ist in Gefahr!" **)

„Die neuen Römer" — schrieb er damals an Franz von Kleist — „müssen wie die alten geschlagen werden, oder es ist seines Thrones kein deutscher Fürst, und seiner Rasenbank kein Hüttner werth." Alle Tugenden des vaterländisch gesinnten Bürgers und des tapfern Kriegers möchte er gegen die Gefahr aufrufen:

„Erwach! o Preuße Patriot,
Der Siegestag bricht an,
Die feige Memme scheut den Tod
Und nicht der brave Mann!

„Unsterblichkeit der Seele schwebt
Vor jedes Helden Blick!
Und wer zu Gott sein Herz erhebt
Schickt sich in sein Geschick!" ***)

Rührend ist es, wie der Greis fortwährend an ein großes nationales Gemeingefühl glaubt, es im Namen deutscher Freiheit aufruft und immer wieder herausfordert, und doch immer nur das Echo seiner Stimme in der Wüste vernimmt:

„Wenn eine Macht zu mächtig wird
Und zeigt zu stolzen Muth:
Dann sorge jeder Völkerhirt
Und wach' auf seiner Hut!

*) „Das Lied von der Furcht vor'm Tode." — W. IV. 238.
**) Werke IV. S. 161.
***) Werke IV. S. 182.

„Dann glaub' er, daß gefährlicher
Als solche Macht nichts ist!
Sie wird ein Wolf, der weit umher
Die Völkerhirten frißt!"

Nur vor Selbstüberhebung warnt er seine Landsleute, wohl nicht ohne Veranlassung, auf das ernstlichste; er warnt vor jenem bloßen Vertrauen auf militairische Bravour und ehemalige Siege:*)

„Wir alte Preußen streichen noch
Den Schnurbart wie vor vierzig Jahren,
Als wir des Vaterlandes Schutz
Bei Roßbach und bei Lissa waren! — — —
— — Und seiner Thaten rühmte sich
In beiden Schlachten auch nicht Einer!
„„Gott half uns siegen, Gott sei Dank!""
Sprach Oberster und sprach Gemeiner."

Aber so wenig als der politische Gemeinsinn der Nation, entsprach der Gang der diplomatischen Verhandlungen seinen Hoffnungen:

„Weh' uns! Der Römer spricht uns Hohn,
Uns, uns! an unserm Rhein!
Wir sollen eine Nation
Er will es, nicht mehr sein!" **)

Er will, im gerechten deutschen Selbstgefühle nicht ein Sandkorn deutscher Erde an die Fremden abtreten lassen:

„Auf dann die Waffen in der Hand
Zu haben Ruhm und Sieg!
Vom Reiche nicht ein Körnchen Sand
Sonst ewig, ewig Krieg!"

Und nur wenige Jahre, nachdem dies Wort gesprochen war, überlieferte man das linke Rheinufer dem französischen übermüthigen Sieger! — Gleim war von einem vollkommen richtigen politischen Instinkte geleitet, wenn er zur Bekämpfung Frankreichs die unauflösliche Verbindung Preußens und Oestreichs wünschte, also den preußischen Separat-Frieden von 1795 mißbilligte:

„Ich kann des Friedens mich nicht freun,
Ich bin ein deutscher Mann!

---

*) „Der alte Preuße." 1797. Werke IV. S. 266.

**) „Die letzten Kriegslieder des Grenadiers." 3. (1798.) Werke IV. S. 268.

Warum wird nicht die Frage sein;
Es freue sich, wer kann!

„Ich kann nicht, kann nicht weil Verstand
Bezwungen ward von List,
Und weil den Tod fürs Vaterland
Kein Fürst gestorben ist;

„Und weil die deutsche Ritterschaft
Nicht was sie sollte, that“ u. s. w. *)

Aber hierin wie in seinen meisten politischen Ermahnungen und Voraussagungen hatte er ein Kassandra-Loos; man glaubte ihm erst, als vieljährige mit Blut und Leiden erkaufte Erfahrungen endlich den Völkern und den Fürsten die Augen geöffnet hatten. — Die Hoffnung, daß eine bessere Zeit nicht für immer ausbleiben könne, lebte immer von neuem in dem greisen Sänger auf:

„Wir werden, was wir waren, werden:
Auf ewig sind wir nicht des Himmels und der Erden
Spektakel! — Nein
Wir werden wieder Brüder
Und eh' wirs uns versehen, wieder
Die fest vereinten Deutschen sein!“ **)

In Gleim's politischer Gesinnung müssen wir drei charakteristische Merkmale ehrend hervorheben, die auch uns Nachgebornen als Erkennungszeichen eines gesunden nationalen Sinnes vorleuchten sollten:

Im Angesichte der französischen Revolution ließ er sich nicht durch Modeworte, nicht durch betäubende Redensarten den ernsten Gesichtspunkt verrücken, der vor Allem nach den Früchten fragte und die Steine die man ihm bot, nicht sogleich für Brot annehmen wollte. Er glaubt schon im November 1789 in der Nationalversammlung statt Eines Despoten zwölfhundert zu sehen, ***) und sagt den Franzosen eine Wanderung „durch langes Dorngebüsch in's Land der Sklaverei“ voraus (October 1790). Lafayette'n will er (December 1791) nicht loben, weil er „den Karren so tief in den Morast geschoben, ohne ihn wieder

---

*) Vater Gleim's Zeitgedichte von 1789 — 1803. Erste Originalausgabe von Körte. 1841. — Sämmtl. Werke VIII.

**) Zeitgedichte S. 135. „Als Ehrenbreitstein den Franzosen von unsrer deutschen Uneinigkeit übergeben worden war“ (im Februar 1799).

***) Zeitgedichte S. 14.

herauszuziehn." Und als das Jahr 1793 ihm in Frankreich den Sieg der Schreckensherrschaft zeigte, will er nicht mehr von Menschenrechten, sondern von Menschenpflichten hören; „Menschen, die von Gottes Gnaden uns gegeben seien, könnten uns allein vor einem Zustande beschützen, wo der Stärkere zu unserm Schaden sein Menschenrecht d. h. sein Faustrecht übe."*) Man werde es, meint er, noch erleben, daß am Ende die Franzosen selbst noch um einen König bitten müßten. Ja, er wagt (December 1792) die kühne, erst zweiundzwanzig Jahre später erfüllte Prophezeiung: „daß die Deutschen noch in Paris selbst nachsehn würden, was für Früchte die Freiheitsbäume getragen."**) 1798 erwiedert er den Franzosen, die den Rhein zur Grenze haben wollten: dann möge die deutsche Grenze an der Seine sein. — Wir wollen von dem biedern Greise nicht verlangen, daß er die universale Bedeutung der französischen Umwälzung schon hätte begreifen und überschauen sollen; er hielt sich an das Nächste, an die verbrecherische und heuchlerische Seite jener großartigen Welttragödie, und bestand unveränderlich auf der Wahrheit: daß die rechte Freiheit nicht gedeihe in einem mit Verbrechen gedüngten Boden.***)

Das Zweite, was wir an ihm rühmen wollten, ist die unerschütterliche Reinheit des Nationalgeistes, der auch gegen die drückendsten politischen und socialen Beschwerden jede fremde Hülfe, jede Verbindung mit dem Auslande verschmäht, weil er weiß, daß jedes Hereinziehen der Fremden in einheimische Angelegenheiten unsrer nationalen Würde mit dem Todesstoße droht.

Der dritte Zug, der Gleim's politische Gesinnung uns so achtungswerth erscheinen läßt, wurde oben schon angedeutet. Es ist die Unüberwindlichkeit seiner Hoffnung für Deutschlands höhere Zukunft; auf sittlichem Gebiete, also auch auf dem politischen, ist Hoffnung eine Tugend; denn sie trägt Kräfte des Lebens und des Muthes in sich,

---

*) Zeitgedichte S. 24.

**) Zeitgedichte S. 104.

***) In jüngster Zeit hat man diese Gleim'schen Zeitgedichte als „Cruditäten des Alters" bezeichnet, und dem Herausgeber (Körte) es als Taktlosigkeit vorgeworfen, daß er mit Wärme und Liebe „diese verlegenen Papiere an den Mann gebracht." — Wer seine politische Gesinnung nicht in einigen Compendien und Zeitschriften geschöpft, sondern im Angesichte der Geschichte und des Lebens sich gebildet hat: dem können dergleichen hochmüthige Abfertigungen keinen Augenblick imponiren.

welche in den trübsten Tagen das Gemüth vor Verdüsterung und Verkümmerung bewahren.

Mag er auch einen Götz von Berlichingen zurückwünschen (1791) der mit seiner Hand von Eisen „unsre Fürsten und Weisen züchtigte," weil sie Alle den Wälschen oder Britten anhangen; mag er zuweilen lebensmüde sich aus der wirren Zeit wegsehnen (1800):

„Hätt' ich meine Muse nicht
Ach, so wär' ich zu beklagen!
All' den Jammer dieser Zeit,
Allen hätt' ich nicht ertragen." *)

mochte er (1795) einmal im Hinblick auf Polen für Deutschland zittern:

„Ach, über's Jahr wohl schon ist, ach! Teutonia,
Was du bist, du, Polonia." **)

dennoch rafft er sich immer wieder zu der Hoffnung auf, die den Klüglingen lächerlich sein mußte:

„Wir wollen schweigen, aber hoffen:
Das Volk, so schwer getroffen,
In Feindes Augen jetzt so klein,
Werd' einst ein großes wieder sein!"

In der Uebergangsperiode von Haller bis Klopstock und Lessing haben wir nun die Grundrichtungen kennen gelernt, aus denen das gebildete Bewußtsein der Nation sich erneuerte, und aus welchen die Empfänglichkeit und Möglichkeit für unsre klassische Literatur sich herანbildete.

Wir sahen, wie schon damals in unsrer Literatur die beiden Lebensauffassungen sich geltend machten, welche im Großen die Menschheit trennen und in jeder Brust um den Vorrang kämpfen: hier der tiefe sittliche Sinn, der den heiligen Ernst des Lebens faßt, und auf Entsagung und Selbstbeherrschung dringt; dort der leichtere naturalistische Sinn, der im flüchtigen Genusse, im heiteren Ergreifen des Augenblicks den Werth des Daseins sucht. Hier das vorwaltende Bedürfniß: sich im Denken und Thun in Uebereinstimmung zu wissen mit der Lehre und dem Gebot göttlicher Offenbarung; dort dagegen die

*) „Das Hüttchen." Sämmtl. Werke VII. S. 257. „Meine Muse."
**) Zeitgedichte S. 118.

sichere Voraussetzung, daß die Stimme der Sinne und des Herzens schon an und für sich eine unabweisbare Berechtigung in sich trage, und daß die Gottheit zu jedem vernehmbar aus der Natur spreche.

Beide Lebensrichtungen haben in der bis jetzt behandelten Periode weder ihr schärfstes klarstes Bewußtsein noch ihren höchsten Ausdruck gefunden; bis dies möglich wurde, mußte die poetische Cultur und die philosophische Entwicklung noch einen großen Schritt vorwärts thun.

Haller und Gellert bilden, ihrem innern Wesen nach, einen ähnlichen Gegensatz zu Hagedorn und Gleim, wie nachher Klopstock zu Wieland, in denen sich jene beiden entgegengesetzten Lebensansichten noch einmal concentrirt darstellten. — Der Ernst und Tiefsinn eines Haller's, die zarte Gewissenhaftigkeit eines Gellert giengen zuweilen in Schwermuth und Hypochondrie über, wie der Schwung eines Klopstock's und seiner Nachahmer nicht selten in Verstiegenheit und Ueberschwenglichkeit sich verloren. Dagegen sahen wir bei Uz und Gleim einen ungelösten innern Widerspruch ihrer epikuräischen und religiösen Dichtungen, den zuerst Hagedorn und nach ihm, mit viel weniger Zurückhaltung, Wieland mehr übersprangen als überwanden, indem sie einem weltmännischen skeptischen Epikuräismus als dem Höchsten aller Lebensweisheit huldigten.

Etwas wahrhaft Höheres als Stoicismus und Epikuräismus, eine Vereinigung und Steigerung der darin verhüllten Wahrheiten ohne die sie begleitenden Verirrungen — wird der gewinnen, dem das Christenthum in seiner tiefsten universellsten Bedeutung aufgegangen ist, als die herrlichste Erfüllung der höchsten Poesie und als die ewige Macht des ethischen Lebens auf allen seinen Stufen.

Zweites Buch.

Die gleichzeitige Entwickelung des christlichen und des antiken Princips. Die Neubelebung des Christenthums, des Humanismus und des Naturalismus in der deutschen Literatur.

Erster Abschnitt.

Die Erneuerung des christlichen Princips durch Klopstock und Hamann.

Die beiden größten Epochen in der neueren Geschichte des deutschen Geistes, das Reformations-Zeitalter und die Zeiten seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts, haben den gemeinsamen Charakterzug, daß sich in ihnen gleichzeitig die Wiedererweckung des biblischen und des klassischen Alterthums vollzog, ein neues Verständniß und ein reformatorisches Geltendmachen hier der christlich-biblischen, dort der antik-humanistischen Ideen. Bald geheim und offen verbündet, bald sich gegenseitig verkennend oder auch heftig befeindend und um den Vorrang kämpfend, bald zu einer oft heuchlerischen, oft erzwungenen Neutralität angewiesen — immer bildet das gleichzeitige Auftreten und das wechselnde Verhältniß beider Richtungen eins der wesentlichsten Momente unsrer Entwickelung.

Daß Luther und Erasmus Zeitgenossen waren, ist uns eben so wenig ein Zufall als daß zugleich mit Klopstock und Hamann auch Winckelmann und Lessing auftraten.

Zuerst wenden wir uns nun zu der Erneuerung einer christlichen Poesie in Klopstock, einer christlichen Philosophie in Hamann.

Klopstock.

(1724 — 1803.)

Klopstock's Blüthezeit fällt in die beiden Jahrzehnte zwischen 1750 und 1770, wo er als Erneuerer einer christlichen deutschen Poesie, beinahe als dichterischer Reformator gefeiert wurde. Es mußte auf der Bildungsstufe und in der Anschauungsweise jener Zeit Epoche machen, wenn die Religion nicht blos als Dogma (als Lehrsystem), sondern zugleich als Poesie gefaßt und verherrlicht wurde; sie hörte dann auf nur einseitig und verstandesmäßig (wenn auch von einem Verstande, der sich dem Glauben unterworfen hatte) behandelt zu werden; Gefühl und Phantasie — diese Grund-Elemente aller wahren Poesie — traten nun wieder in ihre ursprünglichen Rechte auf dem religiösen Gebiete ein.

Schon als Jüngling in Schul-Pforta hatte er den Plan zu seinem Messias, dem ersten großen Epos der neuen deutschen Literatur, beinahe vollendet. Er selbst erzählt: *) er habe sich damals in diesen Plan so vertieft, daß die Stelle vom Anfange des neunzehnten Gesanges bis zu dem Verse, der mit „um Gnade" endigt, ein Traum gewesen, der wahrscheinlich durch sein anhaltendes Nachdenken entstanden sei. **) Er stand in seinem vierundzwanzigsten Jahre, als die drei ersten Gesänge der Messiade erschienen (1748). Zwei Jahrhunderte nach

---

*) In einem Briefe an Heimbach vom 20. März 1800. In Klopstock's sämmtl. Werken, ergänzt von Schmidlin I. S. 408.

**) Die Stelle beschreibt die Fürbitte der Eva für ihre Nachkommen, nach der Auferstehung:

„Einen Anblick des ernsten Gerichts verhüllte der Menschen
„Vater durch Schweigen. Er sah, in der Mitte des großen gedrängten
„Unabsehlichen Heers der auferstandenen Todten,
„Eva auf einem Hügel stehn, und mit fliegenden Haaren,
„Ausgebreiteten Armen, mit glühender Wange, mit vollen
„Innigen Tönen der Mutterstimme, wie nie noch ein Mensch sie
„Oder ein Engel vernahm, um Gnade, — sie lächelte weinend, —
„Flehn für die Kinder, um Gnad' empor zu dem Richter, um Gnade!"

„Wäre ich Maler gewesen" — setzt Klopstock im obigen Briefe an Heimbach hinzu — „so hätte ich mein halbes Leben damit zugebracht, Eva, die äußerst „schön und erhaben war, so zu bilden wie ich sie sah."

Luther's Tode, an der Schwelle einer neuen Zeit und Bildung, gründete ein deutscher Dichter-Jüngling eins der ehrwürdigsten Denkmäler reiner christlicher Begeisterung.

Die erste Hälfte des Gedichtes erschien zwischen 1748 bis 1756, die zweite 1769 und 1770. Deutschland sah also die Erstlinge der Messiade ein Jahr vor Goethe's (1749) und elf Jahre vor Schiller's Geburt (1759). Klopstock's Werk war vollendet (1770), vier Jahre ehe Goethe's Werther und elf Jahre, ehe Schiller's Räuber erschienen. Damals war er die höchste Autorität, sein Name der glänzendste, seine Wirkung die mächtigste; 1750 ehrte man ihn bei seiner Anwesenheit in Zürich als den Genius einer geistigern veredelten Religiosität,*) und

---

*) Es war kaum eine Uebertreibung, wenn Schmidt, Klopstock's Jugendfreund, damals aus Langensalza an Gleim schrieb: „Mädchen und Alles sieht „ihn (Klopstock) dort (in Zürich) für einen vom Himmel gesandten Propheten „an, und er hat dort so viel Ansehn als Mahomed in Medina." — Klopstock hatte nämlich erzählt, wie eine junge Zürcherin, Demoiselle Schinz, während einer Fahrt auf dem Zürcher See (13. August 1750) ihm selbst erklärt habe: „er solle bedenken, wie hoch Derjenige von ihr geschätzt werden müßte, der „sie zuerst gelehrt habe, sich würdigere Vorstellungen von Gott zu „machen." — Aehnliche Aeußerungen lassen sich aus jener Zeit in Menge nachweisen: „Sie, Wunder in unsern Augen, Zeuge der Macht der Religion!" ruft ihm die Schmidt aus Hamburg zu (1759). — „Gott sei überhaupt gelobt (schreibt seine Schwägerin Dimpfel), daß er mich mit Klopstock, der eins seiner heiligen Werkzeuge ist, bekannt gemacht! Welch ein Segen für mich und meine Kinder!" — Auch sein Vater sah in ihm den berufenen Religionslehrer der deutschen Nation: „Mein Sohn (so schreibt er aus Quedlinburg 6. September 1750) hat noch gar schwere Materien in seinem Werke zurück, und er muß in der Zukunft entweder sein Gewissen verletzen oder frei öffentlich ohne Menschenfurcht sagen: wie entsetzlich groß das Verbrechen sei, den absolut nothwendigen Mittler nicht ehren und nicht verstehen zu wollen, wie dieser Unverstand, diese Blindheit unausbleiblich die allertraurigsten Folgen haben müßte; wie die Verächter auch mit aller Widerspenstigkeit gar nichts ausrichten könnten .... Wie viele Menschen aber sind nicht, die von dieser allerwichtigsten Sache nur noch kindische und läppische Vorstellungen nähren!" — So schrieb ihm eine Ungenannte (Selina): „Ich dankte Dem, der den Blumen Farbe und Geruch, Ihnen Harfe und Gesang gegeben hat, und freute mich des großen Gebers und segnete den heiligen Sänger, der mich so oft auf den Flügeln seiner Begeisterung dem Himmel näher gebracht hat. Und das thun so Viele, und werden noch Tausende nach uns thun. Drum Heil dir daß du geboren bist!" — „O, was für ein außerordentlich begnadigter Mann ist Klopstock unter Wenigen!" ruft sein Freund Funk aus. „Hohe Gedanken und erhabene Empfindungen hat Gott in Ihre Seele gelegt, um Andere damit glücklich zu machen!"

noch Jahre nachher konnte ihm Funk als Beweis für die allgemeine Wirkung der Messiade schreiben: „Habe ich Ihnen schon erzählt, daß eine alte Bergmannsfrau in Freiberg, die Ihren Messias so gut als ich verstand und fühlte, als sie sah daß sie nicht über drei Monate mehr leben würde und hörte, es wären noch zween neue Gesänge unter der Presse, sich nur noch so lange zu leben wünschte, bis sie selbige erst hätte vorlesen hören. Sie ward ihres Wunsches gewährt, und sie hatte selbige in dem letzten Monate ihres Lebens beständig auf ihrem Bette liegen."

Klopstock war wieder der Erste, der kraft seiner persönlichen Würde und religiösen Weihe die Dichtkunst zu seinem einzigen Lebensberuf machen durfte; während Haller, Gellert und Andere ihr nur einen kleinen Theil ihrer Zeit neben andern Arbeiten und Aufgaben widmen wollten.

Dieser ausschließliche Beruf zur Poesie wurde von einzelnen Fürsten durch Pensionen und von dem gebildeten Theile der ganzen Nation durch Subscription zu seinen Schriften anerkannt und möglich gemacht. Ja, noch ehe der König von Dänemark durch seine Minister Bernstorff und Moltke sich hatte bestimmen lassen, dem Dichter der Messiade ein Jahrgehalt auszusetzen, hatte ein schweizerischer Kaufmann (Rahn in Zürich) ihm eine unabhängige Stellung durch eine müheloſe Theilnahme an seinem Geschäfte angeboten.*)

Es ist ein bedeutungsvolles Zeugniß für unsre neue Literatur, daß ihre erste große Schöpfung eine religiöse war, wie zur Weihe ihrer großen Bestimmung, ein Werk, aus der gehobensten Stimmung des menschlichen Gemüthes entsprungen, — die dichterische Verkündigung des Höchsten, was Deutschland, was die Menschheit kennt.

Als die Messiade erschien, blühten in Frankreich Voltaire, Helvetius, Rousseau. Während dort der Frost eines selbstbewußten, sich frech anpreisenden Egoismus die Herzen verkrüppelte; während eine arme, ewig hungernde Genußsucht sich als das höchste und einzige Gut

*) „Dieser wahrhaft edelmüthige junge Mensch will, daß ich sein Glück mit ihm theilen soll, ohne einen andern Antheil an den Geschäften der Handlung zu haben, als daß ich mich zuweilen über seine Erfindungen und über die allgemeinen Geschäfte der Handlung mit ihm unterrede, wozu man nur einen hellen Kopf und Herz genug sich zur rechten Zeit glücklich zu entschließen gebraucht." Klopstock an Fanny Schmidt 10. September 1750.

ankündigte; während den Besseren höchstens eine Natur-Verehrung blieb, die wohl ein edleres Bedürfniß nähren konnte, aber mit aller Wirklichkeit in Widerspruch gerieth, ohne im eigenen Innern oder in der Welt das Bessere zu begründen — in derselben Zeit wählte die deutsche Dichtung zu ihrem Gegenstande: die höchste That göttlicher Liebe. — Welche Contraste! statt jener Selbstsucht die reinste Selbstopferung, die Verherrlichung des Leidens und Schmerzes; dort Menschen-Verachtung, hier der Glaube an eine göttliche Zukunft der Menschheit und des Einzelnen; endlich statt jener Natur-Anbetung, die Erhebung zu dem unsichtbaren Urquelle der Natur. — Stärker als in diesen beiden Namen: Voltaire und Klopstock ließen sich die Schattenseiten der damaligen französischen und die Lichtseiten der deutschen Literatur und Art nicht ausdrücken; und war es ein Zufall, daß Voltaire damals der beliebteste Schriftsteller der Franzosen, Klopstock der verehrteste der Deutschen werden konnte? —

Schwerlich wird sich ein höherer Gesichtspunkt für die Anerkennung der Messiade finden lassen als unsre Annahme: sie bezeichne den Wahlspruch der eben sich erneuernden Literatur für das Erhabenste, was die Geschichte kennt; eine unvertilgbare Richtung der höheren Menschheit habe sich würdig in ihr geoffenbart. Diese historische Ehre der Messiade erkennen wir heute noch so lebhaft an, als es nur immer die Zeitgenossen thun konnten, ohne daß wir uns noch denselben Genuß, dieselbe Anregung von ihr versprechen wie jene Zeit.

In den beiden letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts nahm die allgemeine literarische Wirkung der Messiade hauptsächlich aus zwei Gründen ab: wegen Inhalt und Form. Die religiöse Ueberzeugung war bei den Stimmführern der Literatur und bei einem großen Theil des Publikums nicht mehr die in der Messiade vorherrschende; das Christenthum, in seiner Geschichte bezweifelt, in seinen Ideen verkannt verlassen beschnitten, wurde nur noch als eine von ihrem innern Lebensgrunde abgelöste Moral hier geehrt, dort geduldet. Andre ließen sich durch die harte, gezwungene Form des Gedichtes abschrecken, zu einer Zeit, wo jüngere Dichter das glühendste Leben in eine ungleich vollendetere, durchsichtigere Form hauchten.

Wenn nun auch in der Gegenwart der Messiade noch immer keine erhöhte Theilnahme geschenkt worden ist, so wäre es doch ungerecht, dies allein der Gleichgültigkeit gegen den Inhalt des Gedichtes zuzuschreiben; der Erklärungsgrund liegt anderswo: zunächst wohl in der religiösen Auffassungsweise, welche der Messiade zum Grunde liegt.

Die Religion oder ihre reinste Erscheinung: das Christenthum, ist im innern Wesen, in der ewigen darin sich offenbarenden Wahrheit, unveränderlich; unsere Auffassung und Aneignung ist dagegen nothwendig eine mannigfaltige. Von übersinnlichen Gegenständen denken niemals auch nur zwei Personen völlig dasselbe, wenn sie auch denselben Glaubenssatz in gleichlautenden Worten ohne inneren Vorbehalt aussprechen. Für den inneren Gehalt der Religion sind unsre Begriffe insgesammt zu enge, unzureichend; alles Geistige wird durch Worte und Begriffe angedeutet, nicht ausgesprochen. In diesem Sinne reden wir von verschiedenen Auffassungen des Christenthums; überall weiß die Macht seines ewigen Inhaltes den Menschen zu finden, sich ihm aufzuschließen; aber wahrhaft kann sich ein jeder doch nur die Seite der Religion aneignen, die seinem Bedürfnisse entgegenkommt, seiner Empfänglichkeit faßbar ist, die seiner Bildung und Erfahrung sich anschließt. — Die ganze Religion, das Christenthum in seinem vollen Umfang besitzt kein Einzelner; auch der Gereifteste stellt uns ein Bruchstück dar; wie dieses auf ihn wirke: ist die allein statthafte Frage.

Das Thema des Klopstockischen Gedichtes ist die Erlösung der Menschheit durch Christus, wie er es in den ersten Versen der Messiade ausspricht:

„Sing, unsterbliche Seele, der sündigen Menschen Erlösung,
„Die der Messias auf Erden in seiner Menschheit vollendet,
„Und durch die er Adams Geschlecht zu der Liebe der Gottheit,
„Leidend, getödtet und verherrlichet, wieder erhöht hat! —
— „Er that's, und vollbrachte die große Versöhnung."

Hiemit ist der ewige Inhalt des Christenthums ausgesprochen, jene doppelte Umwandlung, welche in der Menschheit begonnen hat: ein neues inneres Verhältniß des Menschen zu Gott, also eine Umwandlung des religiösen Bewußtseins, und im engsten Zusammenhange damit die Mittheilung eines neuen sittlichen Lebens, Freiheit und Liebe; nach den Worten des Apostels: Beweise des Geistes und der Kraft. — Klopstock hat nicht blos — wie man ihm vorgeworfen — die veraltete Kirchenlehre eines vergangenen Jahrhunderts besungen, eine Idee vielmehr, die sich als Geschichte offenbarte, und eine Geschichte, die darum zugleich eine ganz ideelle ist.

Klopstock hat aber die Idee der Erlösung vorzugsweise nur von der einen Seite ergriffen; er betrachtete sie als einen einzelnen metaphysischen Akt der Begnadigung, als Versöhnung der beleidigten Gottheit. Unsrer Zeit liegt die andere Seite, die subjektive Auffassung jener Idee näher; wo die Erlösung als gestilltes Bedürfniß, als Reinigung und Befreiung der menschlichen Natur betrachtet wird, und wo die Versöhnung als göttliche Beruhigung des Gewissens, als Zusicherung einer unbegrenzten höheren Theilnahme an unserem Loose erscheint. Beide Auffassungen widersprechen sich im letzten Grunde so wenig, daß, sobald sie in Leben und Denken sich wahrhaft bethätigen, eine der andern ergänzend entgegenführt. — Klopstock, an Bibel und Kirchenlehre festhaltend, gieng in seinem System von Gott aus, nicht vom Menschen: Weil Gottes Gerechtigkeit versöhnt werden mußte, sei Christus für die Menschen gestorben. Aber er sah ein anderes Geschlecht kommen, das, von Bibel und Kirchenlehre sich losmachend, bald auch die Ideen und die Geschichte des Christenthums bestritt oder entgeistete. Das nöthigte die Späteren, wollten sie dem Christenthum wieder Anerkennung erringen, zuerst seine innere Anwendbarkeit zu erweisen: die menschliche, subjektive Nothwendigkeit vor der göttlichen, objektiven; man suchte also die geistigen und sittlichen Wohlthaten des Christenthums, seine Kraft der Wiederherstellung und Neubelebung des Menschen wieder im Bewußtsein der Zeitgenossen zu beleben, und sie der wirklichen Aneignung eines jeden näher zu bringen.

Bei der dichterischen Darstellung seiner kirchlich-positiven Ueberzeugung hatte Klopstock mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen. Seiner überwiegend theologischen (nicht anthropologischen) Auffassung zufolge mußte er sehr viele Vorgänge seines Gedichtes auf einen unsichtbaren himmlischen Schauplatz versetzen; in demselben Gesange werden wir zuweilen von den irdischen Umgebungen des Erlösers zu den Rathschlüssen der Gottheit und den Bewohnern der überirdischen Welt entrückt. Nun ist es allerdings des christlichen Dichters ganz würdig, eine so enge Gemeinschaft der sichtbaren und unsichtbaren Welt vor unsern Augen zu verwirklichen, daß Wonne und Weh der Erde von jenen höher Geförderten mitgeschaut und mitempfunden wird, wobei wir uns beständig daran erinnern: die Erde sei keine isolirte Welt für sich, sondern eingeflochten in den ewigen Plan göttlicher Gedanken. Allein der Ausführung im Einzelnen war Klopstock selten mächtig. Was er uns zur Anschauung bringen möchte, entzieht sich bei ihm eigentlich aller Anschauung; himmlische Erscheinungen treten auf; sie

reden, handeln; aber nie vermag seine Darstellung uns ein Bild von ihnen einzuprägen. Nur dem größten Dichter des Mittelalters, nur Dante ist es gelungen, in den Regionen der Quaal und der Seligkeit uns von Anschauung zu Anschauung zu führen, das Uebersinnliche in eine faßliche, menschlich-vermittelte Gestalt zu kleiden. In der Messiade lernen wir zwar, wie jene Himmlischen denken und fühlen, wir hören sie sprechen; aber als Individuen, als unterscheidbare Gestalten stehen sie nie vor uns. Dasselbe gilt auch von den Menschen in der Messiade; es erfreut uns auch hier nicht eine lebendige Galerie wahrhaft menschlicher Bilder, wohl aber ein herrlicher Kranz erhabener Gedanken und Gefühle.

Damit haben wir uns dem Bezeichnendsten im Wesen des Dichters genähert; sein Gebiet ist die Innerlichkeit; die Vorgänge unsrer Seele, was sie zum Ewigen erhebt, was sie in die Tiefen des Schmerzes oder des Zweifels versenkt — das ist die ihm heimische Sphäre. Er ist der Dichter des zum Ideal aufstrebenden menschlichen Herzens. Wo er sich zum Ausdrucke der Glaubensgeheimnisse erheben, wo er in die Gedanken Gottes hineinschauen will, da versagt ihm die Macht der Darstellung; wir sehen nicht mehr den Gegenstand, sondern ihn, den tief ergriffenen, gerührten Dichter, der sich in Ausrufungen und Versicherungen über das Unzureichende menschlicher Sprache und Vorstellung verliert. Doch wagt er immer wieder den Flug zu jenen Höhen, ringt nach neuen Worten und Bildern, um das Unaussprechliche auszusprechen; denn seine Auffassung der Versöhnung mußte ihn immer von neuem zu jenem Meere von Mysterien hinziehen, worin unsre Gedanken tropfengleich zerfließen. Klopstock hat es wohl erkannt, daß die Religion nur, wenn sie sich zu unserm Herzen herabläßt, ihre stille Gewalt ausübe; daher sein unablässiges Streben, dem Thema die Seite abzugewinnen, die am ehesten unser Inneres nachhaltig zu berühren vermöchte. Wenn er dies oft nicht erreichte, so lag die Ursache in der Höhe, dem Dunkel seines Gegenstandes. Immerhin war es ein großer Schritt: den damals vielfach gebundenen, versteinerten Glauben in lebendige Religiosität umzusetzen.

Will man sich erst mit der Messiade bekannt machen, so geschehe es durch Auswahl besondrer Partien und durch gemeinschaftliche Lektüre. Man wähle Stellen, wo er seine Eigenthümlichkeit am freiesten entfalten kann, z. B. im vierten Gesange die Verhandlungen vor dem hohen Priester und das Abendmahl; im zehnten die Schilderung der ersten Christen; im zwölften den Tod der Maria, der Schwester des

Lazarus; im vierzehnten die Erscheinung des Auferstandenen; im neunzehnten die Zeit vor der Himmelfahrt.

Wie Klopstock dichtete, was ihm die Messiade war, in welcher Stimmung er sie schloß: das schildert am lebendigsten seine Ode: „An den Erlöser“: *)

„Ich hofft es zu dir! und ich habe gesungen,
Versöhner Gottes, des neuen Bundes Gesang!
Durchlaufen bin ich die furchtbare Laufbahn;
Und du hast mir mein Straucheln verziehn! —

— — „Ich fleh um keinen Lohn; ich bin schon belohnt
Durch Engelfreuden, wenn ich dich sang;
Der ganzen Seele Bewegung
Bis hin in die Tiefen ihrer ersten Kraft;

„Erschüttrung des Innersten, daß Himmel
Und Erde mir schwanden!
Und flogen die Flüge nicht mehr des Sturms:
durch sanftes Gefühl,
Das, wie des Lenztags Frühe, Leben säuselte.“

Seine innerste Eigenthümlichkeit konnte Klopstock nur als Lyriker aussprechen; darum sind seine Oden der reinste Spiegel seines Wesens. Auch hier begegnen wir überall dem Dichter der Messiade; religiöse Erhebung ist der Grundton seiner meisten Gesänge, die von gleichgestimmten Zeitgenossen mit derselben Begeisterung wie die Messiade aufgenommen wurden. **) Jede reine und hochschlagende, für religiöse

---

*) Hieher gehört auch eine Stelle aus dem Briefe der Meta Klopstock 1. November 1755 aus Lingbye (bei Kopenhagen). „Es ist mir erstaunlich „wichtig, daß Klopstock den Messias schreibt. Nicht der Ehre, sondern des „Nutzens, der Erbauung wegen. Er arbeitet nie daran, daß ich nicht unter„deß bete, daß Gott die Arbeit und die Erbauung segnen möge; und mein „Klopstock, er arbeitet immer mit Thränen in den Augen.“ —

**) „Eben“ — so schreibt ihm Friedr. Stolberg 31. October 1787 — „haben Agnes und ich Ihre neueste Ode gelesen. O daß ich Ihnen in Ihren Armen für dieses göttliche Gedicht danken könnte! .. Gottes Geist trieb Sie wie einen Seher der Vorzeit als Sie in nächtlicher Stunde das Bett verließen, und Gottes Salbung goß sich über Ihnen aus.“ Und Agnes Stolberg setzt hinzu: „Sie müssen auch von dieser himmlischen Ode, die mir wie Seraphimstimmen noch immer ins Herz tönt, wissen, welche Seligkeit sie mir gegeben hat, ach, so wie jedes Wort Ihrer geweihten Lippen! Gott segne Sie! Sie sind für ewig von ihm gesegnet; denn wie vieler Seelen Heil haben Sie nicht schon gestiftet! — In der Ewig-

Empfindung zugängliche Jünglingsbrust mußte damals und muß noch jetzt von dem erhabenen Schwunge der Betrachtungen und von der dichterisch-religiösen Verklärung alles schönen und reinen Menschlichen in den Oden hingerissen werden. Freundschaft und Liebe, feuriger Natursinn und Vaterlands-Begeisterung finden darin ihren jugendlich-überschwänglichen, aber immer auf das Höchste und Heiligste bezogenen Ausdruck. — Sein Wingolf, seine Ode an Ebert, an Bodmer und andere zeigen, was ihm die Freundschaft war; die Gedichte an Fanny und viele ähnliche beweisen wie innig Religion und Liebe in seiner Seele verwoben waren:*) gerade so innig wie seine Natur-Begeisterung mit seinem Gottes-Gefühle in Eins zusammenfloß. Was er (den 21. Juli 1750) auf einem Hügel dem Schaffhauser Rheinfalle gegenüber niederschrieb: „Welch ein großer Gedanke der Schöpfung ist dieser Wasserfall! ... Sei gegrüßt, Strom, der du zwischen Hügeln herunter stäubst und donnerst, und Du der den Strom hoch dahin führt, sei dreimal, o Schöpfer, in deiner Herrlichkeit angebetet!" — das war und blieb eigentlich die Seele all seiner Naturhymnen: Ahnung des Unsichtbaren im Sichtbaren, des Schöpfers in der Schöpfung. Am tiefsinnigsten ist dies Gefühl in der Ode „dem Allgegenwärtigen" (1758) ausgesprochen: Nachdem er die Stumpfheit der Menge beklagt hat:

---

keit werde ich Ihnen für alle die unaussprechlichen Empfindungen danken können, die mir oft Herz und Augen überfließend machen ... Es kann Ihnen unmöglich unlieb sein zu hören, daß Sie mir eine unaussprechliche Sehnsucht, gut zu werden, ins Herz gegossen haben. Beten Sie für mich, heiliger Mann, daß Gott mein Sehnen erfülle!" —

In ähnlichem Tone äußert sich Gleim 1790: „Das Vaterunser (d. h. der „Psalm" von 1789: „Um Erden wandeln Monde" u. s. w.) ist herrlich, ist so vortrefflich, daß ich glaube: die Engel im Himmel haben wie wir in Halberstadt, ihre sehr große Freude über dasselbe gehabt ... Ich ließ es abschreiben, nahm's mit in unsre Gesellschaften, las es vor, alle Bleistifte schrieben's ab ... Es war als wenn ich ein Blatt aus dem Buche eines Engels vorgelesen hätte!" —

*) „Von ihr geliebet, will ich dir feuriger
„Entgegenjauchzen, will ich mein volles Herz,
„In heißern Hallelujaliedern,
„Ewiger Vater, vor dir ergießen.

„Dann wenn sie mit mir deinen erhabnen Ruhm
„Gen Himmel weinet, betend, mit schwimmendem
„Entzücktem Auge, will ich mit ihr
„Hier schon das höhere Leben fühlen." —

„Wenige nur, ach wenige sind,
Deren Aug' in der Schöpfung
Den Schöpfer sieht! wenige, deren Ohr
Ihn in dem mächtigen Rauschen des Sturmwinds hört,
„Im Donner, der rollt, oder im lispelnden Bache,
Unerschaffner, dich vernimmt!
Weniger Herzen erfüllt mit Ehrfurcht und Schauer
Gottes Allgegenwart!" —

so vertieft er sich in einen seiner schönsten großartigsten und liebsten Gedanken, ohne welchen der religiöse Sinn niemals auf die Dauer vor verdunkelnder und fanatischer Entartung gesichert ist. Sichtbares und unsichtbares Leben oder Diesseits und Jenseits sind ihm nur zwei Theile oder Abstufungen des Einen Gottes-Tempels, dessen irdisches Abbild einst zu Jerusalem stand; Natur und irdisches Dasein verhält sich demzufolge zum himmlischen und unwandelbaren Leben wie das „Heilige" jenes Tempels zum „Allerheiligsten":

„Laß mich im Heiligthume Dich Allgegenwärtiger, stets suchen „und finden — — damit ich mich bereite, mich weihe: Dich zu „schaun in dem Allerheiligsten."

In dieser Stimmung schwingt er sich zur herrlichsten dichterischen Verkündigung der göttlichen Bedeutung alles Lebens auf:

„Ich hebe mein Aug' auf, und sehe; und siehe, der Herr ist „überall! Erde, aus deren Staube der erste der Menschen geschaffen „ward, auf der ich mein erstes Leben lebe, in der ich verwesen, aus „der ich auferstehen werde — Gott würdigt auch dich, Erde, dir ge„genwärtig zu sein! — Mit heiligem Schauer brech ich die Blume ab; „Gott ist wo die Blume ist. — Mit heiligem Schauer fühl ich der „Lüfte Wehn, hör' ich ihr Rauschen; der Ewige hieß sie wehn und „rauschen; der Ewige ist, wo sie säuseln und wo der Donnersturm die „Ceder stürzt! Freue dich deines Todes, o Leib! in den Tiefen und „Höhen der Schöpfung wird deine Trümmer verwehn! Auch dort wird „Er sein, der Ewige. — Euch, Sonnen und Erden und Monde der „Erden erfüllet rings um mich des Unendlichen Gegenwart. In der „geheimnißvollen Nacht der Welten schauen wir, wie in dem dunkeln „Worte, den der ewig ist" u. s. w.

Im höheren Alter Klopstock's litten seine meisten Oden gewöhnlich an einem Fehler, den man schon an mehreren Dichtungen seiner früheren Periode bemerkt: die Sprache sinkt zur gewöhnlichsten prosaischen Ausdrucksweise herunter; z. B. in der Ode: „An den Allgegenwärtigen":

„In dieser ernsten Stunde
Thatest du jene große Wahrheit kund,
Die — Wahrheit — sein wird
So lang die Hülle der ewigen Seele Staub ist."

Oder im „Gottesleugner" (1786):

„Du fragest sie auch die ernste Frage, die schreckliche:
Auf welcher Stufe der Geister
Steht wer den Gottesleugner
Nicht für rasend hält?"

Und ebenso in der Umschreibung des Vaterunsers (1789):

„Auf allen diesen Welten, leuchtenden und erleuchteten,
Wohnen Geister an Kräften ungleich und an Leibern;
Aber alle denken Gott und freuen sich Gottes."

Rhetorische Wendungen und klangvolle Worte sollen dann zuweilen den ehmaligen Gedankenschwung ersetzen; wobei es dem Leser so zu Muthe wird, als sehe er den Dichter auf den Spitzen der Zehen oder auf Stelzen einhergehen; weil die Fittige des Adlers längst nicht mehr stark genug zum freien Fluge waren. Ermüdung des Alters und einseitige Abschließung gegen die neuen literarischen Bestrebungen geben hiefür den einfachsten Erklärungsgrund.

Von seinen „geistlichen Liedern" (Theil I. 1758 — Theil II. 1769) ist gegen seine Erwartung nur der kleinere Theil in den lebendigen Gebrauch der Gemeinde übergegangen; um wahre Kirchenlieder zu werden, haben die meisten doch nicht Einfalt und Unmittelbarkeit genug, bewegen sich zu sehr in Ausrufungen und Reflexionen, bei großer Schwerfälligkeit des Ausdruckes. *)

---

*) Z. B. in den „Feinden des Kreuzes Christi":

„Durch ihres Grübelns Täuscherei,
Als ob kein Versöhner Gottes sei,
Wollen sie uns blenden!
Uns unsern Glauben,
Jesum Christum den Göttlichen, rauben,
Geist der Kinder Gottes!

„Sie leugnen ihn mit stolzer Müh,
Deines Worts nie Hörer, Thäter nie,
Wider Gott Empörer! — — —

Er hat vollkommen Recht, wenn er in der Einleitung von geistlichen Gesängen behauptet: „Ihre Anlage muß niemals eine Abhand„lung von einer Lehre der Religion sein ... Vor allen müssen sie „das Herz bewegen. Fast alle Menschen sind mehr zur Empfindung „als zum tiefsinnigen Nachdenken gemacht. Auch ist die wahre Anbetung mehr Herz als Betrachtung.“ Allein sehr oft verwechselt er den lebendigen Ausdruck der Empfindung mit der reflektirenden Beschreibung derselben; so, wenn es in dem Liede „Gott dem Sohne“ heißt:

„Wir fassen dein Geheimniß nicht;
Uns blendet sein zu göttlichs Licht;
Doch fühlen wir's: Es wirkt, es lebt
In unsern Seelen! es erhebt
Uns mächtig über diese Welt,
Und giebt uns Kräfte jener Welt!“

Oder in dem späteren Liede: „Die Größe der Christen“:

„Herr, welch Heil kann ich erringen!
In welche Höhen darf ich mich schwingen!
Mein Wandel soll im Himmel sein!
O du Wort, voll heil'gen Lebens,
Voll Wonne! Wort des ewgen Lebens!
Im Himmel soll mein Wandel sein!
Ich sink' erstaunend hin,
Empfinde wer ich bin!
Wer ich sein kann!“ u. s. w.

Dagegen gehören andere geistliche Lieder, wie sein „Auferstehn, ja auferstehn wirst du!“ *) oder „Selig sind des Himmels

---

— — — „Es ist des Lebens wahrste Ruh,
Führt uns einem sanften Tode zu
Dein Erkenntniß, Mittler!“

*) Unbegreiflicher Weise ist der Schluß dieses schönen Liedes in den meisten neueren Ausgaben und Liedersammlungen völlig verunstaltet; er heißt ursprünglich:

„Ach ins Allerheiligste führt mich
Mein Mittler dann; lebt' ich
Im Heiligthume
Zu seines Namens Ruhme!“

Das heißt also: Wenn ich hier, im Heiligthume des Erdenlebens, zu Gottes Ruhme gelebt habe, so führt mich drüben mein Mittler ins Allerheiligste ein. Statt dieses Klopstock'sche Lieblingsbild zu verstehen, verstümmeln es die modernen Herausgeber zu dem platten Gedanken:

Erben" und ähnliche zu dem Köstlichsten unsrer neuen religiösen Poesie; sie berühren das Herz wie Töne einer himmlischen Harmonie. Fast in allen seinen bessern Liedern herrscht die Richtung auf die Zukunft, auf Grab und Tod, Auferstehung und Unsterblichkeit vor; in diesen „Aussichten in die Ewigkeit" (wie sie bei Lavater heißen), also in der christlichen Hoffnung wurzelt das Innerste seiner Religiosität; die Hoffnung verklärte seine Liebe wie sie ihn den Glauben vorzugsweise als Verheißung auffassen ließ; eben darum will er: das geistliche Lied solle nicht so oft „die Klage über unser Elend" zum Inhalte haben, sondern vorzugsweise: Dank.

Für seine dramatischen Versuche entlehnte er den Stoff aus den beiden Gebieten, in denen seine Liebe und Begeisterung von Jugend an vorzugsweise wurzelte: aus der biblischen und der ältesten vaterländischen Geschichte. Tod Adam's, David, Salomo gehören dem ersteren, dagegen die drei andern: Herrmann's Schlacht, Herrmann's Tod, Herrmann und die Fürsten dem letzteren Kreise an. Bei fast allen diesen Stücken scheint nur das Bestreben ihn bestimmt zu haben: jene ferne liegenden Zeiten und Zustände uns zu vergegenwärtigen. Wenigstens von zweien gesteht er es selbst (in der Vorrede zu Salomo) ein: „Sowohl der Tod Adam's als dieses Trauerspiel sind eine blos zu„fällige Folge von Betrachtungen, denen ich mich über die Situation „unseres Stammvaters und Salomo's nicht selten überlassen habe." In diesen „Betrachtungen" berührt der Dichter zuweilen die tiefsten Fragen der Menschheit; *) doch als Drama müssen alle diese Versuche

---

„Ach ins Allerheiligste führt mich
Mein Mittler; dann leb' ich
Im Heiligthume
Zu seines Namens Ruhme" u. s. w.!!

*) Wenn z. B. Salomo mit seinem Freunde Chalkol darüber streitet: ob das Böse im Menschen aus einer intellecktuellen oder einer sittlichen Wurzel erwachse:

Chalkol:

„Des Elends erster Quell ist im Verstande.
Der fließt herab in's Herz. Das überströmt
Von Handlungen, von bösen oder guten,
Nachdem der Urquell trüb ist oder hell."

als mißlungen betrachtet werden; im Drama wie im Epos fehlt es ihm an der eigentlichen plastischen Kraft, an der Gestaltung im engern und weitern Sinne; überall sind es nur die lyrischen Partien, in denen Klopstock's eigenstes Wesen, in seinen Vorzügen wie in seinen Mängeln zu erkennen ist.

Den Inbegriff der literarischen und patriotischen Grundsätze Klopstock's enthält seine Gelehrten-Republik, *) eine Schrift, deren erste Ankündigung mit den höchsten Hoffnungen begrüßt wurde.

Mit welchem Selbstgefühle der Dichter die Bürger seiner Republik zu beseelen wünscht, beweist sein Ausspruch über die Altfranken:

„Wir schätzen die Altfranken; **) denn man kann Verdienste haben, ohne mit den Wissenschaften bekannt zu sein; aber wir verachten sie auch von ganzem Herzen, sobald sie sich es herausnehmen, deßwegen weil sie unwissend sind, mit Stolz auf uns herabsehen zu wollen. Und hier schützet sie nichts gegen uns. Aus welchen alten Häusern, wie mächtig, wie bebändert und betitelt, wie reich, wie erfindsam in allen Arten des Wuchers, wie wohlgewachsen wie modisch, u. s. w. sie seien — sie werden verachtet." ***)

Diese Ablehnung aller äußern Standes-Unterschiede betont er mehrmals auf das stärkste, wo er vom geistigen Adel spricht: „Wer als Entdecker oder Erfinder eine gewisse Höhe erreicht hat, ist ein Edler. Damit man dies Wort ja im rechten Verstande nehme, so merken wir an, daß es gar keine Beziehung auf diejenigen Edlen habe, welche

---

Salomo:

„Im Herzen ist des Elends Ursprung. Spielt
Nicht das Herz mit diesem folgsamen Verstande?"

*) „Die deutsche Gelehrtenrepublik, ihre Einrichtung, ihre Gesetze, Geschichte des letzten Landtages. — Auf Befehl der Aldermänner durch Salogast und Wlemar."

**) D. h. diejenigen Deutschen, die nicht zu der Republik gehören.

***) Im gleichen Sinne schlägt der „Anwalt der Dichter" am Landtage (vergl. „Geschichte des letzten Landtages", sämmtl. Werke VIII. S. 130) den Grundsatz vor: „sich durch tiefe Untersuchung der Geschichte und durch meisterhafte Vorstellung des gefundenen Wahren, den Großen, welche die Ehre liebten, furchtbar zu machen."

Verdienste **erben.** **Unsere** Edlen haben selbst Verdienste, und größere als gewöhnlich selbst die Erblasser hatten." *)

Mit nicht minderem Nachdrucke bekämpft er das in jener Zeit tief eingewurzelte Vorurtheil vieler Gelehrten gegen die deutsche Sprache; und allerdings, wenn eine **nationale** Literatur sollte gegründet werden, so mußte vor Allem jener gelehrte Wahn, jene Mißachtung der Muttersprache fallen:

„Wer lateinisch schreibt (die bekannten Nothdurften ausgenommen) wird so lange Landes verwiesen, bis er etwas in unserer Sprache geschrieben hat. — — — Wer in einer neuen ausländischen Sprache schreibt, wird so lange Landes verwiesen, bis er etwas in unserer Sprache herausgiebt — — — — —. **)

„Wer fünf Jahre und sieben Tage nichts anders gethan als mittelmäßige Bücher übersetzt hat, wird Nachtwächter."

Es versteht sich, daß dieser vaterländische Eifer sich auch gegen die Ausländerei, gegen die sklavische Bewunderung und Nachäffung fremder Literatur richtete: „Wer sich in einer ausländischen Schrift berauscht hat, es sei Wein oder Weingeist darin gewesen, ... und taumelnd von ihr auf den Gassen herum wankt und laut schreit daß er diese Schrift allen deutschen Schriften vorziehe, über dem rufe man gleich auf der Stelle: Jo duthe! und stoße ihn, ohne Aldermänner und Herold abzuwarten, über die Grenzen hinaus."

Und nicht blos der literarischen, sondern mehr noch der religiösen Abhängigkeit vom Auslande galt sein Bannspruch, namentlich der Schule Voltaire's:

„Wer . . . . sich täglich in den Schriften der neuen Sophisten, zum Exempel Voltairens und seiner Säuglinge, besäuft . . . . . der wird bei den Nachtwächtern auf Gnade und Ungnade eingesperrt, und ihm seines gewöhnlichen Gesöffs, wie auch Papiers zum Speien so viel er will gelassen."

Am „Landtage" treten die Anwalte der Dichter und Astronomen

---

*) Noch stärker lautet eine andre Stelle: „Die Annehmung eines Adelnamens macht, wenn man ihn zwar nicht gesucht, aber auch nicht abgelehnt hat der Belohnungen der Republik verlustig; hat man ihn aber gesucht, so ist und bleibt man über dieses auch zeitlebens unzünftig."

**) Auch die Vergötterung der alten Klassiker wird bekämpft: „Uebertriebene Verehrung gegen die Alten bleibt nur dann ungeahndet, wenn (wie das gewöhnlich der Fall ist) gefunden wird daß sie der Angeklagte doch nicht kenne, wie viel er auch von ihnen schwatze; kennt er sie aber, so ist er, haben ihn die Griechen zu der Sklaverei gebracht, auf zwei Jahre unzünftig; und haben es die Römer, auf drei Jahre."

mit einer förmlichen Anklage gegen die Freigeisterei auf: *) „Ihr wißt es, wie sehr sich die Freigeisterei in England und Frankreich ..... ausgebreitet, wie sie dort mit der schnellen Ansteckung, mit den andern Eigenschaften der Pest gewüthet habe und fortwüthe; und ihr wißt es gewiß auch, daß sie nun schon seit nicht kurzer Zeit auch in unser Vaterland eindringe. Die Ursachen warum sich der ernsthafte tiefdenkende und standhafte Deutsche auch mit fortreißen lasse? Eine davon ist gewiß die Nachahmungssucht .... Dürfen wir Gelehrten es den Fürsten überlassen, dem Uebel zu steuern? Sie scheinen es nicht zu wollen; aber wollten sie es auch, könnten sie es denn? Etwa bisweilen einmal die Schrift eines Freigeistes verbrennen lassen? wozu hilft dieses anders als eine solche Schrift bekannter zu machen? Wenn es also den Gelehrten obliegt es zu thun, so ist die große Frage: *wie sie es thun sollen?*“ u. s. w. **)

Diese letztere Frage ist auch bis heute noch erst zur Hälfte beantwortet.

---

*) Dieselbe Anklage wiederholt sich in andrer Form in den Oden und in den geistlichen Liedern, z. B. (S. 104):

„Ein Haufe Lästrer, unser Gott,
Wagt's deinen Sohn mit wildem Spott
Den Sohn, den Mittler, den zu schmäh'n,
Durch den selbst Himmel einst vergehn. — —

„Ach, *ihrer Lehre Pest*, o Herr,
Schleicht itzo nicht im Finstern mehr!
Am Mittag, Herr, bricht sie hervor,
Hebt hoch ihr tödtend Haupt empor!

„*Sie herrscht durch Große dieser Welt;*
Herr, Herr, wenn uns *dein Arm* nicht hält,
So reißt sie uns zum Tod auch fort!
Gieb Sieg und Leben durch dein Wort!“

In dem Ausdrucke „*Große dieser Welt*“ liegt wahrscheinlich ein Seitenblick auf Friedrich II., gegen den Klopstock als Christ und als Deutscher einen Widerwillen hegte, wie denn auch ähnliche Anspielungen in den beiden Oden „Friedrich V.“ (von Dänemark) sich wiederholen.

**) Eine Stelle aus Klopstock's Vorrede zum zweiten Theile seiner geistlichen Lieder (1769) beweist, daß er, dem *materialistischen Unglauben* gegenüber, das *Verwandtschaftsgefühl* des evangelischen Christen mit dem katholischen nur um so lebhafter fühlte, und eine *innere* Verbrüderung der aufrichtigen Christen beider Confessionen voraussah: „Vielleicht wird es (das neue protestantische Gesangbuch, das er vorbereitete) auch den Katholiken, unsern „*Brüdern als Deutschen* und — obwohl dieses nach *jetzt* noch unausge„*breiteten* Gesinnungen — *als Christen* nicht ganz unbrauchbar sein.“

Im Obigen ist zu wiederholten Malen darauf hingedeutet worden, daß Klopstock's Dichter-Genius in seinem Alter dem Erlöschen nahe war. Aber all diese Ermattung und theilweise Verpuppung der späteren Jahre trat in seinen letzten Tagen wieder ganz zurück; die Fülle seiner religiösen Innigkeit und seiner dichterischen Weihe leuchtete noch einmal, wie ein Abendsonnen-Strahl durch alle Verhüllungen seiner höheren Natur, und begleitete den Scheidenden auf seinem letzten Wege.

Tief in sich hatte er das bewahrt, was ihn zum Dichter geweiht hatte; noch als Greis konnte er seinem Freunde Clodius versichern: „nie wäre er Dichter geworden oder geblieben, wenn ihn nicht der Gegenstand seiner Dichtung gehalten und gehoben hätte." Als er wenige Wochen vor seinem Tode in der Messiade las, äußerte er: „Meint nicht, daß ich mich als Dichter lese! Ich beschäftige mich mit den hier enthaltenen Ideen die mich erbauen." Und noch kurz vor seinem Ende, als er zu sterben glaubte, sagte er die Worte am Schlusse des zwölften Gesanges des Messias: „In deine Hände befehle" u. s. w. *)

Die Seele seiner Religiosität ist in der Ermahnung ausgesprochen, die er auf dem Sterbebette an seine Frau richtete: „sie sollte „immer an die Liebe Gottes und an seine Allgegenwart denken, und „sich ihm in Allem unterwerfen!" — Aus dem Munde und der Feder von Augenzeugen ist über seine letzten Tage die Versicherung aufbewahrt: „Alle Segnungen der Religion, die sein Messias, seine geistlichen Oden und Lieder beleben, sind auch jetzt **) lebendig und unverändert in seiner an Gott hangenden Seele. Selbst in den Phantasien des Fiebers sagt er manchmal Schriftstellen, womit er sich aufrichtet, z. B.: Kommt her zu mir Alle die ihr mühselig und beladen seid. Auch den Spruch hat er dreimal mit unaussprechlicher Rührung gesagt: Kann auch ein Weib ihres Kindleins vergessen u. s. w., und darauf hat er gesagt: Wir sind Alle in Gottes Hand gezeichnet." An solche erhabene Worte der Schrift, die wie Sterne in die Nacht unseres Lebens leuchten, lehnte er am liebsten sein mattes Haupt. So erhellte dieselbe Aussicht seinen Todestag, die einst den Jüngling in Schul-Pforta zu seiner Lebensarbeit berufen hatte.

Auch die Nation wollte an seinem Grabe bezeugen, daß sie den

---

*) Man vergleiche die Briefe der Schwägerin Klopstock's in den Sämmtl. Werken, ergänzt von Schmidlin I. 447 — 454.

**) Diese Worte sind den 24. Februar 1803 geschrieben.

edelsten und verehrtesten ihrer Söhne betraure. Hamburg und Altona begiengen die Beerdigung des sonst einfach und still lebenden Sängers wie einen feierlich-nationalen Akt. In Hamburg war er gestorben, in Altona wurde er beigesetzt. Ein heitrer Frühlingshimmel blickte am 22. März 1803 auf den langen Zug, der des Morgens sich aus dem Millernthor zu Hamburg bewegte; alle Stände vereinigten sich in der Verehrung eines Mannes, dessen einzige That ein religiöses Gedicht war. — Bei Altona liegt das Dorf Ottensen, auf dessen Kirchhofe Klopstock's erste Gattin, Margaretha, seit 1758 ruhte; auf ihr Grab hatte er schreiben lassen: „Saat, von Gott gesäet, zur Auferstehung zu reifen." Hier hatte auch er zu ruhen gewünscht. — In der Kirche sang der Chor die dritte und vierte Strophe aus Klopstock's Vaterunser, und aus der Messiade, die unter Lorbeerzweigen auf dem Sarge lag, las der Domherr Meyer den Tod der Maria, und als man den Entschlafenen hinaustrug, begleitete ihn sein Gesang: „Auferstehn, ja auferstehn."

In den Häusern unsrer Voraltern bestand von Alters her der Gebrauch, die lange Reihe verehrter Familienbilder in dem besten Zimmer aufzustellen, damit das nachwachsende Geschlecht stets vor Augen behalte: wem es Leben und Ehre danke. — So gebührt dem geistigen Bilde Klopstock's eine Stelle in jedem Gemüthe, wo deutscher Sinn und Bildung waltet; die Nation wird ihn unter ihre Ahnenbilder einreihen.

Klopstock's Schule.

(Vorgänger Freunde und Nachahmer.)

Klopstock wird, so lange wir ihn als vereinzelte Erscheinung betrachten, nur unvollständig gewürdigt; erst wenn wir ihn in die Mitte dessen stellen, was gleichzeitig mit ihm, theils wetteifernd, theils nachahmend und übertreibend, emporwuchs, tritt seine Bedeutung und sein Vorzug in das rechte Licht. — Zuerst berücksichtigen wir die gleichzeitigen epischen Versuche.

1. Bodmer (1698—1783).

Schon durch seine Uebersetzung des Milton hatte er der Entstehung der Messiade vorgearbeitet, und den deutschen Dichtergenius

wieder auf biblische Stoffe hingewiesen, in denen sich Bodmer auch selbst versuchte, z. B. in seinem „Noah" (1752),*) dessen Thema er im Eingange bezeichnet:

„Muse von Sion besing die Rettung des Menschengeschlechtes
Die der Richter der Welt im Golfo der Sündfluth vollbracht hat,
Als in seinem Gericht Myriaden Menschen verdarben,
Als der Zorn erschöpft vor einem Gerechten sich legte" — — —

Für unsre Zeit ist dies Gedicht im Ganzen nicht mehr lesbar; wir können die Uebertragung der Sitten und des Geschmacks des achtzehnten Jahrhunderts auf die Patriarchenzeit nur lächerlich finden, wie z. B. eine Wohnung im Paradiese mit „Zimmern und Kammern mit Tapeten getheilt," vorkommt. Auch die endlosen moralischen Reden und Sentenzen, bei dem großen Mangel an Handlung und epischer Entwicklung, machen das Meiste ungenießbar, obgleich der Dichter durch einen prophetischen Ueberblick der ganzen Welt- und Kirchengeschichte das ermüdende Gemälde zu beleben sucht. — Doch bewährt die Poesie, selbst in dieser kümmerlichen Erscheinung, noch ihre Eigenthümlichkeit: die Starrheit des Positiven zu erweichen; eindringlich wird religiöse Toleranz gelehrt (Seite 58):

„Abels Gott schuf uns,
„Daß wir ihn, und alle die liebten, die Gottes wie wir sind,
„Die er sowohl als uns, und nach einem Rechte gemacht hat:
„Dies ist das Recht der Vernunft, die mir die Lippen berührt hat."

2. Naumann.

Dem Schicksale, das die meisten Epen Bodmer's traf, entgieng auch Naumann's Nimrod **) (1752) nicht: in der Gegenwart völlig und mit Recht vergessen zu sein.

Zwar meint der Herausgeber, Hechtel: durch den Nimrod, der schon beinahe beendigt gewesen sei, als die Messiade erschien, habe der Dichter um so mehr Ehre erworben, da er zu dessen Grundlage nicht mehr als einen einzigen Vers aus der heiligen Schrift vorgefunden, und Alles durch seine fruchtbare Einbildungskraft habe ausführen müssen; allein ein Blick auf einige seiner Verse und auf seine Sprache wird

---

*) „Der Noah in zwölf Gesängen." Zürich 1752.

**) „Nimrod, ein Heldengedicht in 24 Büchern" 1752; dann wieder 1753 mit dem Namen des Verfassers: „Naumann's Heldengedicht."

hinreichen, um dem Machwerke für immer den Rücken zu wenden, z. B. Seite 480 (17. Buch):

„Als man dem König erzählte:
„Es wären die Regimenter halb in die Pfanne gehauen,
„Und zwar unter allen die besten: lief er für Zorn und für Galle
„Wider die Wand mit dem Kopf“ u. s. w.

3. Zachariä (1726 — 1777).

Unter den Epikeren der Klopstock'schen Genossenschaft ist Zachariä der Einzige, der in seinem „Renommist“ einen Versuch im komischen Epos, oder nach seinem Ausdrucke im „scherzhaften Heldengedichte“ machte. Er beginnt mit scherzhaftem Pathos:

„Den Helden singt mein Lied, den Degen Muth und Schlacht
In Jena fürchterlich, in Leipzig frech gemacht,
Der oft im Zorn allein ein ganzes Heer bekriegte,
Als Held aus Jena gieng, doch nicht in Leipzig siegte. — —
— Bewundernswerth im Sieg, und groß auch noch im Falle,
Verläßt er Leipzigs Zwang, und rettet sich nach Halle.
Wirf einen Blick auf mich, o Göttin Schlägerei,
Damit mein Heldenlied des Helden würdig sei!
Laß in dein Heiligthum die scheue Muse sehen,
Und laß sie den Gebrauch der Jen'schen Welt verstehen.“ —

Das Ganze beruht auf dem Gegensatze der Sitten an den drei Nachbar-Universitäten Jena, Leipzig und Halle, namentlich auf dem Gegensatze der Jenensischen Renommisterei und des Leipziger Stutzerwesens; so daß wir dem Gedichte noch mehr eine sittengeschichtliche als eine literarische Bedeutung beilegen müssen.

Andre epische Erzählungen von Zachariä, wie „die Verwandlungen,“ verdienen, bei ihrer gänzlichen Gehaltlosigkeit, keiner Erwähnung; der Dichter selbst stimmt diesem Urtheile bei, wenn er in der Vorrede zu seinen *) poetischen Schriften erklärt: „nach seiner jetzigen reiferen Denkungsart und nach dem glücklichen Fortgange der Poesie unter uns halte er kein einziges seiner Stücke für gut.“

*) Poet. Schriften v. Fr. W. Zachariä. 1772, Braunschw. 2 Bde.

Wenden wir uns nun zu den lyrischen Erzeugnissen der Vorgänger und Freunde Klopstock's, so begegnen wir zuerst der pedantischen Gestalt Gottsched's.

1. Gottsched (1700 — 1756).

Schon um des Gegensatzes willen, um die Erhebung aus diesen trübseligen Flächen einer dürren in Verse gesetzten Prosa zu den Höhen ächter Poesie desto freudiger zu genießen, lohnt es sich der Mühe, nach dem Manne zurück zu blicken, den man gewohnt ist, in unsrer Literatur als den Typus des französischen Perrückenstyles des vorigen Jahrhunderts zu betrachten. In den wenigen Versen (aus der „Ode an Benemannen 1733") ist er ganz gezeichnet:

„Du selber, hochgeschätzter Mann!
Du selbst kannst mit gesetztem Herzen
Den harten Schlag nicht gleich verschmerzen,
Wie jeder leicht begreifen kann. —
Du sahst die wohlgerathne Frucht
In deines Ehstands Garten blühen,
Und dein recht väterlich Bemühen
Gieng bloß auf eine weise Zucht:
Wozu so wenig Väter Gaben
Verstand, Geduld und Eifer haben." *)

Um eine beträchtliche Stufe höher steht der Geheimrath des Landgrafen zu Hessen-Homburg, Friedr. Carl Freiherr von Creuz. **)

2. F. C. von Creuz (1724 — 1770).

Cronegk weist ihm in den „Einsamkeiten" als „ernstem heiligen Dichter" eine Stelle neben Klopstock, Young und Gellert an. Creuz selber nennt seine Muse „mehr ernsthaft als traurig", doch neigt sein Ernst, sowohl in den Oden als in dem „philosophischen Gedicht" „die Gräber" (1752) mehr zu dem schwermüthigen Tone hin, den wir in Klopstock's Schule nachher bis zum Uebermaß antreffen. Z. B. in den „Gedanken über die Eitelkeit" (1755):

„Träume nur durch deine Nächte,
Unglückseliges Geschlechte!
Menschen, Alles ist nur Schein!

---

*) Gottsched's Gedichte. 2 Bde. 1751. — Bd. I. S. 115.

**) F. C. Freih. v. Creuz Oden und andre Gedichte 1769. — 2 Bde.

Augenblicke, und vergebens
Werden Jahre unsers Lebens
In des Todes Zeitbuch sein!" —

3. Zachariä.

Zachariä, der schon als Epiker genannt wurde, verdient in noch höherem Maße eine Erwähnung unter den Lyrikern, wo wir ihn mit Klopstock auf einem Wege finden: in der Verherrlichung der ewigen übersinnlichen Natur und Bestimmung des Menschen. Er redet z. B. seine Seele an:

„Du Hauch von Gott, du wundervolles Wesen,
Das in mir denkt, vom Nichts zum Sein erlesen,
Unsterbliche, durch die mein Auge wacht,
Komm nahe dich bei stiller Mitternacht!
Dir tönt mein Lied o Seele! losgewunden
Vom Körper weih' ich dir erhabne Stunden!
— — — — — — — — Wir waren
Nie weniger allein, des Himmels Schaaren
Umgeben dich, sind Zeuge über dir
Und (o fall in den Staub!) Gott selbst ist hier." —

Jene stillen Selbstgespräche der Seele, jenes Schwelgen in religiöser Wehmuth und Sehnsucht, wie ein sinniges Dichtergemüth sie liebt und oft bis zur innern Entnervung genießt, werden von Zachariä wie ein Triumph des höheren Menschen über den niederen gefeiert:

— — — „Komm denn, du Königin ernster Gedanken,
Melancholei, komm
Komm mit heiligem Blick — — — — — — — —
— Es müsse mir nie die lachende Freude
Mein standhaftes Gemüth mit gaukelnden Scherzen verführen,
Noch mit Kränzen und Blumen von deinem Wege mich locken.
— — — So sind doch die Freuden,
Die du Melancholie mir ertheilst, viel reiner, viel wahrer
Als ihr flüchtiger Tand; die Freuden tiefer gefühlet
Die in einsamen Stunden die hohe Betrachtung uns
einflößt. — — —
— Du kannst den Gedanken zu höhern Entzückungen wecken
Als die gepriesene Schaar von allen Göttern der Fabel."

Nur in den Werken der ernsten und religiösen Dichter (eines Klopstock's unter den Deutschen, eines Richardson unter den Engländern) soll die deutsche Jungfrau, wie Zachariä sie sich denkt, ihre Seelenbildung suchen:

„Oft ergreift sie ein lehrendes Buch, und höret die Lieder
Eines unsterblichen Dichters, die großen harmonischen Lieder
Tugendlehrender Barden. Ihr tönen nicht Lesbische Leyern
Oder das Tejische Lied. Der Sionitischen Muse
Göttlichen Harfenklang hört sie entzückt, und liebt die Gesänge
Dir, ehrwürdige Tugend, zum Ruhm, nicht jene voll Wollust
Oder taumelnd von Wein — — — —

— — — — — „Nicht schale Romane
Stecken sie an mit der Pest der lachenden Wollust. Pamela
Nur die heldenmüthige Clarissa die würdige Byron
Werden zu ihrem Umgang gerufen." — — —

Seine Versuche im religiösen Liede leiden an den Mängeln der schwächsten unter den Gellert'schen: sie sind alles eher als wahre Poesie, z. B.:

— — — „Verleih mir doch die Wissenschaft
Mein ew'ges Glück zu finden
Und gieb mir Willen Muth und Kraft
Mich selbst zu überwinden!" —

4. Joh. Adolf Schlegel (1721 — 1793).

Schlegel giebt dem innern Gegensatze, der in dem ganzen Klopstock'schen Kreise gegen das Peinliche, Aengstliche und Gedrückte der pietistischen Lebensansicht herrschte — einem Gegensatze, der in seiner Tiefe als eine von Poesie durchdrungene (Klopstock'sche) und eine der Poesie verschlossene (pietistische) Frömmigkeit zu fassen ist — einen bestimmten Ausdruck; im „Selbstbetrug bei der Tugend" (Vermischte Gedichte 1787. Bd. I. S. 138) wird der „lange Bußkampf" und ein freudeloser, naturfeindlicher Trübsinn entschieden abgewiesen: *)

---

*) In seinen „geistlichen Gesängen" (drei Sammlungen von 1765, 1769 und 1772) schildert er nach seinem Sinne die gesunden sittlichen Früchte wahrer Religiosität:

„Sie stählt das Herz zu Muth, doch nicht
zu rauhen Sitten,
„Macht es für Wollust hart, doch
weich für Menschlichkeit,
„Kurz ist nicht Menschenhaß, doch auch
nicht Sinnlichkeit."

Dasselbe sittliche Ideal malt Cramer (Gedichte II. S. 206) mit andern Worten:

„Im Frühling wird das Jahr für ihn
vergebens jung;
„Ihn reizt zur Freude nichts, nichts zur Bewunderung;
„Wer lacht ist ihm ein Greul, und Scherze sind
ihm Sünden,
„Ihm scheinet es sogar verdammlich zu empfinden.“ —

Im „moralischen Pharisäer“ (1745) greift er den heuchlerischen Rigorismus an, der Lasten auflegt die er selbst mit keinem Finger anrührt, und Siege feiern will ohne je redlich gekämpft zu haben:

„Er harrte bis die Lust zu Sünden
Mit dem Gefühl zugleich verschwand;
Dann konnt er glücklich überwinden,
Indem er keine Feinde fand.“ —

Aber ganz im Geiste Klopstock's wendet sich Schlegel eben so entschieden gegen den **Unglauben** seiner Zeit, wie gegen die Auswüchse des Pietismus; z. B. im „Gottesleugner“ (1745):

„In Ländern die den Herrn bekannten
Wird Frömmigkeit und Gott verlacht,
Von himmelstürmenden Giganten
Ist jetzt ein neu Geschlecht erwacht.
— „Den Weisen hält man für entehrt
Der sich des Christenthums nicht schämt.
Für Pöbel hält man Gottes Kinder,
Für feig den der sich trotz des Spottes
Nicht in der Frevler Joch bequemt.“ —

5. Joh. Andr. Cramer (1723 — 1788).

In der Vorrede zu seinen „sämmtlichen Gedichten“ (3 Bände 1782 und 1783) macht Cramer unverkennbar Opposition gegen die Manier Klopstock's und seiner Nachahmer: „Das Gebiet der heiligen Poesie“ — meint er — „habe nicht nur rauschende Gewässer und Ströme, sondern auch stiller fließende Bäche und Quellen; sie dürfe auch **dem Unterrichte** *) ihre nicht immer gleich bilderreiche, aber

---

„Nicht mürrisch, finster, ungesellig
„Ist wer ein Christ zu sein sich freut;
„Ist ohne Schmeichelei gefällig,
„Vereinigt Ernst und Freundlichkeit.“

*) Wie sehr Cramer bei seinen Gedichten an „**Unterricht**“, ja beinahe an einen systematischen Confirmanden-Unterricht dachte, beweist eine Stelle im „Vorbericht“ zu seinem III. Bande: „Er habe eine Inhalts-Anzeige für un-

doch allezeit harmonische Sprache leihen, wenn sie den Hörer mehr erleuchten als entflammen wolle; außer einer treuen Sprachrichtigkeit müsse auch diejenige Deutlichkeit *) darin herrschen, die sich von allzukühnen Wendungen in Wortfügungen und Wortversetzungen entferne.“ —

6. J. A. Ebert (1723 — 1795).

Ebert, an den eine der schönsten Oden Klopstock's gerichtet ist, verräth in einigen religiösen Gedichten den Einfluß Klopstock's und die Empfänglichkeit für dessen Richtung:

„So weit ein Sterblicher, noch mehr so weit ein Geist
Hier den Allmächtigen zu kennen fähig ist,
Wenn den gestärkten Blick die Wissenschaft erheitert,
Und ihn durch sichern Flug bis an die Schwellen bringt
Wo eingehüllt im Licht, von Seraphim umringt,
Auf Welten ohne Zahl der Welten Vater thronet,
Und jenen kühnen Schwung durch einen Wink belohnet —
So weit drang dieser Geist.“ —

Dies zuversichtliche Zeugniß giebt er sich selbst (S. 292); die Mehrzahl seiner vermischten Gedichte (wovon die meisten aus den Jahren 1740 bis 1749 stammen) lassen aber eher auf seine innere Verwandtschaft mit Hagedorn und Gleim schließen; wie er auch ausdrücklich

---

nöthig gehalten, weil alle in diesen drei Bänden befindlichen geistlichen Gesänge beinahe in der Ordnung auf einander folgen, in welcher die theoretischen und praktischen Lehren des Christenthums mit einander verbunden sind, wodurch für nachdenkliche Leser der Inhalt deutlich genug bestimmt werde.“ —

*) Diese Deutlichkeit wird freilich bei Cramer meist zur völligen Verwässerung und zur breitesten prosaischen Moralpredigt; als Beispiel mögen Verse wie die folgenden hinreichen:

„Wohl uns, wenn wir, o Geist des Herrn,
„Bekehrt und gläubig sind, und gern
„Auch heilig würden“ u. s. w.

oder in Band II. S. 231:

„Theuer wie mein eignes Leben,
„Wie mein Nam' und Eigenthum,
„Sei mir, Menschen, euer Leben,
„Euer Eigenthum und Ruhm.“ —

(in den „Episteln und vermischten Gedichten" S. 243) Ovid, Anakreon, Hagedorn und Haller als seine Sänger der Liebe preist. Wie Uz versucht er sich also in beiden Richtungen, im naturalistischen wie im supranaturalistischen Enthusiasmus.

7. Klamer Eb. C. Schmidt (1746 — 1824).

Auch Schmidt *) hat dieselbe Doppelstellung in seiner innern Richtung wie Ebert. Unter seinen „Gesängen für Christen" sind mehrere, die sich den besten von Klopstock an die Seite stellen lassen, so das Osterlied:

„Allerheiligster der Todten
Du Ersterstandner von den Todten!
Mein Schutz im Tode bist auch du!
Wort des Lebens, Leben Aller!
Heil! nicht auf ewig schließt der Waller
Dereinst die müden Augen zu."

Ebenso sein Lied: „Nach der Communion" (von 1773):

„Ach in leidenvoller Nacht
Hat dein letzter großer Wille
Mir Genuß des Himmels und die Fülle
Tausendfacher Seligkeit vermacht! —
„Eine lebende Gestalt
Hat der Herr in mir gewonnen;
Fallt ihr Erden, fallt in nichts ihr Sonnen:
Siegend steht mein Glaube, wenn ihr fallt!" —

Seine späteren Lieder (nach 1785) haben nichts mehr von dem Schwunge Klopstock's, der nun mit guten moralischen Vorsätzen vertauscht wird; doch machen Lieder wie sein „Psalm der Hoffnung" (1806) und „Gottes Wege" (1807) eine schöne Ausnahme von dieser Verflachung. Dagegen athmet in einem großen Theile seiner sonstigen Gedichte der leichte naturalistische Ton und Geist Gleim's und Hagedorn's, eine mehr antike Lebensanschauung, die auch wo sie ernster wird, nicht über stoische Resignation hinauskömmt, so in seiner Grabschrift (1792):

„Was er gelitten, das verhülle
Das stumme Grab! Es war sein eigner Wille

*) Klamer E. C. Schmidt's Leben und auserlesene Schriften, herausgegeben von seinem Sohne. 1826. Band I. und II.

Und der Nothwendigkeit. Nun hat ihn endlich hier
Die Parze still hinab gebettet,
Ihr Freunde lebt denn wohl!" —

Man denke dabei an Klopstock's Grabschrift auf der Ruhestätte seiner Meta, und man wird sogleich der tiefen Kluft zwischen der Gesinnung beider gewahr werden, einer Kluft, die noch tiefer wird, wenn Stellen wie sie in dem Schmidt'schen Gedichte „an Heinse" (1777) sich finden (und die keineswegs nur vereinzelt stehn), in Betracht kommen:

„Von den Loosen, so sie droben mischen,
„Ist Genuß der einzige Gewinn." —

Nach den epischen und lyrischen Versuchen die um Klopstock herumliegen, haben wir schließlich auch noch der dramatischen zu erwähnen. Auch hierin eröffnen Gottsched (mit seinen Trauer- und Lustspielen) und Bodmer (mit biblischen Stücken wie Joseph und andere, sowie mit politischen Schauspielen) den Reigen. — Anfangs unter Gottsched's Einfluß, doch bald seinem innern Bildungstriebe selbständiger folgend, versuchte sich Joh. Elias Schlegel (1718 bis 1749), Bruder des Joh. Adolf, in der dramatischen Bearbeitung antiker, dann deutscher und skandinavischer Stoffe (Orest und Pylades; Herrmann; Heinrich der Löwe; Canut und anderer) mit einem Talente, das nur durch des Dichters frühen Tod in seiner reiferen Entfaltung unterbrochen wurde. —

Gerade wie Schlegel wurde ein andrer ihm verwandter Geist, Cronegk (1731 bis 1758) aus Ansbach *) durch frühzeitigen Tod von seiner Laufbahn als dramatischer Dichter abgerufen. Sein „Codrus" (in Hexametern) ist, allem Anscheine nach, durch Klopstock's Vorbild entstanden, wie die Lustspiele (der Mißtrauische, die Klage und andere) den Einfluß Gellert's verrathen; wie Gellert und Klopstock hält auch Cronegk an der moralischen Bestimmung der Bühne fest, ein Grundsatz, den er in der „Verfolgten Comödie" ausdrücklich vorträgt: Die Comödie ruft hier dem von ihr verfolgten Laster zu:

„Nein, du sollst nicht entfliehn! Es soll die Welt dich kennen;
Du suchst dich nur umsonst Witz und Verstand zu nennen.
Die Larve die du trägst, Verräther, schützt dich nicht
Du bist das Laster. Seht das häßliche Gesicht!

---

*) Des Freiherrn J. Fr. von Cronegk Schriften. 3 Bände. Leipzig 1771.

Du sollst die Sterblichen nicht länger mehr betrügen;
Die Wahrheit siegt durch mich. — —
Entdecken will ich dich und dich verächtlich machen
Doch strafen will ich nicht, ich will dich nur verlachen
Du selber strafest dich!"

Mit edelm Zorne weist sie jeden Angriff auf den sittlichen Adel der dramatischen Poesie zurück:

„Nein du sollst deinen Zweck in Deutschland nicht erreichen!
Nein, meine Bühne soll nie meinen Ruhm entweihen;
Es soll die Dichtkunst nie des Lasters Werkzeug sein!"

Als die eigentliche sittliche Aufgabe des Lustspiels bezeichnet Cronegk die Verspottung des Lasters in den Worten, die er der Comödie in den Mund legt:

„Mit Weisheit lachen, ist die feinste Sittenlehre!
Stets soll mein bittrer Spott, mein Lachen sich bemühn,
Die Herzen zu erhöhn, und von dir abzuziehn." —

Im weitern Verlaufe wird die Comödie von der Dummheit und deren Ehemann dem Unverstande schlecht empfangen; sie entlarvt die Heuchelei, und verschmäht es sich mit dem Possenspiele zu verheirathen. Endlich wird die Verkannte und Verfolgte von der Tugend aufgenommen:

„Vernunft und Tugend siegt. Nie muß die Wahrheit zagen;
„Nie kann der Thoren Schwarm der Tugend Blick ertragen." —

Das Grellste und Spannendste, was aus dem Klopstock'schen Kreise hervorgegangen, hat Gerstenberg geschrieben, dessen „Ugolino" (1768) sogar unter Klopstock's ausdrücklicher Aufmunterung entstand, *) ein Drama, das auf die roheste Stoff-Wirkung, auf die maßloseste Gefühls-Wühlerei abzielt. — Klopstock hatte also keine Ahnung davon, daß in solchen Machwerken ihm das warnende Extrem der Entartung seiner eigenen Manier entgegentrat.

---

*) „Gerstenberg hat einen Ugolino gemacht, der trefflich und, mich „däucht, nicht zu schrecklich ist. Ich habe das kleine Verdienst dabei, ihn aufgemuntert zu haben." — Klopstock an Gleim, 19. December 1767 aus Kopenhagen.

Das Bisherige macht durchaus nicht den Anspruch, den breit fließenden Strom dieser an Klopstock sich schließenden Literatur zu erschöpfen; eine Vollständigkeit dieser Art bleibt gern den Bücherkundigen überlassen. Unser Zweck ist erreicht, wenn das Bezeichnende in Ton und Gesinnung jener Epoche getreu hervorgehoben wurde.

Neben Klopstock den Vertreter einer neuen christlichen Poesie stellen wir nun Hamann als Vorläufer einer neuen christlichen Philosophie, neben den begeisterten Dichter den intuitiven christlichen Denker. Diese gleichzeitige Verjüngung des religiösen Princips in Empfindung und Gedanken, in Poesie und Philosophie, war das vielversprechende Morgenroth eines neuen Tages.

Hamann.

(1730 — 1788.)

Dem christlichen Dichter stellen wir den christlichen Denker an die Seite, *) den Magus aus Norden neben den Sänger des Messias. **)

---

*) Ueber Hamann vergleiche man vor Allem: Hamann's Schriften, herausgegeben von Friedrich Roth, Bd. 1. — 8, mit trefflichen Einleitungen des Herausgebers. Außerdem F. Herbst, Bibliothek christlicher Denker. Bd. I. 1830. — F. Cramer, Sibyllinische Blätter des Magus im Norden. 1819.

**) Beide Männer achteten sich gegenseitig. Als Klopstock von Hamann in den „Zwei Scherflein zur neuesten deutschen Literatur" 1780 (VI. 23.) wegen seiner Orthographie angegriffen wurde, fragte er im Scherze: ob die Schrift von dem Alten vom Berge sei? — Hamann bewunderte am meisten Klopstock's Oden; die Ode über die Allgegenwart Gottes (schreibt er 1759 an Lindner) lasse sich ohne einen heiligen Schauer nicht lesen. — Die Messiade stellte er nicht so hoch: „Ich unterscheide die Originalstücke unsers Assaphs von seinen Verwandlungen der alten Kirchenlieder, ja selbst „von seiner Epopee, deren Geschichte bekannt und mit Milton seiner, wo nicht „ganz doch im Profil ähnlich ist." —

Uebrigens war Hamann in seiner Jugend selbst Dichter gewesen. Unter den „Jugendlichen Gelegenheitsgedichten", die in den Kreuzzügen des Philologen (II. 319) abgedruckt sind, findet sich unter andern ein Gedicht auf den Geburtstag seines Vaters (1749), das in einigen Stellen schon den späteren Hamann leise ankündigt:

„O dreimal selig sei
der Tag,
„Da Dich Dein Vater segnend
grüßte!

Wir stehen nicht an: Hamann als christlichen Denker der Neuzeit in die erste Reihe jener bedeutenden Geister zu stellen, die sowohl durch den Umfang ihres Wissens wie durch den Tiefsinn ihres Geistes am ehesten berufen waren: die alte Zeit in die neue hineinzuführen, den poetischen und philosophischen Geist der Nation mit den Urgedanken des Christenthums zu durchdringen.

Wollen wir die Summe dessen aussprechen, was die geistige Arbeit Deutschlands seit einem halben Jahrhundert sucht, so ist es im letzten Grunde eine Philosophie der Religion und eine Philosophie der Geschichte; beides zusammen als die zwei sich ergänzenden Blätter der Philosophie des Christenthums. Beide finden ein Gegebenes, eine unzerstörbare objektive Macht schon vor; jene: die Religion, den religiösen Glauben aller Zeiten und aller Völker; diese: die Geschichte, die gesammten Erfahrungen des menschlichen Geschlechtes in der äußeren erscheinenden Welt. — Alles organische Leben in der Menschheit, also Kirche und Staat ist aus jenen beiden positiven Mächten erwachsen: aus Religion und Geschichte, aus innerer und äußerer Erfahrung, aus Gottesbewußtsein und Weltbewußtsein. Das sind die beiden Pole, um welche sich die Menschheit bewegt. —

Nun aber tritt jener uralten objektiven Macht die Subjektivität entgegen, das Bedürfniß nach Erkenntniß, nach individueller Aneignung des objektiv Gegebenen; dieses geistige Bedürfniß, dieser Drang der Subjektivität ist, im weitesten Sinne genommen: Philosophie. — Nur in geistig und religiös tief erregten Zeiten und Völkern, bei hoher geistiger Entwickelung, faßt sie Wurzeln. —

Gewöhnlich beginnt die erste Regung der Subjektivität mit dem Zweifel an der Realität, an der Wahrheit der objektiven Welt; es tritt ein Bruch ein; der subjektive Geist verwirft alles Objektive, und will von sich aus entweder eine ganz neue Schöpfung beginnen (einen neuen Staat, eine neue Religion) oder doch wenigstens das Gegebene einer umfassenden Reform unterwerfen. Dieser Zwiespalt wird ein weltgeschichtlicher als geistige oder politische Revolution in ganzen Völkern oder

---

„In Vaterblicken mit Dir sprach,
„Und Dich als Sohn mit Inbrunst küßte!
„Du weintest zwar bei seiner Lust
„Für kindlich ahndungsvollen Schmerzen,
„Doch fandst Du mit der Mutter Brust
„Zugleich die Ruh' an ihrem Herzen." —

in hervorragenden Individuen. Die französische Revolution z. B. ist eben der Ausdruck eines solchen tiefen Zwiespaltes im politischen und socialen Leben einer Nation. Als Darstellung jenes geistigen Bruches in einem Individuum ist Goethe's Faust unübertrefflich, zugleich als Typus des deutschen Geistes in der geistigen Krise des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts.

Allein der Zustand des Zwiespaltes darf nicht der dauernde sein; nur als Uebergang, als Entwickelung kann er sich geltend machen, sonst führt er zur Erschöpfung und zum geistigen oder politischen Tode.

Erst wenn durch große Lebens-Erfahrungen und gereiftere Bildung der denkende Geist eingedrungen ist in das Innere der objektiven Welt, wenn die Geschichte nicht mehr eine ihm fremde despotische Macht ist, wenn er in ihr dieselben Gesetze, denselben geistigen Inhalt findet, den er in sich selber erkennt: dann beginnt die Versöhnung der subjektiven und objektiven Welt. Dann erkennt der individuelle Geist sich selber nur als einen Zweig am großen Baume der Menschheit, als ein Glied der Entwickelung; dann erst wird er heimisch in der ihn umgebenden Welt Gottes, in Natur und Geschichte. — Für Individuen und für Völker sind dies die schönsten kräftigsten Zeiten. Sie dauern, bis wieder ein neuer noch tieferer Bruch erfolgt, wo also eine noch höhere umfassendere Versöhnung nöthig wird. In diesem geistigen Processe, in diesem Krieg' und Frieden der beiden Grundmächte der Menschheit bewegt sich die Weltgeschichte und das Leben. Es ist daher ein Beweis für Goethe's Tiefblick, wenn er den „eigentlichen Inhalt der Geschichte" im Kampfe des „Glaubens und Unglaubens" (der objektiven und subjektiven Bildung) sieht. *)

Unsere Zeit — davon giengen wir aus — steht wieder seit einem Jahrhunderte in einem solchen innern Bruche; sie arbeitet also, bewußt oder unbewußt, an dieser Versöhnung des Geistes, die (nach unserer Ueberzeugung) von einer neuen Religions- und Geschichtsphilosophie ausgehen muß; nicht von den abstrakten Systemen der Schule, sondern von einer Philosophie, die genug sittliches Mark und geistige Kraft in sich trägt, um das Leben selbst zu durchdringen und in Saft und Blut aller wahrhaft Gebildeten überzugehen. —

---

*) „Das eigentliche einzige und tiefste Thema der Welt- und Menschen-„geschichte, dem alle übrigen untergeordnet sind, bleibt der Conflikt des Un-„glaubens und Glaubens." — Goethe, zum westöstlichen Divan.

Grundzüge einer solchen Philosophie finden sich in Hamann's Schriften, wie edles Metall in einem tiefen und schwer zugänglichen Schacht. Darum dürfen wir ihn, mit Goethe's Ausdruck, unsern geistigen Aeltervater nennen. —

Welch ein Mißgeschick war es nun, daß er, der ganz zum Lehrer Deutschlands berufen war, in Wort und Schrift stammelte! — Vom Katheder hielt ihn seine stammelnde Zunge fern,*) und in seinen Schriften stammelt der Ausdruck, der mit der Fülle und Tiefe seiner Gedanken und Anschauungen oft erfolglos ringt!**) Ein ähnliches Mißverhältniß wie zwischen seinen Ideen und ihrer Darstellung waltete auch zwischen seiner geistigen Bedeutung und seiner äußeren Lebensstellung ob, so daß er sich viele Jahre hindurch in ganz untergeordneten Verhältnissen und Aemtern in seiner Vaterstadt Königsberg abquälen mußte;***) als Kopist beim Magistrat, als Kanzelist bei der Kriegs- und Domänen-Kammer, als Hofmeister, als Uebersetzer und Sekretär bei der Regie und endlich (1777) als Packhof-Verwalter; bis die großherzige Unterstützung verehrender Freunde (Bucholz in Münster, die Gallitzin und F. H. Jacobi) ihm in seinen letzten Jahren eine freiere Stellung verschaffte.

Und doch ist er trotz all diesen inneren Mißverhältnissen und Hemmungen (wozu auch das Unbefriedigende in der sittlichen Gestaltung seines reichen innern Lebens zu rechnen ist), mehr und mehr

---

*) „Meine Hauptzweifel" — schreibt er 1780 an Klopstock, in Beziehung auf dessen Grundsätze über Orthographie — „fließen aus der allgemeinen Theorie der Sprache, welche ich größtentheils der unseligen Mühe, welche mir Reden und Schreiben macht, zu verdanken habe."

**) „Ich predige nicht in Gesellschaften; weder Katheder noch Kanzel „würden meiner Länge etwas hinzufügen. Eine Lilie im Thal, und den „Geruch des Erkenntnisses verborgen auszuduften: wird immer der „Stolz sein, der im Grunde des Herzens und in dem innern Menschen am „meisten glühen soll." — Brief an Lindner 1759. — Schriften I. 397.

***) „Geneigter Leser! Ich kenne einen Menschen — dieser Mensch hat „auf zwo Kanzeleien einen Monat und sechs Monat umsonst gedient. — Er „konnte zu dem bescheidenen Glück, in seinem Vaterlande ein ehrlicher Thorschreiber zu werden, nicht gelangen vor überlegener Concurrenz invalider „Schuhputzer und Broddiebe." (Vergl. „Neue Apologie des Buchstabens H.") — Und in den Hierophantischen Briefen 1775: „Was sind die sämmtlichen „Leiden des jungen Werthers gegen den Druck, worunter ich Gottlob schon „sieben Jahre in meinem Vaterlande als ein Palmbaum getrieben!" —

der Lehrer Deutschlands für ein späteres Geschlecht geworden, das, gerechter als seine Zeitgenossen, in ihm den Genius erkannte, der mit Recht „der Magus aus Norden" hieß.*)

Nach der Art wahrhaft großer Menschen vereinigte er Eigenschaften, die sich unter schwächere Geister feindlich vertheilen; den dichterischen Schwung Klopstock's und die allseitige Forschungskraft Lessing's hat sein Geist in sich vermählt.

Wohl vertraut mit der antiken Welt,**) wurzelte doch sein innerstes Sein auf dem Grund des evangelischen Christenthums, in welchem er die Fülle aller Wahrheit und die reichste Quelle sittlicher Kraft erblickte. So verband er die alte und die neue Welt und überwand — bis zu den letzten Gründen des Erkennens vordringend, den Zwiespalt von Glauben und Wissen. Die Höhe und der Umfang seines Gesichtskreises***) machte ihn für die Aengstlichen unter den Frommen und für die beschränkten „Aufgeklärten" unverständlich und ungenießbar;†)

---

*) Es war ein glücklicher Gedanke, wenn in neuerer Zeit auf deutschen Hochschulen (z. B. in Erlangen vom Herrn Professor von Schaden) der Versuch gemacht wurde, durch besondere Vorlesungen das Verständniß Hamann's in der akademischen Jugend zu fördern.

**) „Vielleicht verhalten sich die Alten zur Natur wie die Scholiasten zu ihrem Autor. Wer die Alten ohne die Natur zu kennen studirt, liest Noten ohne Text." — „Gerade als wenn unser Lernen ein bloßes Erinnern wäre, weist man uns immer auf die Denkmale der Alten, den Geist durch das Gedächtniß zu bilden. Warum bleibt man aber bei den durchlöcherten Brunnen der Griechen stehen, und verläßt die lebendigsten Quellen des Alterthums? Wir wissen vielleicht selbst nicht recht, was wir in den Griechen und Römern bis zur Abgötterei bewundern." —

„Die Alten wiederherzustellen: das ist die Sache. Sie zu bewundern, zu beurtheilen, zu anatomiren, Mumien aus ihnen zu machen: ist nichts als ein Handwerk, eine Kunst die auch ihren Meister erfordert." — Hamann an Herder 1769.

***) In seiner Recension der Kantischen Kritik der reinen Vernunft (1781) setzt er „das Maximum ächter Autorschaft und Kritik" darin: „von blutwenigen gefaßt zu werden." — Dies ist in hohem Grade an ihm selber in Erfüllung gegangen. — „Die Deutlichkeit gewisser Bücher" — sagt er ein anderes Mal — „ist oft Betrug und Mangel. . . . Die nichts als den Mechanismus der Wissenschaften bekennen, haben gut schreiben und dürfen „für Leser nicht sorgen." —

†) „Man überwindet leicht das doppelte Herzeleid, von seinen Zeitgenossen nicht verstanden und dafür gemißhandelt zu werden, durch den Geschmack

für Jene war sein großartiger Freisinn, seine Ironie, die Unverhülltheit seiner Sprache, die Vielseitigkeit seines Wesens, eine zu starke Speise; während die „hellen Denker" in Berlin den geistesmächtigen Mann, dem sie nicht an die Schultern reichten, wie eine unheimliche Erscheinung anstaunten oder belächelten.

Wohl aber ahneten die Ersten unter seinen Zeitgenossen: welche Geistesgröße sich hier in die unscheinbarste Form verhüllte. Voran steht Goethe; indem er von dem Italiener Vico spricht, äußert er: „Es „ist gar schön, wenn ein Volk solch einen Aeltervater hat. „Den Deutschen wird einst Hamann ein ähnlicher Codex „werden." — „Dieser würdige, einflußreiche Mann" — so erzählt Goethe aus seiner Jugend *) — „war uns damals ein eben so großes Geheimniß, als er es immer dem Vaterlande geblieben ist. Seine Sokratischen Denkwürdigkeiten erregten Aufsehen, und waren solchen Personen besonders lieb, die sich mit dem blendenden Zeitgeiste nicht vertragen konnten. Man ahnete hier einen tiefdenkenden, gründlichen Mann, der mit der offenbaren Welt und Literatur genau bekannt, doch auch noch etwas Geheimes, Unerforschliches gelten ließ, und sich darüber auf eine ganz eigene Weise aussprach. Von denen die damals die Literatur des Tages beherrschten, ward er freilich für einen abstrusen Schwärmer gehalten; eine aufstrebende Jugend ließ sich aber wohl von ihm anziehen." — — „Unsere Aufmerksamkeit auf diesen Mann hielt Herder immer lebendig, der ... Alles was von jenem merkwürdigen Geiste nur ausging, sogleich mittheilte." — — „Ich gebe die Hoffnung nicht auf, eine Herausgabe der Hamann'schen Werke entweder selbst zu besorgen oder doch zu befördern." — —

„Das Princip, auf welches die sämmtlichen Aeußerungen Hamann's sich zurückführen lassen, ist dieses: „Alles was der Mensch zu

---

„an den Kräften einer bessern Nachwelt. — Glücklich ist der Autor, welcher „sagen darf: Wenn ich schwach bin, so bin ich stark! — aber noch seliger ist „der Mensch, dessen Ziel und Laufbahn sich in die Wolken jener Zeugen verliert, deren die Welt nicht werth war." — So dachte Hamann über die Würdigung, die seine Zeit ihm angedeihen ließ. — „Der große Hamann ist ein tiefer Himmel voll teleskopischer Sterne, und manche Nebelflecken löst kein Auge auf. — Sein Styl ist ein Strom den ein Sturm gegen die Quelle zurückdrängt, so daß die deutschen Marktschiffe gar nicht darauf fortkommen können" — sagt Jean Paul von ihm. —

*) Wahrheit und Dichtung. Th. III.

„leisten unternimmt, es werde nun durch Wort oder That oder sonst „hervorgebracht, muß aus sämmtlichen vereinigten Kräften „entspringen; alles Vereinzelte ist verwerflich." — „Eine herrliche Maxime! aber schwer zu befolgen. Von Leben und Kunst mag sie freilich gelten; bei jeder Ueberlieferung durch Wort hingegen, die nicht gerade poetisch ist, findet sich eine große Schwierigkeit; denn das Wort muß sich ablösen, es muß sich vereinzeln um etwas zu sagen, zu bedeuten." — — „Da nun aber Hamann ein für allemal dieser Trennung widerstrebte, und wie er in einer Einheit empfand imaginirte dachte, so auch sprechen wollte, und das Gleiche von Andern verlangte: so trat er mit seinem eigenen Styl und mit Allem was die Andern hervorbringen konnten, in Widerstreit. Um das Unmögliche zu leisten greift er daher nach allen Elementen, wo sich Natur und Geist im Verborgenen begegnen, erleuchtende Verstandesblitze die aus einem solchen Zusammentreffen hervorstrahlen, bedeutende Bilder die in diesen Regionen schweben, andringende Sprüche der heiligen und Profanscribenten und was sich sonst noch humoristisch hinzufügen mag: alles dieses bildet die wunderbare Gesammtheit seines Styls, seiner Mittheilungen." —

So weit Goethe. — Was Herder seinem älteren Freunde Hamann verdankte, ist aus der Correspondenz beider Männer hinlänglich bekannt.*) In den „Fragmenten zur deutschen Literatur" (erste Sammlung) bemerkt Herder über ihn: „Wer ihn nicht als Gestirn betrachten will, sehe ihn als Meteor an; ein Phänomen bleibt er immer, im Eigenthümlichen unserer Sprache. Der Kern seiner Schriften enthält viele Saamenkörner von großen Wahrheiten neuen Beobachtungen und einer merkwürdigen Belesenheit; die Schaale derselben ist ein mühsam geflochtenes Gewebe von Kernausdrücken Anspielungen und Wortblumen." — — „Hätte unser jetzo abentheuerlicher Sokrates eine Aspasia,

*) „Kurz, lieber Mann Gottes, hör nicht auf, mich zu warnen, aber „auch zu hoffen und lieber zu stärken; denn ich fühl's gewiß voraus, daß mir „das letzte noth sein wird." Herder an Hamann (Bückeburg 16. Novbr. 1774). — Und ähnliche Stellen lassen sich in Menge nachweisen, z. B. die schöne (vom 18. Juli 1775): „Du Ruprecht Pförtner, ein Magus von „Natur, bist allein geschaffen, den König des Himmelreichs zu „feiern. Lebe wohl, lieber treuer Ruprecht-Pan, dem seine höhere unverwelkliche Krone über all sein Mühn und Leiden aufbewahrt bleibt." — „O „ich kenne ihn (schrieb Herder an Sprickmann, bei der Todes-Nachricht Hamann's), wie ihn einer kennt, und ehre seine Asche wie eines Propheten!" —

seine Gedanken auszudrücken, und einen Alcibiades, sie auszubilden: vielleicht hätte er Schüler und Nachkommen, bis alsdann vielleicht im dritten Gliede ein Aristoteles ... ein System in der Philologie errichtete, woran sein Großvater nicht gedacht hatte." —

Friedrich Jacobi urtheilt über Hamann (1787): „Der Genuß den ich an ihm habe läßt sich nicht beschreiben:*) wie denn immer bei außerordentlichen Menschen was ihren besondern und eigentlichen Eindruck macht, gerade das ist was sich nicht beschreiben oder angeben läßt. Es ist wunderbar, in welch hohem Grade er fast alle Extreme in sich vereinigt." — — „Die Coincidenz, die Formel der Auflösung einiger entgegengesetzten Dinge in ihm, bin ich noch nicht im Stande vollkommen zu finden; aber ich erhalte doch fast mit jedem Tage darüber neues Licht, unterdessen ich mich an der Freiheit seines Geistes beständig weide." — — „Die verschiedensten heterogensten Dinge, was nur in seiner Art schön wahr und ganz ist, eigenes Leben hat, Fülle und Virtuosität verräth, genießt er mit gleichem Entzücken.**) Omnia divina et humana omnia. — Ihm ist der wahre Glaube, wie dem Verfasser des Briefs an die Hebräer auf den er sich beruft: Hypostasis. Alles andere, spricht er verwegen, ist heiliger Koth des großen Lama. Wer aber den wahren Glauben hat, der weiß auch, wie er dazu gekommen ist, und hält sich nicht mit eiteln Versuchen auf, andern die Wahrheit einzutrichtern." — — „Nie verliert er eine gewisse Haltung, die eine Folge der festen und erhabenen Stimmung seiner Seele ist, die mit seinem kindlichen Wesen Thun und Lassen ... auf eine sonderbare Weise contrastirt und harmonirt, so daß ein Gan-

---

*) Und an Hamann selbst richtet er die Worte: „Du bist mir ein gewaltiges Zeichen; der Hamann den ich mehr als liebe, der mir Andacht einflößt und mein Herz zum Glauben stimmt, der ist kein Hirngespinnst." —

**) Uebereinstimmend ist Lavater's Schilderung (in den physiognomischen Fragmenten): „Die Welt ist seinem Blicke Wunder und Zeichen voll Sinnes voll Gottheit." — — „Was er sieht, sieht's durch ohne mühsame Meditation und Ideenreihung. — — Kann ein Blick mehr tiefer Seherblick sein? Prophetenblick zur Zermalmung mit dem Blicke des Witzes." — — „Dieses durchschauende, Ehrfurcht erregende Staunen, voll wirksamer treffender gebährender Urkraft! Dieses stille kräftige Geben weniger gewogener Goldworte! diese Verlegenheit: keine Scheidemünze für den Empfänger und Warter an der Hand zu haben — Hieroglyphensäule!" — —

zes daraus wird, welches zugleich die höchste Liebe die tiefste Ehrfurcht und das sorgloseste Vertrauen erweckt." —

Zu jener Sicherheit der „Haltung," zu jener „festen und erhabenen Seelenstimmung" die Jacobi an Hamann bewundert, ist er freilich erst nach langen Kämpfen, nach schweren Verwickelungen seines inneren und äußeren Lebens gelangt,*) die ihn hätten zerstören können, wenn seine höhere Bestimmung ihn nicht davor bewahrt hätte. Aber selbst

*) Diese Kämpfe, diese Mißtöne seiner Jugendzeit, wie sie in seiner Selbstbiographie und in den Briefen an Lindner und die Familie Behrens (Band I. der Sämmtl. W.) oder auch (in Vieler Augen) in seiner „Gewissens-Ehe" vorliegen, können Manchen zu einer völligen Verurtheilung Hamann's verführen; zumal wenn der innerste Kern seines Wesens nicht gefaßt wird. Das Dämonische in seiner Natur, die öftere Disharmonie zwischen dem religiösen und dem ethischen Menschen in ihm muß dann zurückschreckend wirken. In diesem Sinne ist Niebuhr's Beurtheilung (Lebensnachrichten II. 479 ff.) zu verstehen: „Wenige werden wissen, wie Hamann doch offenbar von „Kindesbeinen an in dem poetischen Pietismus der zu Königsberg herrschte, „auf- und in ihn hineingewachsen; und wie bei der Krisis die zu London in „ihm vorging, diese Religion bis zum Fanatismus und zum fürchterlichen in „ihm steigen konnte, ohne eine allergeringste Beimischung von Schein. ——— „Diese Lossagung von aller Dankbarkeit, diese despotischen Ansprüche, diese „grausame Petulanz scheinen uns eben nur andere Phasen der dämonischen „Natur, die in G. [Goethe?] furchtbar erscheint. . . . Es ist nicht gut daß die „Welt Jeden bis ins Innere kenne. . . . Es giebt Kleider der Seele die man „eben so wenig abziehen sollte als die des Körpers." —— „Er erscheint uns „als ein dämonischer Mensch, der sich berufen glaubt als Tyrann zu walten. „Ihm war diese pietistische Deutung der Bibel, ihre Auffassung als das eines „Handbuchs für alle Fälle des Lebens, von Kindesbeinen an Gewohnheit ge„wesen; in Momenten wo Noth Beklommenheit Reue sein ganzes Dasein „zusammengedrängt hatte, war er davon ganz und für das Leben ergriffen „worden; auf seine Handlungen hatte diese vermeintliche Heiligung keinen Ein„fluß (?) gehabt." — Niebuhr wäre der Wahrheit viel näher gekommen mit der Behauptung: daß Hamann in der Erkenntniß der Wahrheit viel höher gestanden als in der Bethätigung derselben; wer aber wird deßhalb ihn zu verurtheilen wagen? — Niebuhr erkennt übrigens unbedingt an: daß er „einer der tiefsten und gewaltigsten Geister gewesen, die Deutschland hervorgebracht;" und daß „die originale Richtung seines Geistes die eines Starken war, der aus einem untergegangenen Geschlecht in ein ganz verändertes Weltalter hineinlebte." —

die grellsten Mißtöne seines früheren Lebens dürfen uns nicht den tiefen heiligen Grundton seines Lebens und Strebens übertönen, der allein ihn für die Nachwelt so bedeutend machte.

Seine Jugendgeschichte hat Hamann in den „Gedanken über meinen Lebenslauf“ mit derselben Offenheit und in derselben Stimmung erzählt wie Augustin seine Bekenntnisse. — Eine fromme Erziehung gab ihm wenn auch in beschränkender Form frühzeitig die Richtung nach der Tiefe des Daseins hin;*) aber auch die Verführung näherte sich ihm, und legte vielleicht den Grund zu den Partien seines Lebens, die — für das sittliche Urtheil — etwas Abstoßendes haben; wir können schon bei dieser Gelegenheit aussprechen, was man in der Bewunderung der großartigen Erscheinung Hamann's sich nicht verhehlen darf: das geistig Uebermächtige, prophetisch Tiefsinnige in ihm ist nicht immer zu einer entsprechenden ethischen Ausprägung im erscheinenden Leben durchgedrungen. — Die Ungewißheit über seine wahre Lebensbestimmung trieb ihn durch mehrere Wechsel, endlich in schlimmster Verwickelung dem Versinken nahe, zu einer moralischen Krise, die ihn rettete und weihte. Das endliche Erwachen seines Gewissens war Eins mit der Neubelebung seines religiösen Bewußtseins: „Unter dem Getümmel aller meiner Leidenschaften“ — erzählt er — „bat ich immer Gott um einen Freund. Ich hatte anstatt dessen die Galle der falschen Freundschaft und die Unhinlänglichkeit der besseren gekostet. Ein Freund, der mir einen Schlüssel zu meinem Herzen geben konnte, den Leitfaden von meinem Labyrinth . . . ich fand diesen Freund in meinem Herzen, der sich in selbiges schlich, da ich die Leere und das Dunkle und das Wüste desselben am meisten fühlte.“ . . . „Je weiter ich (im Lesen der Schrift) kam, je neuer wurde es mir, je göttlicher erfuhr ich den Inhalt und die Wirkung desselben. Ich vergaß alle meine Bücher darüber; ich schämte mich, selbige gegen das Buch Gottes jemals verglichen, ja jemals ein anderes demselben vorgezogen zu haben. . . . Ich fand — daß alle Geschichte, alle Wunder, alle Gebote und Werke Gottes auf diesen Mittelpunkt zusammenliefen: die Seele des Menschen

---

*) Ein schönes Denkmal kindlicher Pietät hat er in dieser Hinsicht seiner Mutter (1756) gesetzt in den „Kreuzzügen des Philologen“ II. 331 ff.: „Sei mir gesegnet, fromme Leiche meiner Mutter! Bist du es, die mich unter „ihrem Herzen trug, die Sorgen für die Bedürfnisse meines Daseins — durch „die Stufen des Pflanzen- und Raupenstandes bis zum reiferen Menschen „— mit der Vorsehung theilte? Ja, Dank sei es der Vorsehung u. s. w.“ —

aus der Sklaverei, Blindheit und dem Tod der Sünden zum größten Glück, zur höchsten Seligkeit . . . zu bewegen." . . . „In der Geschichte des jüdischen Volkes las ich meinen eigenen Lebenslauf . . . Ich fühlte auf einmal mein Herz quillen, es ergoß sich in Thränen. . . . In den Augenblicken, worin die Schwermuth hat aufsteigen wollen, bin ich mit einem Troste überschwemmt worden, dessen Quellen ich mir selbst nicht zuschreiben kann." (1758). —

Der sittlichen Disharmonie in seiner bisherigen Entwickelung entsprach auch eine intellektuelle; es drückte ihn in seinem geistigen Leben — so außerordentlich er dies auch erweiterte — doch ein stockendes Uebergewicht des Aufnehmens und Genießens über Verarbeiten und Hervorbringen: „Ich habe" — klagt er — „mein Gedächtniß und meinen Kopf sehr geschwächt durch gehäuften und unnützen Schulfleiß. Ein noch größeres Uebel ist, daß diese Methode alle Ordnung, allen Begriff und Faden und Lust an derselben in mir verdunkelt hat. — Ich fand mich mit einer Menge Wörter und Sachen auf einmal überschüttet, deren Verstand, Grund, Zusammenhang, Gebrauch ich nicht kannte. Ich suchte immer mehr ohne Wahl, ohne Zusammenhang auf einander zu schütten, und diese Seuche hat sich über alle meine Handlungen ausgebreitet, daß ich mich endlich in einem Labyrinth gesehen habe, von dem ich weder Aus- noch Eingang erkennen konnte." —

Tröstende Lichtblicke fielen in seine letzten Lebensjahre; ein edler junger Mann, Franz Bucholz in Münster, dankbar für das geistige Gut das ihm durch Hamann geworden, befreite ihn von ökonomischen Sorgen (1782); und ein Besuch in Münster und bei Jacobi in Düsseldorf (1787—88) krönte das Glück seines Lebens; die letzten Töne, die wir von ihm kennen, sind der Ausdruck einer festen, beglückenden Zuversicht: „Je mehr die Nacht meines Lebens zunimmt, desto heller wird der Morgenstern im Herzen, nicht durch den Buchstaben der Natur, sondern durch den Geist der Schrift." — „Der mich unter so viel Wundern und Zeichen hergeführt hat, wird mich auch mit Frieden und Freuden heimbringen in's rechte Vaterland, und mir jeden Himmel, jedes Elysium auf Erden zu verleiden wissen." — „Ich habe alle Sorgen von mir geworfen, und mein Schicksal ist in guter Hand." —

Wie Lessing hatte auch er lange Zeit an jener Unruhe gelitten, die — universellen Menschen ohnehin eigen — einer großen geistigen Bewegung voranzugehen pflegt, wie er denn schon 1775 weissagend schrieb „daß eine Revolution der Geister und unserer Erde in Gährung sei." — Aber wenn Lessing, jener Unruhe müde, nur klagt „daß

das ganze Leben ihm nicht selten so ekel sei," so endete hingegen Hamann in Frieden, in beglückender Hoffnung.

Hamann's schriftstellerische Thätigkeit ist nur in Gelegenheitsschriften, Briefen und in Bruchstücken von Aufsätzen niedergelegt, die er für sein eigenes Bedürfniß zur Selbstverständigung entwarf. Hervorgerufen waren die meisten seiner Schriften durch den Kampf gegen die Wortführer der damaligen deistischen „Aufklärung" und die kritische Philosophie Kant's, mit andern Worten also gegen die rationalistische Umwälzung sowohl in der Form der Popular-Philosophie (Mendelssohns) als des Kantischen Kriticismus. Gegen diese beiden, die öffentliche Meinung damals beherrschenden ja tyrannisirenden Formen des Rationalismus vertrat er mit dem sichern Bewußtsein geistiger Ueberlegenheit die ewigen Ideen und die unerschütterlichen Thatsachen*) des historischen Christenthums; ohne deßhalb die innere Nothwendigkeit einer neuen tieferen und geistigeren Auffassung desselben zu verkennen.**) Im An-

---

*) „Diesem Könige, dessen Name wie sein Ruhm groß und unbekannt „ist, ergoß sich der kleine Bach meiner Autorschaft, verachtet wie das Wasser „zu Siloah das stille geht. Kunstrichterlicher Ernst verfolgte den dürren „Halm und jedes fliegende Blatt meiner Muse; weil . . . das fliegende Blatt „taumelte und schwindelte vom Ideal eines Königs, der mit der größten Sanft„muth und Demuth des Herzens von sich rühmen konnte: Hie ist mehr denn „Salomo." — — — „Ich weiß nicht, wie die beiden Gegenstände die „meine geheime Autorschaft über ein Vierteljahrhundert im Schilde „geführt: Christenthum und Lutherthum, durch den Zauberstab der „Modegöttin in eine Helena verjüngt worden, um die sich Trojaner und Grie„chen katzbalgen." — Roth. VII. 121 u. 128. „Fliegender Brief an Niemand den Kundbaren." —

**) Und zwar machte er diese Wahrheit nach allen Seiten hin gleich entschieden geltend, gegen aufklärerische Verödung wie gegen äußerliche mechanische Verdumpfung, überhaupt gegen alles Wort- und Formelwesen, gegen allen Lippen- und Scheindienst: „Weder die dogmatische Gründlichkeit pharisäischer „Orthodoxen noch die dichterische Ueppigkeit sadducäischer Freigeister wird die „Sendung des Geistes erneuern der die heiligen Menschen Gottes „trieb zu reden und zu schreiben." — „Heiden zu verdammen und selbige selig wissen zu wollen . . . . ist eine Thorheit von völlig gleichem Schlage; sowie gesunde Vernunft oder Orthodoxie im Grunde der Sache ganz gleichbedeutende Wörter sind (selbst der Etymologie nach), auch die strengsten Schlußfolgen aus bloßen Wörtererklärungen mit willkürlichen Sätzen

gesichte des unermeßlichen geistigen Umschwunges einer neuen Zeit war es ja gerade die innerste Aufgabe seines Lebens: die geistigen Grundlagen einer zugleich freieren und wahreren Philosophie des Christenthums zu suchen, dieser Lebensbedingung eines wahrhaften und bleibenden Geistesfriedens der Zukunft.

Andeutungen dessen was er erstrebte liegen in Aeußerungen wie diesen: „Vom Himmel muß unsre Philosophie anfangen und nicht vom theatro anatomico und den Sektionen eines Cadavers.“ (VII. 149.) „Philosophie ohne Geschichte sind Grillen und Wortkram. Aus Exempeln werden Regeln abgesondert, und die Probe der Regeln sind wiederum Exempel.“ — In diesem tiefen Widerwillen gegen allen Wort-Formalismus schreibt er an Jacobi: „Ich wünschte Sie so gerne aus dem Labyrinthe der Weltweisheit in die kindliche Einfalt des Evangeliums versetzen zu können, und weiß selbst nicht, wie ich es anfangen soll: das trockene *ὄν* [das Sein] Ihnen zu verleiden.“ — „Die Furcht des Herrn ist der Weisheit Anfang und seine evangelische Liebe der Weisheit Ende. Ein anderes *δός μοι ποῦ στῶ* kenne und weiß ich nicht als sein Wort, seinen Schwur, sein „Ich bin und werde sein.“ — „Ob es mir je glücken werde, Sie von dem leeren Wortkram in Aristoteles, Cartesius und Spinoza zu überführen, wird die Zeit lehren ... Hier liegt der Erbschade unserer Philosophie und Philologie, wie ich reine Vernunft übersetzt habe. Ich kann aber mit meinen Begriffen darüber auch nicht in's Reine kommen.“—„In meinen Augen ist schon Spinoza's Aberglaube an die mathematische Form ein Blendwerk und eine sehr unphilosophische Gaukelei.“ — „Auf diesem eiteln Vertrauen ex vi formae Gewißheit zu erhärten, scheint mir das ganze Kantische Gebäude zu beruhen.“ — „Fleisch und Blut kennt keinen andern Gott als das Universum, keinen andern Heiland als einen homunculum, keinen andern Geist als den Buchsta-

---

immer einerlei bleiben, und unser Aller Seligkeit eben so wenig von den Stufen der Vernunftmäßigkeit und Rechtgläubigkeit (selbst wie gute Werke betrachtet) abhängt als Genie vom Fleiße, Glück vom Verdienste.“ — „Durch Wahrheiten thut man mehr Schaden als durch Irrthümer, wenn wir einen widersinnigen Gebrauch von den ersten machen, und die letzten durch Routine oder Glück zu modificiren wissen. Wie mancher Orthodox zum Teufel fahren kann trotz der Wahrheit, und mancher Ketzer in den Himmel kommt trotz dem Bann der herrschenden Kirche und des Publici.“ — (Aus einem Briefe an Kant 27. Juli 1759.)

ben. Ein Mensch kann nichts nehmen, es werde ihm denn gegeben... Durch den Baum der Erkenntniß werden wir der Frucht des Lebens beraubt... Die Künste der Schule und Welt berauschen und blähen mehr, als daß sie im Stande sind, unsern Durst zu löschen." — „Die individuellen Beweise göttlicher Güte und Herunterlassung zu unsern Bedürfnissen sind feurige Kohlen, und dringen tiefer in die Seele als das faule Holz scholastischer Begriffe von Substanz" u. s. w. —

Ueber seine Auffassung des Christenthums hat er sich wiederholt und unverhüllt ausgesprochen: „Eine ungehinderte Aeußerung unsrer Wirksamkeit würde uns in's unendliche Leere vom Vater des Lichts entfernen ohne seine höhere, unmittelbare Anziehungskraft von oben, weil Alles, was in der Welt ist, nicht vom Vater, sondern von der Welt ist." — „Der allein, welcher in's Herz und in's Verborgene sehen kann, ist dazu bestimmt, unser ächter Freund zu sein, ist das einzige Objekt unsrer Begierden und Ideen. Alles Uebrige sind Erscheinungen, wie die Philosophen ganz richtig sagen, ohne sich selbst zu verstehen oder verstanden zu werden. Mit diesen Phänomenen müssen wir uns behelfen, bis wir in's Reine und Freie kommen aus unserm Mutterleib heraus, der uns eingewickelt hält und halten muß, bis wir zur Reife kommen." — „Wir müssen überführt sein, daß der Regierer der ganzen Welt unser Gott ist; wir müssen durch den Glauben den Antheil an seiner Gegenwart und Gnade fühlen." — „In der Einsamkeit schmecken und erfahren wir die Gnade der Gemeinschaft Gottes, seiner vertraulichen Gegenwart und den Segen seiner Einwohnung mehr als jemals." — „Wenn die Narren sind, die in ihrem Herzen das Dasein Gottes läugnen, so kommen mir die noch unsinniger vor, die selbiges erst beweisen wollen." — „Nur nicht über das Cogito das edle Sum vergessen! Gott schuf — ohne diesen Beweis giebt es keinen andern von seinem Dasein."

Sehen wir im Obigen die Grundzüge der Hamann'schen Theologie, so enthalten die folgenden Stellen Andeutungen zu seiner Christologie: „Ich habe es bis zum Ekel und Ueberdruß wiederholt, daß es den Philosophen wie den Juden geht, und beide nicht wissen, weder was Vernunft noch was Gesetz ist, wozu sie gegeben: zur Erkenntniß der Sünde und Unwissenheit — nicht der Gnade und Wahrheit, die geschichtlich offenbart werden muß, und sich nicht ergrübeln noch ererben noch erwerben läßt. Dieses kurze, alte und ewige Glaubensbekenntniß sagt Alles, was ich a priori darüber zu sagen im Stande bin." — „Um von Christo zu reden,

dazu sind außerordentliche Prüfungen nöthig, Offenbarungen göttlicher Kräfte und Faustschläge des Satans . . . Unser Leben ist verborgen; es ist noch nicht erschienen, was wir sein werden ... Davon weiß kein Agrippa, kein beinahe ein Christ." — „Wir müssen uns des Menschensohns und seines Bekenntnisses nicht schämen, aber auch nicht die Perlen seiner Lehre jedermann vorwerfen." — „Die Auflösung der Frage: Was ist der Mensch? erwarte ich hier in der Zeit nicht." — „Christi Religion war Gehorsam bis zum Tode; und die christliche Religion ist nichts als Erkenntniß Bekenntniß und Anbetung seines Namens." — „Ohne Glauben sind Diät und Moral nichts als Quacksalbereien." — „Eine Erklärung der christlichen Sittenlehre sollte nicht die Sittlichkeit der Handlungen, sondern die Heiligkeit des Lebens zum Gegenstande haben . . . In der Nachfolge Jesu, der durch Leiden Gehorsam lernte und vollkommen geworden, besteht die Fülle aller Tugend." — „Das höchste Wesen ist im eigentlichsten Verstande ein Individuum, das nach keinem andern Maßstabe als den es selbst giebt, und nicht nach willkürlichen Voraussetzungen unseres Vorwitzes und unserer naseweisen Unwissenheit gedacht oder eingebildet werden kann." —

Hieran schließen sich endlich, drittens, seine Gedanken über die christliche Lehre vom Geiste und der Kirche: „Der Glaube ist kein Werk der Vernunft, und kann daher auch keinem Angriffe derselben unterliegen, weil Glauben so wenig durch Gründe geschieht als Schmecken und Sehen." — „Der Grund der Religion liegt in unsrer ganzen Existenz und außer der Sphäre unsrer Erkenntnißkräfte ... Daher jene mythische und poetische Ader aller Religionen, ihre Thorheit und ärgerliche Gestalt in den Augen einer heterogenen, inkompetenten, eiskalten Philosophie" ... — „Der Gott, der den Sturm, das Erdbeben, das Feuer zu seinem Boten hat, wählt eine stille, leise Stimme zum Zeichen seiner Gegenwart ... Dies ist die leise Stimme, die wir mit Zittern in Gottes Wort und in unsern Herzen hören." — „Die Angst in der Welt ist der einzige Beweis unsrer Heterogenität. Denn fehlte uns nichts, so würden wir uns in die Natur wie Narren vergaffen, kein Heimweh würde uns anwandeln." — „Den Himmel verlange ich auf Erden nicht; denn im Herzen ist Himmels genug, auch in der ärgsten Welt." — „Nicht dem Baum der Erkenntniß haben wir unser Glück zu danken. Es giebt einen bessern, einen höhern Weg als Sprachen und Gnostik." — „Ihnen von Grund meiner Seele zu sagen . . ist mein

ganzes Christenthum: ein Geschmack an Zeichen und an den Elementen des Wassers, des Brotes und Weins. Hier ist Fülle für Hunger und Durst . . eine Fülle, die nicht blos, wie das Gesetz, einen Schatten der zukünftigen Güter hat, sondern „das Wesen der Güter selbst," insofern selbige . . . gegenwärtig und anschaulich gemacht werden können." — „Der Stifter aller Freuden ist zugleich ein Gott alles Trostes . . . und beide entspringen . . . aus seinem Vater= und Mutterherzen." — „Was für ein göttliches Geschenk ist Freundschaft, wenn sie alle Prüfungen aushält, und wenn alles das, was auf ihre Vernichtung zu zielen scheint, nichts als ihre Läuterung und Bewährung hervorbringt. Sie ist alsdann eine Frucht des Geistes, der auch Freund und Tröster heißt." — „In den Geschichten, Gesetzen und Gebräuchen aller Völker finden wir, daß ich sage, den sensum communem der Religion . . . Alles lebt und ist voll von Wirken auf unsern Beruf und auf den Gott der Gnade." —

„Wir sind alle fähig, Propheten zu sein . . . Alle Erscheinungen der Natur sind Träume, Gesichte, Räthsel, die ihre Bedeutung, ihren geheimen Sinn haben . . . Das Buch der Natur und Geschichte sind nichts als Chiffern, verborgene Zeichen, die eben den Schlüssel nöthig haben, der die heilige Schrift auslegt und die Absicht ihrer Eingebung ist." — „Jede biblische Geschichte ist eine Weissagung, die durch alle Säcula und in der Seele jedes Menschen erfüllt wird . . . Jede Geschichte trägt das Ebenbild des Menschen, einen Leib, der Erd und Asche und nichtig ist, den sinnlichen Buchstaben; aber auch eine Seele, der Hauch Gottes, das Leben und das Licht, das im Dunkeln scheint, und von der Dunkelheit nicht begriffen werden kann. Der Geist Gottes in seinem Wort offenbart sich, wie das Selbständige, in Knechtsgestalt, ist Fleisch und wohnt unter uns." — „Wer den Geist Gottes in sich fühlt, wird ihn gewiß auch in der Schrift fühlen . . . Wie er die kleinsten Umstände, die uns begegnen, anzuwenden weiß, um den Menschen zu erbauen, aufzurichten, zu trösten, zu warnen." — „Ist das kleinste Gräschen ein Beweis Gottes, wie sollten die kleinsten Handlungen der Menschen weniger zu bedeuten haben? . . . Natur und Geschichte sind die zwei großen Commentare des göttlichen Wortes, und dieses hingegen der einzige Schlüssel, uns eine Erkenntniß in beiden zu eröffnen." — Kühler, nicht widersprechend, nur beschränkend lautet eine Aeußerung aus Hamann's letzten Jahren (1785): „Was Homer den alten Sophisten war, sind für mich die heiligen Bücher gewesen, aus deren

Quelle ich, bis zum Mißbrauch vielleicht, mich überraschte εὐκαίρως, ἀκαίρως." —

„Der Glaube Einer, gleich ihrem unsichtbaren, aber allgegenwärtigen Haupte, christlichen Kirche kann auch das kleinste Mitglied derselben eben so völlig wegen der Mängel und Unvollkommenheiten jeder äußerlichen Gemeinschaft beruhigen als über seine natürlichen und persönlichen Gebrechen ... Es sei daher dem guten Hirten anheimgestellt, seine zerstreute Heerde zu sammeln und die Verheißung zu erfüllen: Es wird Ein Hirt und Eine Heerde werden." — „Es ist doch sonderbar, daß der Genius unsers Säculi spornstreichs sich in das Papstthum wieder stürzt, besonders dadurch, daß man dem Volk die Bibel durch alle möglichen Sophistereien zu verleiden und aus den Händen zu spielen sucht." — „Mit allem respectu parentelae erkenne ich das Judenthum*) für die leibliche Mutter des evangelischen Christenthums, sowie das römisch-wälsche Papstthum für die leibliche Mutter des deutschen Lutherthums,**) ohne deßhalb die Freiheit meines Billigungsvermögens an ihren schwesterlichen Ausartungen Thorheiten und Gräueln zu verrathen und zu verkaufen." — „Ob nicht die Perle des Christenthums ein verborgenes Leben in Gott, eine Wahrheit in Christo dem Mittler und eine Kraft sein müsse, die weder in Worten und Gebräuchen noch in Dogmen und sichtbaren Werken besteht, folglich auch nicht nach dialektischem und ethischem Augenmaß geschätzt werden kann?" — „Unglaube im eigentlichen historischen Wortverstande ist die einzige Sünde gegen den Geist der wahren Religion, deren Herz im Himmel und ihr Himmel im Herzen ist." —

Zu Hamann's tiefsinnigsten geistigen Wahrnehmungen auf dem religiösen Gebiete gehört seine Anschauung der Offenbarung als der lebendigen Einheit von Schrift Natur und Geschichte;

---

*) „Der ganze Moses sammt allen Propheten ist der Fels des christlichen Glaubens und der auserwählte köstliche Eckstein, der, von den Bauleuten verworfen . . . auch ihnen zum Felsen des Skandals geworden ist." — „Der charakteristische Unterschied zwischen Judenthum und Christenthum betrifft Geschichtswahrheiten nicht nur vergangener sondern auch zukünftiger Zeiten, welche vorausverkündigt und vorhergesagt werden durch den Geist einer so allgemeinen als einzelnen Vorsehung, und die ihrer Natur nach nicht anders als durch Glauben angenommen werden können." —

**) „Manche theologische Schriftsteller mit einem Sparren des Papstthums in dem eigenen Augapfel, eifern über die Splitter der römischen Kirche." —

hier vorzugsweise bewährt sich die großartig reformatorische Anlage seines Geistes; sowohl im Gegensatze gegen den damals durchdringenden Skepticismus,*) der Natur und Geschichte in einem der biblischen Offenbarung feindseligen Sinne ausbeutete, als auch in der kühnen und entschiedenen Durchbrechung der beengenden Schranken des orthodoxen Schulsystems in seiner damaligen Fassung.

„Das Buch der Schöpfung" — sagt Hamann in diesem Geiste — „enthält Exempel allgemeiner Begriffe, die Gott der Kreatur durch die Kreatur, die Bücher des Bundes enthalten Exempel geheimer Artikel, die Gott durch Menschen dem Menschen hat offenbaren wollen. Die Einheit des Urhebers spiegelt sich bis in dem Dialekte seiner Werke; in allen Ein Ton von unermeßlicher Höhe und Tiefe! Ein Beweis der herrlichsten Majestät und leersten Entäußerung." — „Rede, daß ich dich sehe! — Dieser Wunsch wurde durch die Schöpfung erfüllt, die eine Rede an die Kreatur durch die Kreatur ist." — „Alle Werke Gottes sind Zeichen und Ausdrücke seiner Eigenschaften, und so (scheint es) ist die ganze körperliche Natur ein Ausdruck ein Gleichniß der Geisterwelt. Alle endliche Geschöpfe sind nur im Stande: die Wahrheit und das Wesen der Dinge in Gleichnissen zu sehen." — „Erfahrung und Offenbarung sind einerlei, und unentbehrliche Flügel und Krücken unserer Vernunft, wenn sie nicht lahm bleiben und kriechen soll. Sinne

---

*) „Ihr macht die Natur blind" — ruft er den Naturalisten zu — „damit sie nämlich eure Wegweiserin sein soll! oder ihr habt euch selbst vielmehr durch den Epikurismum die Augen ausgestochen, damit man euch ja für Propheten halten möge, welche Eingebung und Auslegung aus ihren fünf Fingern saugen." — „Den allein weisen Gott in der Natur blos bewundern, ist vielleicht eine ähnliche Beleidigung mit dem Schimpfe den man einem vernünftigen Mann erweist, dessen Werth nach seinem Rocke der Pöbel schätzt." — „Ist wohl menschliche Liebe ohne Bekanntschaft und Sympathie möglich? Ihr rühmt euch Gott zu kennen; wie seid ihr zu dieser rühmlichen Erkenntniß gekommen? — Durch Betrachtung seiner Werke. Woher wißt ihr, daß diese Werke ihn besser kennen als ihr selbst? und sind sie nicht weit unfähiger als ihr selbst dieser hohen Offenbarung, und euch solche mitzutheilen? . . . „Der Gegenstand eurer Betrachtungen und Andacht ist nicht Gott sondern ein bloßes Bildwort, wie eure allgemeine Menschenvernunft die ihr durch eine mehr als poetische Licenz zu einer wirklichen Person vergöttert, und dergleichen Götter und Personen macht ihr durch die Transsubstantiation eurer Bildwörter so viel, daß das gröbste Heidenthum und blindste Papstthum in Vergleichung eurer philosophischen Idololatrie am jüngsten Gericht gerechtfertigt und vielleicht losgesprochen sein wird." —

und Geschichte sind das Fundament und der Boden; jene mögen noch so trügen, und diese noch so einfältig sein." — „Was will der Unterschied zwischen natürlicher und geoffenbarter Religion sagen? Wenn ich ihn recht verstehe, so ist zwischen beiden nicht mehr als der Unterschied zwischen dem Auge eines Menschen der ein Gemälde sieht ohne das Geringste von der Malerei und Zeichnung oder der Geschichte die vorgestellt wird zu verstehen, und dem Auge eines Malers; zwischen dem natürlichen Gehör und dem musikalischen Ohr." — „Es gehört zur Einheit der göttlichen Offenbarung, daß der Geist Gottes sich durch den Menschengriffel der heiligen Männer die von ihm getrieben worden, sich eben so erniedrigt und seiner Majestät entäußert als der Sohn Gottes durch die Knechtsgestalt, und wie die ganze Schöpfung ein Werk der höchsten Demuth ist." —

Wie er im Vorigen die Gottes-Sprache der Natur zu deuten versucht, so faßt er auch die Geschichte*) im Großen nur als eine andere Sprache göttlicher Offenbarung: „Die ganze Zeit macht einen einzigen Tag in der Haushaltung Gottes aus, wo alle Stunden zusammenhängen, in einen Morgen und einen Abend eingeschlossen sind. Die Ankunft unsers Heilandes macht den Mittag der Zeit aus. Wie die Menge der Tage nichts als heute für Gott ist, so ist der heutige Tag eine Ewigkeit für uns." — „Nachdem Gott durch Natur und Schrift, durch Geschöpfe und Seher, durch Poeten und Propheten sich erschöpft und aus dem Odem geredet hatte: so hat er am Abende der Tage**)

*) Zu solchen sinnvollen Andeutungen über die Geschichte gehört auch eine Stelle in den Sokratischen Denkwürdigkeiten II. 19: „Mich wundert daß noch keiner so viel über die Historie gewagt als Baco für die Physik gethan. Bolingbroke giebt seinem Schüler den Rath: die ältere Geschichte überhaupt wie die heidnische Götterlehre und als ein poetisch Wörterbuch zu studiren. Doch vielleicht ist die ganze Historie mehr Mythologie als es dieser Philosoph meint, und gleich der Natur ein versiegelt Buch, ein verdecktes Zeugniß, ein Räthsel, das sich nicht auflösen läßt ohne mit einem andern Kalbe als unserer Vernunft zu pflügen." —

**) Diese großartige Zusammenfassung der innern Bedeutung der Geschichte in der Erscheinung Christi wiederholt sich mehrmals in verschiedener Form bei Hamann: „Wenn es den Spekulanten an Geist fehlt, die Grundlehren des Christenthums von der Verklärung der Menschheit in der Gottheit und der Gottheit in der Menschheit durch die Vaterschaft und Sohnschaft zu glauben, und mit unsrer lutherischen Kirche zu singen:

„Der Brunn des Lebens thut aus ihm entspringen
„Gar hoch vom Himmel her aus seinem Herzen" —

zu uns geredet durch seinen Sohn — gestern und heute! — bis die Verheißung seiner Zukunft, nicht mehr in Knechtsgestalt, auch erfüllt sein wird.“ —

Mit der ganzen Energie seines forschenden Tiefsinns arbeitete er an den höchsten Problemen einer wahren Philosophie der Geschichte und des Christenthums: an dem Urverhältnisse von Sprache Vernunft und Offenbarung. „Ihr Thema“ — schreibt er an Herder — „über Sprache Tradition und Erfahrung ist meine Lieblings-Idee, mein Ein und Alles, die Idee der Menschheit und ihrer Geschichte.“ — Und an Jacobi: „Vernunft und Schrift sind im Grunde Einerlei: Sprache Gottes. Dieses Thema in eine Nuß zu bringen, ist mein Wunsch und das punctum saliens meiner Autorschaft.“ — „Vernunft ist Sprache λογος. An diesem Mark-Knochen nage ich, und werde mich zu Tode dran nagen.“*) — „Ist die ganze Menschenvernunft etwas anderes als Ueberlieferung und Tradition? und gehört denn viel dazu, das Geschlechtsregister eurer abgedroschenen oder aufgewärmten Meinungen bis auf die Wurzel des Stammbaumes nachzuweisen?“ — „Adam also war Gottes“ — heißt es in diesem Sinne**) — „und Gott selbst führte den Erstgebornen und Aeltesten unsers Geschlechts ein als den Lehnsträger und Erben der durch das Wort seines Mundes fertigen Welt“... „Alles schmeckte und sah aus erster Hand und auf frischer That die Freundlichkeit des Werkmeisters der auf seinem Erdboden spielte und seine Lust hatte an den Menschenkindern“... „Jede Erscheinung der Natur war ein Wort, das Zeichen Sinnbild und Unterpfand einer neuen geheimen unaussprechlichen aber desto innigern Vereinigung Mittheilung und Gemeinschaft göttlicher Energien und Ideen. Alles was der Mensch am Anfange hörte, mit

— — „so ist es doch höchst unvernünftig: Wahrheiten die vermöge ihrer Bestimmung dem natürlichen Menschen Aergerniß und Thorheit sein sollen, deßhalb zu läugnen.“ —

*) Hieher gehören auch die Worte: „Ich vermuthe daß unsere ganze Philosophie mehr aus Sprache als Vernunft besteht... Es fehlt uns also noch immer an einer Grammatik der Vernunft wie der Schrift und ihrer gemeinschaftlichen Elemente, die durcheinander gehen wie die Saiten auf dem Psalter durcheinander klingen, und doch zusammen lauten.“ —

**) „Des Ritters von Rosenkreuz letzte Willensmeinung über den göttlichen und menschlichen Ursprung der Sprache.“ 1772. In Hamann's sämmtl. Werken IV. 32.

Augen sah, beschaute und seine Hände betasteten, war ein lebendiges Wort; denn Gott war das Wort. Mit diesem Worte im Munde und im Herzen war der Ursprung der Sprache so natürlich so nahe und leicht wie ein Kinderspiel." —

Eben darum weil es Hamann ein so heiliger Ernst war, die ewige Wahrheit in ihrem Wesen und in ihrer Tiefe zu fassen, erklärte er sich so heftig gegen die Anmaßungen jenes hochmüthigen seelenlosen Wissens und Meinens, das dem verlangenden Geiste einen Schatten statt des Lebens, einen Stein statt des Brotes reicht: „Der Zorn benimmt mir alle Ueberlegung, wenn ich daran gedenke: wie so eine edle Gottesgabe als die Wissenschaften sind, verwüstet, von starken Geistern in Kaffeeschenken zerrissen, von faulen Mönchen in akademische Messen zertreten werden." — „Die Unwissenheit oder Flüchtigkeit im Denken macht eigentlich stolze Geister; je mehr man aber darin weiter kommt, desto demüthiger wird man, nicht im Styl sondern am inwendigen Menschen den kein Auge sieht und kein Ohr hört und keine Elle ausmißt." (I. 491.) —

In diesem Geiste schreibt er an Kant und über ihn: „Ich schreibe episch, weil Sie die lyrische Sprache noch nicht vertragen können. Ein epischer Autor ist ein Geschichtschreiber der seltenen Geschöpfe und ihres noch seltneren Lebenslaufs; der lyrische ist der Geschichtschreiber des menschlichen Herzens. Die Selbsterkenntniß ist die schwerste und höchste die leichteste und ekelhafteste Naturgeschichte, Philosophie und Poesie."*) In der „Metakritik über den Purismum der reinen Vernunft" (VII. 10 ff.) wendet er sich gegen den Kantischen Kriticismus: „Entspringen Sinnlichkeit und Vernunft als zwei Stämme der

---

*) Ueber das persönliche Verhältniß der beiden Männer, wie Hamann es auffaßt, vergleiche man einige Stellen in seinen Briefen von 1759 an Kant: „Wir müssen unsre Schwächen und Blößen so genau kennen lernen, daß keine Eifersucht noch Mißverständniß unter uns möglich ist . . . Sie müssen mich daher mit eben dem Nachdrucke zurückstoßen womit ich Sie angreife, und mit eben der Gewalt sich meinen Vorurtheilen widersetzen womit ich die Ihrigen angreife; oder Ihre Liebe zur Wahrheit und Tugend wird in meinen Augen so verächtlich als Buhlerkünste aussehen." — „Ich will auf einmal, mein Herr Magister, Ihnen die Hoffnung benehmen, sich über gewisse Dinge mit mir einzulassen die ich besser beurtheilen kann wie Sie, weil ich mehr Data darüber weiß, mich auf Fakta gründe und meine Autoren nicht aus Journalen sondern aus mühsamer und täglicher Hin- und Herwälzung derselben kenne; nicht Auszüge sondern die Akten selbst gelesen habe, worin des Königs Interesse sowohl als des Landes debattirt wird." —

menschlichen Erkenntniß aus Einer gemeinschaftlichen Wurzel, so daß durch jene Gegenstände *gegeben* und durch diese *gedacht* werden: zu welchem Behuf nun eine so gewaltthätige unbefugte eigensinnige Scheidung desjenigen was die Natur zusammengefügt hat? Werden nicht alle beide Stämme durch eine Dichotomie und Zwiespalt ihrer gemeinschaftlichen Wurzel ausgehen und verdorren? Sollte sich nicht zum *Ebenbild unsrer Erkenntniß* ein einziger Stamm besser schicken, mit zwei Wurzeln: einer *obern* in der Luft und einer *untern* in der Erde? Die erste ist unsrer *Sinnlichkeit* preisgegeben, die letzte hingegen *unsichtbar* und muß durch den *Verstand* gedacht werden." — — „Diese Möglichkeit: die Form einer empirischen Anschauung, ohne Gegenstand noch Zeichen, aus der reinen und leeren Eigenschaft unsers äußern und innern Gemüths herauszuschöpfen — ist eben das δός μοι ποῦ στῶ und πρῶτον ψεῦδος (Urlüge) der ganze Eckstein des kritischen Idealismus und seines Thurm- und Logen-Baues der reinen Vernunft. — — Vielleicht ist aber ein ähnlicher Idealismus die ganze Scheidewand des Juden- und Heidenthums. Der Jude hatte das Wort und die Zeichen, der Heide die Vernunft und ihre Weisheit." — „Kein Genuß ergrübelt sich – ruft er in einem Briefe an Jacobi aus — und alle Dinge, folglich auch das Ens entium ist zum Genuß da und nicht zur Spekulation. *) Durch den Baum der Erkenntniß wird uns der Baum des Lebens entzogen . . . wollen wir denn nicht wie der neue Adam Fleisch und Blut an- und das Kreuz auf

*) In einem Briefe an Herder (20. Decemb. 1774) wendet er dies auf sich und seine Führung an: „Also mit dem Loose auf des Zeus Schoße zufrieden zu sein, ist das wahre Geheimniß des Optimisten. Also vom Laufe der Umstände gegängelt, mit den Mutterhänden der Vorsehung geleitet hin und her, und unter dem Vaterauge des Alten der Tage, wollen wir ein jeder seinem Ziel entgegen gehn; wieder aufrichten die läßigen Hände und die müden Kniee und aufsehen auf den ἀρχηγὸν καὶ τελειωτήν." — Und eben so an Lindner (1759) „Meine *Frühlingsfreude an Blumen* und die gute Laune meines Herzens hat mich nicht gehindert an *meinen Schöpfer zu denken*, an den Schöpfer meiner Jugend und ihrer Scherze. Ich sitze unter dem Schatten, deß ich begehre: sagt meine Muse." — „Ein Herz ohne Leidenschaften, ohne Affekte, ist ein Kopf ohne Begriffe, ohne Mark. Ob das Christenthum solche Herzen und Köpfe verlangt: zweifle ich sehr." — „Nicht eine Salzsäule sondern einen neuen Menschen verlangt und verspricht das Christenthum. Wo der Geist Gottes ist, da ist Freiheit. Und die Wahrheit macht uns frei. Die Gerechtigkeit in Christo ist kein Schnürleib sondern ein Harnisch an den sich ein Streiter . . . gewöhnt." —

uns nehmen? Alle Terminologie der Metaphysik läuft auf dies historische Faktum hinaus, und sensus ist das principium alles intellectus."

Wer im Stande ist: edles Metall auch da zu erkennen, wo es nicht in gangbare Münze geprägt ist — den wird das Bisherige schon zu der Anerkennung nöthigen: es sei in Hamann einer jener bevorzugten tiefursprünglichen Geister erschienen, die über ihre Zeit und Umgebung weit emporragen. In Wahrheit gehörte er mehr der Vergangenheit und der Zukunft an als seinen Zeitgenossen, wie er dies auch selbst fühlte. *) — In dem innersten Gehalte seines Glaubens, in der ganzen Art wie er sich zu Welt und Leben stellte, kurz in den Grundtönen seines Wesens fühlte er sich mit niemand so innig verwandt als mit dem Reformator des sechzehnten Jahrhunderts, mit Luther, dessen Vorzüge und Fehler er fast alle theilte; nur daß es ihm an Luthers Willens- und Thatkraft gebrach, wogegen er ihn an Umfang und Tiefe des Wissens weit übertraf. „Was für eine Schande für unsere Zeit — ruft er aus, 9. März 1759 — daß der Geist dieses Mannes, der unsere Kirche gegründet, so unter der Asche liegt! Was für eine Gewalt der Beredsamkeit, was für ein Geist der Auslegung, was für ein Prophet! Wie gut wird Ihnen der alte Wein schmecken, und wie sollten wir uns unseres verborgenen Geschmacks schämen! Was sind Montaigne und Baco, diese Abgötter des witzigen Frankreichs und tiefsinnigen Englands, gegen ihn!" —**) Unter der Oberfläche seiner Zeit glaubte

---

*) „Das verflossene [siebzehnte] Jahrhundert war das Reich des Genies; das nächste wird vielleicht unter dem Scepter der gesunden Vernunft blühen. Was für eine traurige Figur machen die Ritter des gegenwärtigen [achtzehnten] in der Mitte? Ohngefähr wie ein Aff oder Papagei zwischen einem Auerochsen und Löwen absticht." — „Heroische Zeitalter sind an Riesen, philosophische an Betrügereien fruchtbar." —

**) In einem späteren Briefe an Lindner 1759 heißt es: „Die beste Partei die man ergreifen kann ist: um Gottes willen arbeiten; leben, weil er es so haben will; arbeiten, weil er es so haben will; ruhen .... Sagen Sie ihm (Behrens) daß ich lutherisire ... Dieser ebentheuerliche Mönch sagte zu Augsburg (?): Hie bin ich — ich kann nicht anders; Gott helf mir! Amen!" — Und 21 Jahre später schreibt er an Herder (1780): „Am Sonntag Jubilate verfiel ich durch einen eigenen nexum idearum auf den Einfall, Luthers Schriften zu lesen .... Ich habe mich wie ein Schwamm daran voll gesogen ... Sind wir nicht wieder auf eben dem Fleck von dem er

Hamann dieselben Gegensätze wahrzunehmen, die Luther's Zeitalter bewegt hatten; der Kampf den jener gegen das Papstthum geführt, müsse nun gegen die religiöse und sittliche Entnervung der deistischen Aufklärung *) durchgefochten werden; wie denn auch beide, der Geist des Papstthums und des rationalistischen Deismus dem wahren ewigen Christenthum gleich sehr zuwider seien.

Alles Tiefere und Bedeutende was die neuere Zeit in Religion Philosophie und Poesie erreicht hat oder noch erstrebt, ist in Hamann divinatorisch als Keim nachzuweisen, nirgend aber in zusammenhängender Entwickelung. Voll Widerwillen gegen den demonstrativen Mechanismus der Schulphilosophie, besaß er die Wahrheit nur durch ein unmittelbares geistiges Schauen: durch Intuition; **) so wurde er der selbständige Erneuerer eines tiefsinnigen christlichen Platonismus für Deutschland. Vorläufer einer großartigen Umgestaltung der deutschen Theologie, verband er durch genialen Geistesblick und inneres Bedürfniß in

---

ausgegangen?" — Aber bei aller Ehrfurcht vor Luthers Größe, macht er (eben deßwegen) auch von seinen Gebrechen kein Hehl: „Wenn Luthers Sprache auch bisweilen nach dem Kännlein riecht — heißt es in einem Briefe von 1774 — so schreibt er doch nicht immer die Sprache eines Trunkenbolds." — (V. 121).

*) Am Schlusse der hierophantischen Briefe (IV. 283.) stellt er geradezu die Frage auf: „Ob nicht der Unglaube des Deismus und der Aberglaube des Papstthums im Grunde einerlei Meinung und Absicht und Erfolg haben, sich aus bloß entgegengesetzt scheinenden aber wirklich correlativen Trieben dem allerheiligsten Glauben der Christen widersetzen, und eben dadurch als Werkzeuge das unsichtbare oder geistliche Wachsthum desselben befördern wider ihr Wissen und Wollen? „Ob der Deismus als ein natürlicher Sohn des Papstthums und zugleich sein ärgster Erb- und Hausfeind, nicht eine Hierarchie im Schilde führe, gleichwie das Papstthum den Unglauben in petto habe? . . . „Ob nicht das Christenthum von seinem Stifter dazu eingesetzt sei: das Kreuz einer doppelten Schmach zu tragen, und für Aberglauben und Unglauben von Juden und Heiden, Deisten und Papisten gelästert zu werden? . . . . „Kurz, ob es einen andern Weg gebe ein Christ zu sein — als speciali gratia?" . . . .

**) Das Wichtigste für mich — schreibt er an Franz Bucholz 1785 — wird einmal sein: Ihre Erfahrungen mit meinen Ahnungen zu vergleichen." — Diese Ahnung oder Intuition unterscheidet er scharf von der Mystik und Gnosis eines Saint-Martin: „Nur erwarten Sie keine wirkliche Erneuerung von St. Martin! . . . . Seit Adams Fall ist mir alle Gnosis verdächtig wie eine verbotene Frucht." —

seiner Gottes-Idee sowohl die Immanenz des Pantheismus als die Transcendenz des Theismus d. h. den in Natur und Menschheit innig nahen und doch über beiden unendlich erhabenen Gott; sowie er die höhere Einheit von Philosohpie und Geschichte, von Schrift und Geist mit den Blitzen seiner Orakelsprüche vielfach und überraschend beleuchtete. Auch das poetische und politische Gebiet beherrschte er mit seinem umfassenden Seherblicke, überall den tieferen Wurzeln und Beziehungen der Dinge nachforschend: „Poesie (so heißt es in seiner Aesthetica in nuce in den Kreuzzügen eines Philologen II. 258) ist die Muttersprache des menschlichen Geschlechts. — „Sinne und Leidenschaften reden und verstehen nichts als Bilder; in Bildern besteht der ganze Schatz menschlicher Erkenntniß und Glückseligkeit." — *) „Alle Farben der schönsten Welt verbleichen, sobald ihr jenes Licht: die Erstgeburt der Schöpfung erstickt .... „Diese Analogie des Menschen zum Schöpfer ertheilt allen Kreaturen ihr Gehalt und Gepräge, von dem Treue und Glauben in der ganzen Natur abhängt. Je lebhafter diese Idee: das Ebenbild des unsichtbaren Gottes, in unserm Gemüth ist, desto fähiger sind wir: Seine Leutseligkeit in den Geschöpfen zu sehen und zu schmecken, zu beschauen und mit Händen zu greifen. Jeder Eindruck der Natur in dem Menschen ist nicht nur ein Andenken sondern ein Unterpfand der Grundwahrheit: wer der Herr ist. Jede Gegenwirkung des Menschen in die Kreatur ist Brief und Siegel von unserm Antheil an der göttlichen Natur und daß wir Seines Geschlechtes sind." —

*) Aehnliche Winke finden sich noch in Menge in der Aesthetica in nuce: „Wenn unsere Theologie nicht so viel werth ist als die Mythologie, so ist es uns schlechterdings unmöglich: die Poesie der Heiden zu erreichen, geschweige zu übertreffen ... Taugt aber unsere Dichtkunst nicht, so wird unsere Historie noch magerer als Pharaons Kühe aussehen ... An Philosophie lohnt es gar nicht der Mühe zu denken; desto mehr systematische Kalender! mehr als Spinneweben in einem verstörten Schlosse. — „Poesie ist Nachahmung der schönen Natur ... Die Natur wirkt durch Sinne und Leidenschaften. Wer ihre Werkzeuge verstümmelt, wie mag der empfinden? .... Eure mordlügnerische Philosophie hat die Natur aus dem Wege geräumt ... O eine Muse wie das Feuer eines Goldschmieds und wie die Seife der Wäscher! .... Sie wird es wagen: den natürlichen Gebrauch der Sinne von dem unnatürlichen Gebrauch der Abstraktionen zu läutern, wodurch unsere Begriffe von den Dingen eben so sehr verstümmelt werden als der Name des Schöpfers unterdrückt und gelästert wird." —

Und in einer Zeit, wo die politischen Gedanken Rousseau's die halbe Welt beherrschten, schrieb Hamann über die Lebensfrage aller Politik ein Wort, welches die Erfahrungen eines halben Jahrhunderts vorwegnahm: „Weil Gottesdienst und weltliches Regiment Ordnungen Eines und desselben höchsten Willens sind, und ihr beiderseitiges Ansehen aus einer einzigen Urquelle fließt, so ist man umsonst bemüht: den Mangel des Geistes in beiden durch Menschensatzungen zu ersetzen.“ *)

Wie Hamann der „Magus aus Norden“ genannt wurde und gelegentlich sich selbst so nannte: so hat man in neuerer Zeit **) seinen tiefsinnigen schwäbischen Zeitgenossen Oetinger den „Magus aus Süden“ geheißen. Auch er stand der großen Mehrzahl seiner Zeitgenossen fremd gegenüber, in seinem Suchen und Finden; auch er muß neben Hamann als Vorbereiter einer in die Tiefe gehenden christlichen Weltanschauung, d. h. einer die Natur und die Geschichte in sich aufnehmenden Religionsphilosophie genannt werden: „Ich nehme — das sind seine Worte — meine einzige Zuflucht zu der heil. Schrift und Natur, und ich getraue mir: mich zu legitimiren an aller Gewissen. Aber ich traue bei dieser fermentirenden Zeit Niemand als welcher Schrift Natur Christum und seinen Geist zusammennimmt. — ***) „Sollen wir der Wahrheit feind werden, weil

---

*) Und in Uebereinstimmung damit: „Die Gesellschaft und die Ungleichheit der Menschen gehören keineswegs unter die Projekte unseres Witzes. Sie sind keine Erfindungen der Staatsklugheit sondern Entwürfe der Vorsehung welche der Mensch wie alle andere Gesetze der Natur theils mißverstanden theils gemißbraucht hat.“ —

**) Meines Wissens that dies zuerst Barth in dem Vorwort zu seinen „Süddeutschen Originalien“ (Heft I. 1828. Stuttgart); nach ihm: Dorner in der Entwicklungsgeschichte der Lehre von der Person Christi (Erste Ausgabe S. 305): „Wenn Hamann der Magus aus Norden heißt, so wird mit noch größerem Rechte Oetinger der M. aus S. genannt.“ — Dorner stellt ihn „an Gelehrsamkeit und philosophischer Bildung“ noch über Hamann. — Eine Monographie über Oetinger (und später über die gesammte alt-würtembergische Schule Bengel's, Oetinger's, Hahn's und der Geistesverwandten) ist von Dr. Auberlen, einem talentvollen Landsmanne jener würdigen Männer in der nächsten Zeit zu erwarten.

***) Manches Wort von ihm erinnert sogleich an Hamann's Ton und Anschauung, so: „Jesus reinige unsere Herzen von allem Zweifel und Irrung

sie so verstellt wird? O coeur droit! Mit diesem gehe ich durch die Heere der bösen Geister, durch die Zweifel meines Herzens, durch die Mißgeburten dieser Zeit, durch Alles ungehindert durch." —

Eine umfassende gerechte Würdigung Oetinger's ist noch immer eine unausgefüllte Lücke deutscher Culturgeschichte und Religionsphilosophie.

---

wegen der antichristischen Formen. Jesus ist der größte Naturalist, und doch akkommodirt er sich nach allen. Er leidet noch diesen Tag alle die misanthropische, alle pfäffische alle ungerechte Verdrehung. — „Das Herzlichste das Beste, das Büchergelehrteste das Schlechteste! — „Der sensus communis ist das Verborgene des Menschen, ein sensus tacitus aeternitatis, oder wie Salomo sagt: Gott habe . . . die verborgene Ewigkeit in das Menschenherz gegeben. Dies wird auf viele Arten heut zu Tage unterdrückt und für Schwärmerei gehalten. Canz docirt öffentlich . . . es sei kein Trieb zu Gott im Menschen, sondern es komme Alles per doctrinam in ihn!" —

„Ich will die Leibniz'sche Philosophie passiren lassen, wenn ich ihr den Kopf abgehauen, und die Idee vom Leben aufgesetzt. — „Leibnitz hat mit seinen Monaden selbst nicht gewußt was er sagt . . . Solche Concepte wägen weniger denn nichts . . . . Ich weiß an mir selbst, wie mich diese Dinge geäfft und umgetrieben haben, da es doch nichts als Parade-machendes Puppenwerk der Disputirer dieses Zeitlaufs ist. —— „Die Weisheit hat ihr Werk unter allen diesen Bemühungen der Gelehrten, wenn schon viel Eitelkeit dabei ist . . . Es müssen doch dadurch alle Wunder Gottes hervorkommen." — Mit diesem schönen Ausspruche unterscheidet er sich scharf von allen trüben bildungsfeindlichen Verirrungen des religiösen Sinnes. —

Zweiter Abschnitt.

Die Neubelebung des antiken Princips durch Winckelmann und Lessing.

Wie Klopstock und Hamann die Thatsachen und Ideen der *christlichen Offenbarung* wieder zu einem *bestimmenden Elemente* des neuen geistigen Lebens in Deutschland erhoben: so verjüngte sich durch Winckelmann und Lessing der *Geist der antiken Welt* im Herzen unsrer neuen Bildung, als ästhetischer und intellectueller Enthusiasmus, als Emancipation des künstlerischen Gefühls und des freien nur auf sich selbst ruhenden Gedankens. Wir bezeichnen sie als Vertreter des antiken Princips, nicht blos darum weil sie mit genialer Kraft wieder ein tieferes Verständniß des klassischen Alterthums erweckten, sondern eben so sehr weil ihre gesammte Weltanschauung im innersten Wesen dem antiken Geiste verwandt war. Während die christliche Anschauung das Menschliche stets *in engster Beziehung zum Göttlichen* faßt, und in ihren wesentlichsten Voraussetzungen auf der Ueberzeugung eines fortdauernden *geschichtlichen und innern* Zusammenhanges der gläubigen Menschheit mit dem lebendigen persönlichen Gott beruht — so wendet sich dagegen die antike Auffassung vorzugsweise an die *selbständige Darstellung des Menschlichen* in seiner künstlerischen und intellectuellen Freiheit. Ihre Ideale sind Schönheit und Wahrheit, wie sie zu dem schaffenden und sinnenden Menschengeiste sich herablassen; jene in sinnlicher Erscheinung, diese in der Seele des mit ihr ringenden und an sie glaubenden Forschers.

Durch die Geltendmachung des Menschlichen in seiner Besonderheit und Unabhängigkeit entstand ein Gegensatz zwischen *humanistischer* (antiker) und *christlicher* (theistischer) Bildung, den wir, so wichtig er auch für die Gegenwart sein mag, im Großen doch nur als einen vorübergehenden ansehen müssen. Der Gegensatz bleibt nur unversöhn-

lich, solange noch der eine von beiden Faktoren, der göttliche oder der menschliche, in seiner ewigen Bedeutung verkannt und verletzt wird. Je gerechter dagegen beide Lebensgebiete in ihrem tieferen Wesen erkannt werden: desto näher sind wir ihrer wahren und fruchtbaren Versöhnung; durch die zeitweilige Trennung wird dann eine höhere und wahrhaftere Vereinigung vorbereitet.

Eine ähnliche Aufgabe der Trennung und dereinstigen Versöhnung hatten vielleicht Winckelmann und Lessing für die deutsche Bildung und den Protestantismus zu lösen. —

Winckelmann.
(1717—1768.)

Schon Goethe hat es an Winckelmann hervorgehoben, daß in ihm mehr als in irgend einem andern Zeitgenossen „eine antike Natur" erschienen sei. Er setzt hinzu, daß jener „alterthümliche" auf diese Welt und ihre Güter angewiesene Sinn nur mit einem heidnischen Sinne vereinbar sei, der denn auch aus Winckelmann's Handlungen und Schriften hervorleuchte: „eine Entfernung von aller christlichen Sinnesart, ja ein Widerwille dagegen." Die Parteien, in welche sich die christliche Religion theile, seien ihm völlig gleichgültig gewesen, indem er seiner Natur nach niemals zu einer der Kirchen gehörte, welche sich ihr subordiniren. Die protestantische Taufe sei nicht vermögend gewesen, ihn als einen gründlich gebornen Heiden zum Christen einzuweihen. *)

Eine mit der Gewalt des Instinktes ihn leidenschaftlich beherrschende

---

*) Goethe bezeichnet das Wesen des antiken und heidnischen Sinnes in demselben Zusammenhange (in „Winckelmann und sein Jahrhundert") noch genauer: „Jenes Vertrauen auf sich selbst, jenes Wirken in der Gegenwart, die reine Verehrung der Götter als Ahnherrn, die Bewunderung derselben nur als Kunstwerke, die Ergebenheit in ein übermächtiges Schicksal, die in dem hohen Werth des Nachruhms selbst wieder auf diese Welt angewiesene Zukunft gehören so nothwendig zusammen, machen solch ein unzertrennliches Ganze, bilden sich zu einem von der Natur selbst beabsichtigten Zustande des menschlichen Wesens, daß wir in dem höchsten Augenblicke des Genusses wie in dem tiefsten der Aufopferung, ja des Unterganges eine unverwüstliche Gesundheit gewahr werden. —" Dies also wäre das Goethe'sche Ideal antiker Sinnesweise! —

Sehnsucht zog ihn nach Süden; dort hoffte er seine geistige Heimath, die Heimath der Kunstwerke zu finden, deren Geschichtschreiber er werden sollte. Dort in Italien wollte er die antike Kunst in ihren Denkmälern studiren, in ihnen das Geheimniß des ewig Schönen erforschen, um es der Welt in der Sprache des Dichters und mit der Gelehrsamkeit des Geschichtforschers darzustellen.

Aber welche Hindernisse hatte der arme Schuhmachersohn aus Stendal zu überwinden ehe er diesem Ziele sich nähern konnte! Auch als die Entbehrungen und Bedrängnisse seiner frühern Jahre, des Chorsängers in den Straßen seiner Vaterstadt, dann des Conrektors zu Seehausen (1743—48) nun hinter ihm lagen: *) als er in der Bibliothek des Grafen von Bünau zu Nöthenitz sich mit etwas mehr Freiheit für seine Bestimmung vorbereiten konnte — war doch der schwerste Schritt, den er zur Erreichung seines Ziels für nothwendig hielt, erst noch zu thun.

Er glaubte keinen andern Weg nach Italien vor sich zu sehen als

---

*) Seine Briefe an den Abt Steinmetz und den Grafen von Bünau schildern seine Lage und Stimmung in Seehausen. An Steinmetz in Kloster Bergen (1747): „Delitesco hic in orbis angulo a Musis humanioribus alieno, quarum amore captus nihil per ambitum feci . . . etc. Contingat mihi Musis vestratibus inseri . . . ne penuria librorum subsidiorumque destitutus languescam et incassum recidant sani conatus inter ingenia βαναυσα et horridula.“ — Und an den Grafen (16. Juni 1748): Je suis un homme qui ne desire qu'à se consacrer aux études et c'est là où se bornent mes voeux, ne me laissant jamais éblouir, par des conditions favorables dans l'Église. Dans cette vue je me suis abîmé depuis cinq ans dans l'école de ma patrie, afin d'y enseigner les belles lettres. Mais l'état déplorable de toutes les écoles de nos contrées m'en a tout à fait dégouté et inspiré en même tems la pensée à forcer, pour ainsi dire, mon destin dans une Académie. Je commançai d'y réfléchir mûrement et m'étudier moi-même dans la carrière que j'ai courru jusqu'ici pour hazarder ma fortune *dans un siècle métaphysique où les belles-lettres sont foulées aux pieds* . . . . On ne compte rien à présent sur la Litterature grecque à laquelle je me suis adonné autant que j'y puis pénétrer dans la cherté et disette des bons livres.“ Auch die Stelle aus einem späteren Briefe an den Grafen (10. Juli) wo er sein Verhältniß zum Studium der Theologie andeutet, gehört hieher: „Igitur sic habeto, me antiquitatis et liberarum artium studiis nullo non tempore delectasse. Invita vero Minerva sanctioribus litteris nomen dare compulerunt ii quorum obsequio refragari religio mihi fuisset.“ —

wenn er die Gunst und Unterstützung des römischen Nuntius in Dresden durch seinen Uebertritt zur katholischen Kirche erkaufte. *) Auf seinem Standpunkte einer allgemeinen Natur-Religion berührte ihn der Unterschied zwischen den christlichen Confessionen nur wenig; aber dennoch kostete ihn der Tausch einen langen und schweren Kampf, den wir mit allen peinlichen Wendungen in seinem Briefwechsel verfolgen können.

Man durchblickt in scharfen Zügen den harten Gegensatz der damaligen Zustände des nördlichen Deutschlands, wenn Winckelmann nach einem Besuche in Potsdam mit Begeisterung ausruft: „Ich habe Wollüste genossen die ich nicht wieder genießen werde; ich habe Athen und Sparta in Potsdam gesehen, und bin mit einer anbetungsvollen Verehrung gegen den göttlichen Monarchen erfüllt" — während er wenige Wochen vorher (3. März 1752) über den Hof in Dresden urtheilt: „Wer hier in Dresden gedenket an seinem Glück zu arbeiten, muß wo nicht Italien doch wenigstens Frankreich gesehen haben; präsupponirt, daß er plaudern kann und ein Air hat; das Andere hilft nichts." — Mit welchem Gefühle mochte er, der mit einem schändenden Opfer seinen Weg nach Rom bahnen mußte, seinem Freunde berichten: „Die hiesigen Carnevals-Lustbarkeiten sind sehr prächtig gewesen; ein einziges Ballet, welches zweimal aufgeführt ist, soll 36,000 Rthlr. gekostet haben! .. Die Solo-Tänzerin M. A. bekommt 6000 Rthlr.; ihr Mann bekömmt nur als ihr Mann, denn er ist weder Tänzer noch Musicus, 3000 u. s. w!" — Aber ein Winckelmann mußte Monate lang mit dem Nuntius und königlichen Beichtvätern um ein elendes Jahrgehalt im Dienste eines römischen Prälaten unterhandeln! Schmählichere Bedingungen könnte man nicht erdenken für die Anfänge der Kunstgeschichte im protestantischen Deutschland! — **)

---

*) Wir lesen in der Förster'schen Ausgabe in einer Anmerkung zu Winckelmann's Briefen (Winckelmann's Briefe I. S. 6; Sämmtl. Werke IX.) doch ohne daß die Angabe näher begründet wäre: W. sei schon um 1740 mit dem Gedanken umgegangen, zur katholischen Kirche überzutreten und nach Rom zu gehen. In dieser Absicht habe er damals eine Reise nach dem Rhein angetreten und mehrere Klöster besucht, sei aber durch die Kriegsunruhen zur Rückkehr nach Hadmersleben, wo er Hauslehrer war, genöthigt worden. Goethe führt jene Reise nur mit den Worten an: „Er begab sich auf den Weg nach Frankreich; unvorhergesehene Hindernisse wiesen ihn zurück." —

**) „Da es auf das Gehalt kam — schreibt W. an Berendis 27. März 1752

„Man muß — so ruft er in seiner innern Bedrängniß aus — die gemeine Bahn verlassen, sich zu erheben. Du weißt, daß ich allen Plaisirs abgesagt, und daß ich allein Wahrheit und Wissenschaft gesucht. Du weißt wie sauer es mir geworden; durch Mangel und Armuth, durch Mühe und Noth habe ich mir müssen Bahn machen. Fast in Allem bin ich mein eigener Führer gewesen. Die Liebe zu Wissenschaften ist es und die allein, welche mich bewegen können, dem mir gethanen Anschlag Gehör zu geben.“ — — —

„Eusebie und die Musen sind hier streitig bei mir; aber die Partei der letzteren ist stärker. Die Vernunft tritt derselben bei. Sie ist bei mir der Meinung: man könne aus Liebe zu den Wissenschaften über etliche theatralische Gaukeleien hinsehen.“ — — *)

— erklärte er [der Nuntius] sich sehr undeutlich .... Das war mir gleich anfangs bedenklich .... Heute habe ich dieses Alles dem Pater (Rauch) vorgetragen.“ — Am 8. December: „Es kann noch viel dazwischen kommen, wenn sonderlich die Conditiones nicht annehmlich sind.“ — Dann am 6. Januar 1753: „Deine Gründe die Dir ein Herz voll Zärtlichkeit voll wahrer Treue diktiret, haben mich, mehr als mir selbst lieb war, überzeugt daß meine Veränderung sehr sorglich sei.“ — — „Ich glaube daß ich weder Gott noch Menschen betriegen zu wollen scheinen könnte, ich mag mich gegen die conditionem sine qua non [den Uebertritt] verhalten wie ich will. Ich handle mit dem P. R. [Pater Rauch] als mit einem ehrlichen Mann der mein Bestes zu suchen vorgiebt ... Ich glaube daß ich berechtigt bin, dieses Verhaben mit mir nach meinen Begriffen und Gewissen zu deuten... An Pflichten, die weiter als die Vernunft gehen, halte ich mich nicht gebunden. Also glaube ich nicht den Pater durch meine reservationes mentales zu betriegen; ich kann dieselben durch der Jesuiten eigne Lehren von diesem Punkt welche bekannt sind vertheidigen. Gott aber kann kein Mensch betrügen .... Oft verwerfe ich was ich verlanget; dann verlange ich wieder was ich verwerfe; ich bin in großer Unruhe; die Sache ist zu weit gekommen. — Den 21. Februar: „Bisher habe ich den Pelz noch nicht gewendet; allein es ist conditio sine qua non .... Ich glaube der Nuntius will die Ehre haben einen Proselyten zu machen. Wenn ich mich nicht irre, denket er so vernünftig wie ich. Er hat eine Maitresse die ich kenne. — Den 13. April: „Noch ist res integra. Die Vortheile sind sehr unbeträchtlich; und dennoch kann ich fast nicht zurückziehn.“

*) Brief an Berendis (Winckelmann's Werke Band 9. S. 44) 6. Januar 1753 aus Nöthenitz. — „Gott und Natur — setzt er hinzu — haben wollen einen Maler, einen großen Maler aus mir machen; und beiden zum Trotz sollte ich ein Pfarrer werden. Nunmehr ist Pfarrer und Maler an mir verdorben. Allein mein ganzes Herz hängt an der Kenntniß der Malerei und Alterthümer, die ich durch fertigere Zeich-

„Ich habe mein Gewissen rein gehalten, wie sollte ich es verletzen, wenn mich Jemand, der mich befördern will, nöthiget, ihm und seinen Glaubensgenossen, die in göttlicher Offenbarung nicht gegründet sind, aber die auch selbige nicht umstoßen, beizupflichten?"

„Ich glaube, ich würde eben so wenig sündigen, als es ein Professor zu Wittenberg zu thun glaubt, der die Formulam Concordiae unterschreibet ohne sie gelesen zu haben, oder darauf sterben zu wollen. Er thut es, Professor zu werden, und tröstet sich mit seiner Reservation. Meine Bewegungsgründe sind noch edler und uneigennütziger."

„Wie müßte man thun, wenn man ein Comödiant geworden wäre; eine Profession, die man bei zunehmenden Jahren verdammen würde, und dieselbe ums Brod nicht verlassen könnte. Ich müßte gedenken, ich hätte oder erhielte so viel Geschick, ein paar Jahre eine lächerliche Person zu spielen." —

Aber wie wenig solche Versuche der Selbstbeschwichtigung auf die Dauer fruchteten, zeigen viele Stellen seiner damaligen Briefe. *)

„— Ich bin sehr unruhig, das weiß Gott der Allmächtige. Wenn ich dich nur gesehen, mein Freund! und den Herrn gesprochen, alsdann will ich mich dem Strom überlassen. Es gehe wie es wolle: währet es doch nicht ewig!" (13. April 1753.)

Diese unzweideutige Sprache innerer Zerknirschung und Verzweiflung herrscht auch in dem Briefe vor, worin er seinen Uebertritt anzeigt: **)

„Da ichs wollte verschweigen, verschmachteten mir meine Gebeine."

„Mein Bruder, ich habe leider den unglücklichen Schritt gethan, dem ich vor einem Jahre mit Noth ausgewichen bin. Mein Freund! sprich dein Herz, das allein an meiner Noth Theil nimmt, zufrieden, höre mich, und erwäge meine Gründe!

„Meiner Gesundheit ist nicht anders zu helfen, als durch eine Veränderung ...... Ich ließ einen ganzen Monat hingehen, ich ging

---

nung gründlicher machen muß ...... Nunmehro habe ich nichts vor mir worinnen ich mich hervorthun könnte als die griechische Literatur. Ich finde keinen Ort als Rom geschickter dieselbe weiter und wenn es sein könnte auf's höchste zu treiben." —

*) W. Werke IX. S. 64.

**) W. Werke IX. S. 78. An Berendis den 12. Juli 1754.

bei mir mit unbeschreiblicher Unruhe zu Rathe. — Da ich aber sah daß weiter nichts für mich ins künftige zu hoffen, so entschloß ich mich . . . Die Freude des Nuntii über diese seine erste Conquête in der Nuntiatur, und vielleicht in seinem Leben, war ungemein und der Actus geschah in seiner Kapelle, wo er in pontificalibus nebst zwei von seinen Nuntiaturgeistlichen erschien mit Beistand des Beichtvaters . . . . . . Und der Nuntius wiederholte mir seine Promissen mit der Erklärung: „Ich werde Ihro Majestät dem König und der Königin melden . . . Sie sind dem Churprinzen bekannt; Sie können sich alle Protektion und Beistand versprechen" u. s. w.

„Bisher bin ich ziemlich ruhig gewesen über meine Veränderung; da ich aber den 8ten hörte daß es bekannt worden, fingen die Unruhen an. Alea jacta est! Es ist weiter nichts zu thun. Ich betheure unterdessen bei unserer heiligen und ewigen Freundschaft, mein Bruder! wenn ich einen andern Weg wüßte, des Umgangs eines einzigen Freundes zu genießen, ich wollte ihn wählen. Was mache ich mir aus dem Hof und aus den h. Pfaffen! . . . . . Mir ist nicht anders zu helfen. Ich bekenne es, ich gedenke zuweilen mit Widerwillen an Rom. Das gütige Herz des Nuntii macht mir wieder Muth. Lieber wäre mirs wenn ich plötzlich stürbe. Ich habe mein Leben niemals genossen, und der Zwang meiner Sentiments wird mir in Rom sehr vieles bitter machen." *)

Mehrere Monate nach dem entscheidenden Schritte ist seine Stimmung noch dieselbe: „Das ist mein Unglück allein, daß ich kein Mittel sehe zu meinem Zweck zu gelangen, ohne einige Zeit ein Heuchler zu werden." (d. 17. Sept. 1754) **) — Ja, sein Widerwille

---

*) Schon achtzehn Monate früher (11. Jänner 1753) hatte er ähnliche Besorgnisse gehegt: „Wenn sollte dem Nuntius bekannt werden daß ich keine Religion hätte, möchte man mir in Rom gar zu sehr auf die Finger sehen." —

**) Man sieht aus diesen und vielen ähnlichen Stellen, wie gegründet eine Vermuthung ist, die sich in der Vorrede zu der Wiener Ausgabe der Kunstgeschichte von 1776 findet: „Sein Hunger nach Wissenschaft trieb ihn, sogar „die Kirchenväter zu lesen; vielleicht hat dieses Studium etwas beigetragen, ihn in der Folge mit der Kirche zu vereinigen, zu der er sich vorher nicht bekannt hatte." — (!)

Zur Kenntniß seiner eigentlichen Motive ist der Brief an den Grafen von Bünau (17. Septb. 1754) wichtig: „Nächst dem sind die Kürze unsres Lebens und die sehr engen Gränzen unsrer Erkenntniß zwei Stücke, die wenigstens

gegen diese Mummerei macht sich in den derbsten Aeußerungen des Hohns und der Verachtung Luft: „Ich merke, es fehlet mir noch sehr viel zu meiner Seligkeit. Wenn ich mit der rechten Hand die Kreuze machen soll, so meldet sich die Linke zum großen Aergerniß derer die neben mir sind: ich glaube gar die heiligen Väter haben auf einem Concilio einen wichtigen Canon darüber entworfen. Den Aschermittwoche bin ich eingeäschert worden! ich zuckte aus Furcht es unrecht zu machen, mit dem Kopf, und der geheiligte D. wäre mir beinahe ins Maul geschmiert worden." — — — Ich habe auch von neuem gebeichtet, allerhand schöne Sachen, die sich besser im Letein als in der Frau Muttersprache sagen lassen. — Du siehst daraus, daß die heilige Kirche eine sehr gütige Mutter ist. Zum Unglück kann ich das Ave nicht beten. Sollte ich Dir nicht bald Lust machen, ein Katholik zu werden?" — Dresden 10. März 1755). —

In Rom selbst angekommen, pries er zwar das Glück, die Reliquien der alten Kunst dort in unmittelbarer Anschauung kennen zu lernen: „Ich habe erfahren — schreibt er 7. Dec. 1755 — daß man halb-

---

einen Menschen wie ich bin — der seine Jugend in Armuth und die Jahre wo man am fähigsten ist zu empfinden, in anhaltender Arbeit und langer Einsamkeit zugebracht hat, und der endlich das Glück gehabt hat: diejenigen Schriften in welchen die gesunde Vernunft, ohne heutige weitgesuchte Gelehrsamkeit welche jene unterdrückt, und die wahre Weltweisheit den Menschen zuerst aufgeklärt worden, kennen zu lernen — diese doppelte Betrachtung sollte einen Menschen wie ich bin .... mächtig unterrichten, daß das Leben zu kurz sei, um in der letzten Hälfte desselben allererst einen Entwurf zu seinem künftigen sogenannten Glücke zu machen, und daß es in Betrachtung unsrer Vernunft, die uns zu einem weit edlern Gebrauch verliehen worden, eine fast strafbare Eitelkeit sei: dieselbe bis in's Alter fast blos mit Dingen, die nur das Gedächtniß in Bewegung erhalten, zu beschäftigen." — „Wo ist der Mensch der immer weise handelt? Die Götter, spricht Homer, geben den Sterblichen nur immer auf einen Tag ihr abgemessenes Theil von Vernunft. Der Entwurf den ich mir gemacht, kann, von einer andern Seite betrachtet, thöricht verwegen ja Vielen gottlos und abscheulich scheinen. Ein erleuchtetes Auge, womit Ew. Excellenz, nach dem Bilde der Gottheit, das Ganze der Dinge anzusehen pflegen, wird mich leicht zu entschuldigen finden können. Schaam und Betrübniß erlauben mir nicht: mehr zu schreiben. Ich glaube eine ewige Vergeltung, die sei Ew. Excellenz großer Lohn." —

sehend von Alterthümern spricht aus Büchern, ohne selbst gesehen zu haben." — Aber er durchschaut auch rasch die Schattenseiten und Schwächen des modernen Roms: „In der griechischen Litteratur ist lauter Finsterniß in Rom. Man machte mir viel Rühmens von einem französischen Jesuiten. Ich sprach mit ihm und fand daß er ein Tropf ist. Die Nation ist gar nicht gemacht etwas ernstliches zu treiben." (An Franke 1756.)

Mit der gleichen Verachtung spricht er von den dortigen politischen Zuständen: „Eine eselmäßigere Regierung ist kaum in Rom gewesen, wie die jetzige ist." (1760.) *)

Sein Aerger ist begreiflich, wenn man sieht, welche Zumuthungen er sich mußte gefallen lassen: „Ich glaube, ich bin noch niemals so sehr als itzo in Rom bei übler Laune gewesen; denn bei meiner schweren Arbeit ist mir von der heiligen Inquisition nach vorhergegangener Beeidigung eine andere höchst verdrießliche aufgetragen worden, die in kurzer Zeit geendiget sein muß. **) (Rom d. 10. August 1765.)

---

*) (Winckelmann's Briefe an einen seiner vertrautesten Freunde. Bd. I. S. 145.)

**) Wahrscheinlich die Verfertigung eines indicis librorum prohibitorum. — Mit derselben Verachtung urtheilt Zoega über den römischen Staat, auch ein Proselyt der römischen Kirche wie Winckelmann und diesem sonst noch in manchen Zügen verwandt; eben darum mögen hier einige Aeußerungen aus seinen Briefen, die sein Verhältniß zum Katholicismus bezeichnen, eine Stelle finden. Vor dem Uebertritte 1778 schrieb er: „Ich verehre die Religion unsrer Väter; ich weiß was sie Vielen ist; aber mir hat ihr Gott sich noch nicht geoffenbart, und bis dahin ist für mich keine Ueberzeugung... In meiner frühesten Jugend war ich ein Enthusiast für sie." — „Wenn man gewiß wäre daß jenseits der Kluft ein neues Dasein anginge: ich weiß nicht was uns abhalten sollte hinüber zu gehen und all das Alte abzuwerfen?" — Und nach dem Uebertritte: „Lange ehe ich Interesse hatte die Sache in Rücksicht auf mich zu überlegen, ist mir unter den christlichen Sekten die katholische die älteste und ehrwürdigste erschienen. Uebrigens ist Gott Richter im Dunkeln, und wie jeglichen sein Genius leitet, ist der Weg für ihn gut." (1785.) — „Uebrigens glauben wir Alle an einen Gott und durch denselben Erlöser selig zu werden." — „Die wahre Religion ist in den Herzen der Menschen, und hat mit der äußern nur einen zufälligen Zusammenhang... Katholicismus und Papstthum sind bei allen vernünftigen Katholiken in und außer Rom zwei höchst verschiedene Dinge... Sehr viele wohldenkende Protestanten wünschen herzlich Einigkeit im äußerlichen Glauben die ohne ein sichtbares Oberhaupt kaum stattfinden kann... „Eine Glaubensvereinigung würde eine so leichte als

Und mit all dieser Willfährigkeit gelang es ihm doch nicht immer vor Ohrenbläserei und Verdächtigungen gesichert zu bleiben: „Ich habe mit dem Cardinal auf dessen Villa an 40 Tage einen ruhigen aber verdrießlichen Aufenthalt gehabt, an welchem dessen ** die vornehmste und einzige Ursache war, als welche, da sie etwa glaubet ich stehe ihr im Wege, Lügen wider mich gegen den Cardinal ausgesprenget hat in Absicht der Religion. Der Cardinal, welcher höchst fanatisch und bigott geworden, aber sich gleichwohl nicht untersteht mich selbst hierüber zu sprechen, hat mich durch eine zweite Person warnen lassen. Dieser Verdruß hat gleichwohl verursachet, daß ich mich gänzlich alles Umgangs entzogen. — In der Wahrheit gebe ich niemanden Anlaß, ungeneigt über diesen Punkt von mir zu denken; *) der geringste Anfall aber, den ich aus falschen Anzeigen bei dem fürchterlichen Gerichte haben würde, wird das Felleisen schnüren heißen. **)

Derartige Erfahrungen und Besorgnisse gehörten mit zu dem bittern Kelche, den er in Dresden an die Lippen gesetzt. Dafür entschädigte er sich durch stille Verachtung; ja, er prophezeit geradezu den nahen Untergang des Papstthums (26. Febr. 1768): „Mit der Maschine geht es zu Ende, nämlich mit derjenigen der Priester; in fünfzig Jahren wird es wohl weder Papst noch Priester mehr geben; Rom wird eine Wüste werden; und irgend einem Narren von Engländer fällt es dann vielleicht ein, sogar die Säule des Trajan nach London transportiren zu lassen." ***)

Wenn wir in solchen Stellen den antirömischen Sinn eines Lutheraners des sechzehnten Jahrhunderts vermuthen könnten, so beweisen uns andere Aeußerungen Winckelmann's, daß auch eine andere Ader

---

erwünschte Sache sein." — Nun die Kehrseite: „Bemühungen, denen ich mich gewidmet habe, lassen sich mit den Intriguen, die um Glück zu machen in allen Ländern, doppelt in diesem Eunuchen-Staat nothwendig sind, nicht vereinigen." —

*) „Ich lasse mir nicht einmal einfallen zu zweifeln, denn ich habe an „andere Sachen zu denken, die angenehmer, ich will nicht sagen, die wichtiger „sind." — schreibt er 1763 an Franke.

**) 18. Juli 1767. Briefe an einen seiner vertrautesten Fr. II. 113.

***) Ich übersetze die Stelle aus dem Italienischen: „La Machina, Amico, va in rovina, io parlo di quella de' preti; in cinquanta anni non vi sarà forse nè Papa nè Prete etc.

des alten Lutherthums, religiöses Gefühl und Liebe zu den geistlichen Liedern seiner Kindheit, noch nicht in ihm versiegt war. *) Nur mit Schüchternheit wagt er seinen Freund auf diese verborgene Quelle seines innern Lebens aufmerksam zu machen: „Suchen Sie in Widerwärtigkeiten die zweite Stütze der Religion zu gewinnen; die philosophische ist zuweilen nicht zuverlässig genug:

„Ich bin ja von mir selber nicht
„Entsprungen noch formiret!
„Nein, Gott ist, der mich zugericht,
„An Leib und Seel gezieret.“ u. s. w.

Es ist als wenn er sich über diese Aeußerung gegen seinen Freund hätte rechtfertigen müssen: (10. Febr. 1764): „Ich wies Sie auf die Religion um Ihnen Alles zu geben was ich konnte; und mein Herz ist viel zu weich, um ungerührt zu bleiben über das Unglück eines so geliebten Freundes. Daher es nicht zu verwundern wäre, wenn, wie in gewissen Krankheiten, alle Schäden wieder aufbrächen, längst verläugnete Ideen wiederum rege würden. Aber was ist Religion? Es ist die Ueberzeugung aus den Endursachen auf den Ursprung derselben, und auf ein unendliches Wesen; und ist dieses nicht Philosophie? **) Ich wünschte nicht so unglücklich zu sein, an meiner künftigen Bestimmung zu zweifeln, ob ich gleich nicht überzeugt bin, wie es kein vernünftiger Mensch werden kann; aber es ist für mich ein wollüstiger Gedanke den künftigen Genuß meiner Freunde zu hoffen.“ —

---

*) W. Werke X. S. 246 an Stosch Rom d. 28. Januar 1764.

**) „Der wahre Gottesdienst — so schrieb er schon 1753 aus Nöthenitz — ist allenthalben nur bei wenigen Auserwählten in allen Kirchen zu suchen.“ — „Der Finger des Allmächtigen, die erste Spur seines Würkens in uns, das ewige Gesetz und der allgemeine Ruf: ist unser Instinkt. — Auf derselben hat uns der Schöpfer die Vernunft zur Führerin mitgegeben.“ — „Die göttlichen Offenbarungen erhalten ihre Ueberzeugung nicht durch den todten Buchstaben, sondern durch göttliche Rührungen, die ich — wie vielen Gläubigen geschehen — billig auch an mich in stiller Anbetung erwarte.“ — In diesen Worten sind die Umrisse seiner natürlichen Religion oder Religions-Philosophie am deutlichsten gezeichnet. — Zur Erklärung seiner früh entschiedenen Skepsis gegen alle positive Religion, darf nicht übersehen werden, daß er schon in Hadmersleben sich mit Eifer in das Studium *Bayle's* vertiefte: „*Baylis Dictionarium bis perlegi*, et vastum inde volumen Miscellaneorum conscripsi.“ —

Die „Geschichte der Kunst des Alterthums“, das Werk Winckelmann's, das seinen Namen auf die Nachwelt *) bringt (von 1764) ist ganz von jenem ästhetischen Idealismus durchweht, der in Plato's Schule und in der Anschauung der antiken Kunstwerke genährt worden. Er war wie Wenige durchdrungen von Ehrfurcht für das göttliche Geheimniß der Schönheit; mit religiöser Scheu trat er zu ihren Kunst-Offenbarungen heran.

Die äußere sichtbare Schönheit war ihm Bild und Ausdruck der innern unsichtbaren, die er mit den Augen eines Sehers schaute und malte: „Durch eine geheime Kunst — so ruft er bei der Beschreibung des Herkules-Torso in Belvedere aus — wird der Geist durch alle Thaten seiner Stärke bis zur Vollkommenheit seiner Seele geführet ... In der Ruhe und Stille des Körpers offenbart sich der gesetzte große Geist; der Mann welcher sich aus Liebe zur Gerechtigkeit den größten Gefährlichkeiten ausgesetzet, der den Ländern Sicherheit und den Einwohnern Ruhe geschaffen. In diese vorzügliche und edle Form einer so vollkommenen Natur ist gleichsam die Unsterblichkeit eingehüllet und die Gestalt ist bloß wie ein Gefäß derselben; ein höherer Geist scheint den Raum der sterblichen Theile eingenommen und sich an die Stelle derselben ausgebreitet zu haben. Es ist nicht mehr der Körper welcher annoch wider Ungeheuer und Friedensstörer zu streiten hat; es ist derjenige der auf dem Berge Oeta von den Schlacken der Menschheit gereiniget worden, die sich von dem Ursprunge der Aehnlichkeit des Vaters der Götter abgesondert.“ —

---

*) Schon die Mitwelt zollte ihm staunende Verehrung. „Bei allen Bemühungen — erzählt Goethe in „Dichtung und Wahrheit“ — welche sich auf Kunst und Alterthum bezogen, hatte jeder stets Winckelmann vor Augen, dessen Tüchtigkeit im Vaterlande mit Enthusiasmus anerkannt wurde ... „Es war damals in der Literatur eine schöne Zeit, wo vorzüglichen Menschen noch mit Achtung begegnet wurde .... Winckelmann genoß einer solchen allgemeinen unangetasteten Verehrung ....“ „Alle Zeitschriften stimmten zu seinem Ruhme überein, die bessern Reisenden kamen belehrt und entzückt von ihm zurück, und die neuen Ansichten die er gab, verbreiteten sich über Wissenschaft und Leben ....“ „Wie ein Donnerschlag bei klarem Himmel fiel die Nachricht von Winckelmann's Tode zwischen uns nieder ... Es war ein allgemeines Jammern und Wehklagen, und sein frühzeitiger Tod schärfte die Aufmerksamkeit auf den Werth seines Lebens.“ —

Zu einem erhabenen Hymnus auf den göttlichen Adel der idealen menschlichen Gestalt, eines sichtbaren Abglanzes des unsichtbaren Schöpfers — zu einem ahnungsvollen Preise des im reinen Menschenbilde sich ankündigenden ewigen Urbildes — erhebt sich Winckelmann namentlich in zwei Schilderungen, die hier zur Charakteristik Winckelmann's und um ihrer selbst willen eine Stelle verdienen: „Hier wünschte ich eine Schönheit beschreiben zu können, dergleichen nicht häufig aus menschlichem Geblüte wird erzeugt worden sein: es ist ein geflügelter Genius in der Villa Borghese ... Wenn die Einbildung, mit dem einzelnen Schönen in der Natur angefüllet und mit Betrachtung der von Gott ausfließenden und zu Gott führenden Schönheit beschäftigt, sich im Schlafe die Erscheinung eines Engels bildete, dessen Angesicht von göttlichem Lichte erleuchtet wäre, mit einer Bildung die ein Ausfluß der Quelle der höchsten Uebereinstimmung schien — in solcher Gestalt stelle sich der Leser dies schöne Bild vor. Man könnte sagen: die Natur habe diese Schönheit mit Genehmhaltung Gottes nach der Schönheit der Engel gebildet." — *) „Die Statue des Apollo ist das höchste Ideal der Kunst unter allen Werken des Alterthums, welche der Zerstörung entgangen sind. Der Künstler derselben hat dieses Werk gänzlich auf das Ideal gebauet, und er hat nur eben so viel von der Materie dazu genommen als nöthig war, seine Absicht auszuführen und sichtbar zu machen ... Ueber die Menschheit erhaben ist sein Gewächs, und sein Stand zeiget von der ihn erfüllenden Größe. Ein ewiger Frühling wie in dem glücklichen Elysien bekleidet die reizende Männlichkeit vollkommener Jahre mit gefälliger Jugend, und spielet mit sanften Zärtlichkeiten auf dem stolzen Gebäude seiner Glieder. Gehe mit deinem Geiste in das Reich unkörperlicher Schönheiten und versuche ein Schöpfer einer himmlischen Natur zu werden, um den Geist mit Schönheiten die sich über die Natur erheben, zu erfüllen; denn hier ist nichts Sterbliches noch was die menschliche Dürftigkeit erfordert. Keine Adern noch Sehnen erhitzen und regen diesen Körper, sondern ein himmlischer Geist der sich wie ein sanfter Strom ergossen, hat gleichsam die ganze Umschreibung dieser Figur erfüllet ..... Ich vergesse alles Andere über dem Anblicke dieses Wunderwerkes der

*) Geschichte der Kunst des Alterthums I. IV. — S. 278 der Wiener Ausgabe von 1776.

Kunst, und ich nehme selbst einen erhabenen Stand an um mit Würdigkeit anzuschauen. Mit Verehrung scheint sich meine Brust zu erweitern und zu erheben wie diejenigen die ich wie vom Geiste der Weissagung aufgeschwellet sehe, und ich fühle mich weggerückt nach Delos und in die lycischen Haine ....“

Ueberall wo Winckelmann — wie in obigen Stellen — als Dichter und Seher, als begeisterter Priester der Kunst und Schönheit redet, erhebt er sich, wie von einer heiligeren Sehnsucht ergriffen, zu der Ahnung der höchsten Urquelle aller Schönheit und Güte; wie Plato steht er als ein Prophet vor den Pforten des von ihm nicht verstandenen Christenthums. Den religiösen Grundgedanken seiner Aesthetik spricht er in den Worten aus: *) „Die höchste Schönheit ist in Gott, und der Begriff der menschlichen Schönheit wird vollkommen, je gemäßer und übereinstimmender derselbe mit dem höchsten Wesen kann gedacht werden, welches uns der Begriff der Einheit und der Untheilbarkeit von der Materie unterscheidet. Dieser Begriff der Schönheit ist wie ein aus der Materie durchs Feuer gezogener Geist, welcher sich suchet ein Geschöpf zu zeugen nach dem Ebenbilde der in dem Verstande der Gottheit entworfenen ersten vernünftigen Kreatur.“ —

Bei diesem Anlasse bezeichnet er noch mit wenigen unvergleichlichen Worten die ewige Grundbedingung aller höheren Schönheit, der sittlichen wie der künstlerischen und intellectuellen; es ist dies eine jener Aeußerungen, in welchen der Genius selbst sich unmittelbar zu offenbaren scheint: „Durch die Einheit und Einfalt wird alle Schönheit erhaben, sowie es durch dieselbe Alles wird was wir wirken und reden; denn was in sich groß ist, wird, mit Einfalt vorgebracht und ausgeführt, noch größer. Es wird nicht enger eingeschränkt oder verliert von seiner Größe, wenn es unser Geist wie mit einem Blicke übersehen und messen, und in einem einzigen Begriffe einschließen und fassen kann, sondern eben durch diese Begreiflichkeit stellet es uns sich in seiner völligen Größe vor, und unser Geist wird durch die Fassung desselben erweitert und zugleich mit erhaben.“ —

---

*) Joh. Winckelmann's Geschichte der Kunst des Alterthums I. Theil, 4tes Cap. S. 260.

Neben dem Cultus der alten Kunst kannte Winckelmann keinen höheren als den der Freundschaft; als antikes Ideal aufgefaßt, sollte sie ihm alles das ersetzen, was christliche Bildung und Gesinnung sonst in der kirchlichen und der Familien-Gemeinschaft sucht: „Ich weiß wohl dergleichen Freundschaft wie ich suche und cultivire, ist ein Phönix, von welchem viele reden, und den keiner gesehen. In allen neuern Zeiten ist mir nur ein einziges Exempel bekannt zwischen Marco Barbarigo und Franc. Trevisano, zweien Nobili di Venetia, deren Andenken in einer kleinen niedlichen Schrift erhalten worden. Dieser göttlichen Freundschaft sollte ein Denkmal an allen Thoren der Welt, an allen Tempeln und Schulen zum Unterricht der Menschenkinder, ein Denkmal wo möglich aere perennius gesetzt werden. Es verdienet den großen Beispielen des Alterthums, die Lucian in seinem Gespräch Toxaris oder von der Freundschaft, gesammelt hat, an die Seite gesetzet zu werden." *)

Er spricht es wiederholt aus, daß seine heroische Freundschaft zur Religion werde: — „Freund! Der höchste Titel menschlicher Würdig-

*) Winckelmann's Werke B. IX. S. 86. Brief an Berendis Nöthenitz d. 17. Sept. 1754. — Er fügt noch bei: „Eine von den Ursachen der Seltenheit dieser nach meiner Einsicht größten menschlichen Tugend lieget mit an der Religion in der wir erzogen sind. Auf Alles was sie befiehlet oder anpreiset sind zeitliche und ewige Belohnungen geleget; die Privat-Freundschaft ist im ganzen neuen Testament nicht einmal dem Namen nach gedacht . . . und es ist vielleicht ein Glück für die Freundschaft; denn sonst bliebe gar kein Platz für den Uneigennutz." — „Also die Religion, die den Feind lieben und den Fluchenden segnen heißt, hätte keinen Raum für Freundesliebe?! Und in jenem heiligen Paulinischen Lobgesange der Liebe (1 Corinth. 13) wäre wohl „kein Platz für den Uneigennutz"?! — Winckelmann scheint aber in jenen unglücklichen Begriff eines engherzigen Lohn-Christenthums so gebannt gewesen zu sein, daß er noch mehrmals darauf zurückkam: „Ich habe die Freundschaft die größte aller menschlichen Tugenden, als das größte Glück wohin die Menschheit nach meiner Einbildung streben kann, sehr zeitig zu schätzen angefangen; nicht die Freundschaft die Christen üben sollen, sondern diejenige welche nur allein in einigen ewigen Beispielen des Alterthums bekannt ist. Dieses Glück ist den Großen dieser Welt unbekannt, weil es nicht anders als durch Verläugnung alles Eigennutzes und aller fremden Absichten kann errungen werden; es erfordert eine Philosophie welche Armuth und Noth ja den Tod selbst nicht scheuet. Und ich halte mein Leben vor nichts ohne Freund der mir ein Schatz ist welcher nicht theuer genug kann erkaufet werden." — (An den Grafen von Bünau 17. September 1754.)

keit . . . . . Einen Freund wie Sie zu gedenken, erfordert sich bis an die Grenzen der Gottheit zu erheben." —

Es ist unverkennbar, daß er ein edles und tiefes Bedürfniß, dem nur die höchste Liebe (die ewige) ein Genüge hätte sein können, durch jenen Freundschafts-Idealismus zu stillen suchte, der ihn mit Schatten und Idolen täuschte: „Ein unbegreiflicher Zug zu Ihnen, den nicht Gestalt und Gewächs allein entweckt, ließ mir von dem ersten Augenblicke an, da ich Sie sah, eine Spur von derjenigen Harmonie fühlen, die über menschliche Begriffe geht, und von der ewigen Verbindung der Dinge angestimmt wird." (An Herrn von Berg X. S. 117.)

In demselben Tone schreibt er an Stosch: „Ohngeachtet ich itzo verliebet bin . . . fühlte ich nichts als den Freund, und meine Seele, die sich von Jugend an nur mit der Freundschaft beschäftigt, gab mir damals selbst ein überwiegendes Zeugniß, daß sie, wenn sie entzückt ist, sich zu dem Ursprung, und auf den Gipfel und Thron der Freundschaft erhebet, und daß hierin ihr höchster Genuß bestehe . . . . . Ich stand auf von meinem Lager, ich warf mich wiederum nieder, und ich schien in Seligkeit zu schwimmen." — (Rom, d. 4. Febr. 1765.)

Auch in diesem enthusiastischen Cultus der Freundschaft, welcher die unermeßliche Lücke der Familie und der Kirche in seinem Innern ausfüllen sollte, verräth sich der vorherrschend antike Zug seines Charakters, dessen sittliche Kraft ursprünglich eben so großartig angelegt war wie die ästhetische und intellectuelle; nur fand sie weder in innerer Entwickelung noch in äußerer Gemeinschaft den rechten Weg zur höchsten Bethätigung. Winckelmann's inneres und äußeres Leben hat etwas Tragisches von seinem Anbeginn bis zu der letzten Stunde unter den Mörder-Händen in Triest.

Immer aber wird Winckelmann mit unbestreitbarer Würde neben Klopstock Hamann und Lessing zu den geistigen Vätern der neuen deutschen und europäischen Cultur gezählt werden. Seine Geschichte der Kunst des Alterthums können wir ihrer innern Bedeutung und ihrer Epoche-machenden Wirkung nach neben Klopstock's Messiade stellen.

Lessing.
(1729 — 1781.)

Lessing's literarische Größe und Bedeutung gründet sich vorzugsweise auf seine kritische Kraft und Virtuosität;*) wobei wir Kritik in dem umfassendsten und würdigsten Sinne des Wortes nehmen: als die überwiegende Macht des zugleich sichtenden und ordnenden Verstandes, als die Genialität der Forschung und folgerechten Verknüpfung, durchdringender Scheidung und überraschender Verbindung. Durch das Vorherrschen dieser Eigenschaften wurde er zu einem Läuterungsfeuer für unsere gesammte Bildung und Literatur; und niemand bezeichnet schärfer als Lessing die Scheidewand zwischen der älteren und neueren Cultur.

Er selbst weist sich seine Stellung mit edler Zurückhaltung nicht unter den schaffenden sondern unter den kritischen Geistern an: „Man erweiset mir — heißt es am Schlusse seiner Dramaturgie — zwar manchmal die Ehre mich für einen Dichter zu erkennen. Aber nur weil man mich verkennt... Nicht jeder der den Pinsel in die Hand nimmt und Farben verquistet, ist ein Maler.... Was in meinen neueren Versuchen Erträgliches ist, davon bin ich mir sehr bewußt daß ich es einzig und allein der Kritik zu verdanken habe. Ich fühle die lebendige Quelle nicht in mir die durch eigene Kraft sich emporarbeitet, durch eigene Kraft in so reichen so frischen so reinen Strahlen aufschießt; ich muß Alles durch Druckwerk und Röhren aus mir herauf pressen. Ich würde so arm so kalt so kurzsichtig sein, wenn ich nicht einigermaßen gelernt hätte, fremde Schätze bescheiden zu borgen, an fremdem Feuer mich zu wärmen und durch die Gläser der Kunst mein Auge zu stärken. Ich bin daher immer beschämt oder verdrießlich geworden, wenn ich zum Nachtheil der

---

*) Man vergleiche über Lessing außer den betreffenden Abschnitten bei Schlosser, Gervinus, Hillebrand und Vilmar noch besonders Guhrauer: Lessing's Erziehung des Menschengeschlechts. Berlin 1841. — Hagenbach: Kirchengeschichte des 18. und 19. Jahrhunderts. I. 270 ff. — Schenkel: Lessing als Kritiker; im schweizerischen Museum für historische Wissenschaften. B. III. 1839. — Vor Allem Lachmann's vortreffliche Ausgabe der sämmtlichen Werke.

Kritik etwas las oder hörte. Sie soll das Genie ersticken: und ich schmeichelte mir etwas von ihr zu erhalten was dem Genie sehr nahe kömmt." — Und den unreifen Verächtern aller Kritik ruft er (im 96. Stücke der Dramaturgie) mit Schärfe zu: „Behaupten daß Regeln und Kritik das Genie unterdrücken können, heißt mit andern Worten: behaupten daß Beispiele und Uebung eben dieses vermögen .... Wer richtig raisonnirt erfindet auch, und wer erfinden will muß raisonniren können. Nur die glauben daß sich das eine von dem andern trennen lasse die zu keinem von beiden aufgelegt sind." —

Nennt er auch einmal, *) in augenblicklicher Uebertreibung, „das Denken: den einzigen ungezweifelten Segen mit dem Gott den Menschen ausgestattet" — so war er doch von jener beschränkten Verständigkeit unendlich entfernt, die an jede Höhe der Begeisterung nur mit Lächeln oder mit innerm Grauen hinaufschaut. Im Grunde seiner Seele glühte auch ein Feuer, nur daß es selten oder nie in hellen Flammen emporschlug, sondern als ein heißer Durst nach Erkenntniß sein ganzes Wesen durchströmte. Auf die Wielandische Frage (im Merkur): ob durch die Bemühung kaltblütiger Philosophen und Lucianischer Geister gegen das was sie Enthusiasmus und Schwärmerei nennen, mehr Böses als Gutes gestiftet werde? antwortete er daher mit siegender Zurechtweisung: „Der Philosoph sucht sich die dunkeln lebhaften Empfindungen die er während des Enthusiasmus gehabt hat, wenn er wieder kalt geworden in deutliche Ideen aufzuklären ... „Der Enthusiasmus der Speculation ist für die Philosophen eine reiche Fundgrube neuer Ideen, eine lustige Spitze für weitere Aussichten ... „Der Philosoph weiß zu wohl, daß der Enthusiasmus der Darstellung die ἀκμη die Spitze die Blüthe aller schönen Künste und Wissenschaften ist ... „Er würde am meisten dabei verlieren wenn es keine Enthusiasten und Schwärmer mehr gäbe." — „Unter den Schwärmern sieht der Philosoph so manchen tapfern Mann der für die Rechte der Menschheit schwärmt, und mit dem er, wenn Zeit und Umstände ihn dazu aufforderten, ebenso gern schwärmen als zwischen seinen vier Mauern Ideen analysiren würde." — Und mit einem treffenden Seitenblicke auf Wieland ruft er den selbstgefälligen

---

*) Lessing's Werke von Lachmann **XI.** S. 467, in dem Aufsatze (von 1776): „Ueber eine Aufgabe im deutschen Merkur." —

Spöttern zu: „Die Begierde Schwarm zu machen, ist das eigentliche Kennzeichen des Schwärmers . . . „Der Lucianische Geist ist selbst Schwärmer; denn auch er will Schwarm machen. Er will die Lacher auf seiner Seite haben. Ein Schwarm von Lachern! Der lächerlichste verächtlichste Schwarm von allen!" —*)

Doch kommen wir wieder darauf zurück, daß Lessing's eigenthümliche Wirkung und Begabung nicht auf dieser Seite lag. Ihm war es nicht gegeben: einen Reichthum jener beglückenden Ueberzeugungen und Anschauungen in sich zu tragen und mitzutheilen, an denen ein höheres Bedürfniß oft auf Jahrhunderte hin sich erquickt. Seine Mission war: die unerbittliche Zucht des prüfenden Geistes, deren eine ideenlose und eine ideenreiche Zeit gleich sehr bedürfen: **) um seichter Flachheit oder nebelnder und nervloser Ueberschwänglichkeit zu entgehen. Bei einem Rückblicke auf die deutsche Literatur-Periode in welcher Lessing auftrat, bemerkt Goethe in seiner Selbstbiographie (Buch VII.): daß „der erste Schritt um aus der wässerigen weitschweifigen nullen Epoche sich herauszuretten, nur durch Bestimmtheit Präcision und Kürze gethan werden konnte; denn bei dem bisherigen Styl habe man das Gemeine nicht vom Bessern unterscheiden können, weil Alles unter einander in's Flache gezogen worden." — Diesen nothwendigen Schritt that nun eben Lessing zuerst mit entscheidendem Erfolge, durch Beispiel und Kritik. — In der Geschichte leitete ihn allein der Geist des neuen Protestantismus: ***) Prüfen

---

*) Schon diese eine Stelle reicht statt hundert anderer vollkommen hin um die völlige Schiefheit des Urtheils von Barante zu zeigen der Lessing den „deutschen Voltaire" nennt! —

**) Die Goethe'sche Xenie 338 „Achilles" gilt ohne Zweifel Lessing:
„Vormals im Leben ehrten wir dich wie einen der Götter;
„Nun du todt bist, so herrscht über die Geister dein Geist." —

***) Diesen Prüfungsgeist rechnet er zum Wesentlichen und Auszeichnenden des Protestantismus, zum einzigen Vorzug vor der katholischen Kirche: „Die nemlichen Schritte zur Verbesserung welche die eine (Religion) thut, thut die andere bald darauf gleichfalls, wie wir in der Reformation gesehen haben. Alle die gewaltigen Schritte welche die protestantische Kirche durch die Reformation vor den Katholiken vorausgewann, haben die Katholiken bald wieder gewonnen. Der Einfluß des Papstthums auf den Staat ist jetzt nicht minder wohlthätig als der Einfluß der evangelischen Kirche. Ja, wenn man dieser verwehren will: noch weiter in sich selbst zu wirken und alle heterogene

des Geltenden, Aufsuchen der obersten Autorität, der ursprünglichen Quellen alles Ueberlieferten; die Vergangenheit sollte sich ihm in ihrer reinsten anfänglichen Gestalt wieder offenbaren. Sein Lebens-Element war die im Untersuchen und Forschen liegende Spannung; die Bewegung des Suchens, nicht der Genuß des Findens zog ihn an: „Nicht die Wahrheit — sagt er — in deren Besitz ein Mensch ist oder zu sein vermeint, sondern die aufrichtige Mühe, die er angewandt hat, hinter die Wahrheit zu kommen, macht den Werth des Menschen. Denn nicht durch den Besitz, sondern durch die Nachforschung der Wahrheit erweitern sich seine Kräfte. — *) „Der Besitz macht ruhig, träge, stolz. — — — „Wenn Gott in seiner Rechten alle Wahrheit und in seiner Linken den einzigen immer regen Trieb nach Wahrheit (obschon mit dem Zusatze, mich immer und ewig zu irren) verschlossen hielte, und spräche zu mir: wähle! ich fiele ihm mit Demuth in seine Linke und sagte: Vater gieb! die reine Wahrheit ist ja doch nur für dich allein." —

Ein solcher Geist mußte auch in der religiösen Welt, sobald er auf diesen Boden trat, eine tief wirkende Bewegung hervorbringen; zumal in einer Zeit, die gegen frivole Verwerfung des Höheren meist nur einen überlieferten, innerlich unvermittelten Glauben auf dem Kampfplatze sah. **)

Doch ehe wir ihm auf diesem letzteren (für unsern Zweck wichtigsten) Wege folgen, werfen wir noch einen Blick auf seine Bedeutung als ästhetischer Reformator. Als solcher hat er sich um seine Nation Verdienste erworben, deren jeder Deutsche mit freudigem Danke für immer eingedenk bleiben sollte.

Für ein lebendigeres Verständniß des klassischen Alterthums hat nach Winckelmann kein anderer so eingreifend gewirkt, so fruchtbare

---

Materie von sich zu stoßen, wird sie auf einmal eben so weit hinter dem Papstthum sein als sie jemals noch vor ihm gewesen." —

*) „Den wahren Weg einschlagen — äußert er ein ander Mal im gleichen Sinne — ist oft bloßes Glück; um den rechten Weg bekümmert zu sein, giebt allein Verdienst." — S. Werke bei Lachmann XI. 495.

**) Von der damaligen geistlichen Beredsamkeit z. B. behauptete Lessing (bei Lachmann XI. 616): „Unsere Kanzeln können sich keiner Redner rühmen; ihre besten Betreter sind Sophisten, und wenn sie es noch wären!" —

Anregungen gegeben wie Lessing, der den antiken Geist in Kunst und Poesie aus innerster Wahlverwandtschaft zu deuten wußte. Sein Laokoon (1766) ist davon ein bleibendes Zeugniß; dem jungen Goethe und seinen mitstrebenden Altersgenossen erschien er wie eine „neue Erleuchtung", eine geistige Befreiung. *) Auch die Streitschriften, sein „Vade Mecum für Lange" (1754) und die „Briefe antiquarischen Inhalts" (1768) gegen Klotz, haben eine reinigende und darum bildende Wirkung hervorgebracht, was man auch sonst gegen den derben oft grausam vernichtenden Ton darin einwenden mag. Auf den letzteren Vorwurf giebt Lessing im Vorberichte zu den antiquarischen Briefen die Antwort: „er liebe das Lob der Bescheidenheit mehr als das der Höflichkeit; jene richte sich genau nach dem Verdienste das sie vor sich habe; der Neidische der Hämische der Rangsüchtige der Verhetzer sei der wahre Grobe; und wenn denn wirklich jene gothische Höflichkeit eine unentbehrliche Tugend des heutigen Umgangs sei, ob sie deßhalb unsere Schriften eben so schaal und falsch machen solle als unsern Umgang?" —

Bei der Beschäftigung mit der antiken Welt schwebte ihm wie Winckelmann die Nothwendigkeit einer Reform nicht nur der klassischen Studien, sondern der gesammten Bildung und Erziehung vor. Die unentbehrliche Wechselwirkung von Schule und Erfahrung, von Wissen-

---

*) „Ich sah mich mit Andern sehnsuchtsvoll nach einer neuen Erleuchtung um, die uns denn auch durch einen Mann kommen sollte dem wir schon so viel schuldig waren ... „Daher war uns jener Lichtstrahl höchst willkommen den der vortrefflichste Denker durch düstere Wolken auf uns herableitete. Man muß Jüngling sein um sich zu vergegenwärtigen, welche Wirkung Lessings Laokoon auf uns ausübte, indem dieses Werk uns aus der Region eines kümmerlichen Anschauens in die freien Gefilde des Gedankens hinriß ..." „Der Unterschied der bildenden und Redekünste war klar ... Der bildende Künstler arbeitet für den äußern Sinn der nur durch das Schöne befriedigt wird, der redende für die Einbildungskraft die sich wohl mit dem Häßlichen noch abfinden mag. Wie vor einem Blitz erleuchteten sich uns alle Folgen dieses herrlichen Gedankens; alle bisherige anleitende und urtheilende Kritik ward wie ein abgetragener Rock weggeworfen; wir hielten uns von allem Uebel erlöst, und glaubten mit einigem Mitleiden auf das sonst so herrliche sechzehnte Jahrhundert blicken zu dürfen ..." „Die Herrlichkeit solcher Haupt- und Grundbegriffe erscheint nur dem Gemüth auf welches sie ihre unendliche Wirksamkeit ausüben, erscheint nur der Zeit in welcher sie ersehnt im rechten Augenblick hervortreten." — Goethe: „Aus meinem Leben" Buch VIII.

schaft und Leben, von Bildung und That wurde einer der höchsten Gesichtspunkte seines Strebens. Schon Winckelmann *) hatte in eindringender Weise auf die gänzlich vernachlässigte Aufgabe einer innigeren Beziehung zwischen der intellectuellen schulgemäßen Erziehung und der allgemeineren Lebensbildung hingewiesen, indem er die Griechen als die höchsten Muster gesunder Bildung bewunderte: „Die Griechen in ihren besten Zeiten waren denkende Wesen welche zwanzig und mehr Jahre schon gedacht hatten, ehe wir insgemein aus uns selbst zu denken anfangen, **) und die den Geist in seinem größten Feuer

---

*) In der Geschichte der Kunst I. 4. S. 234. — Die ganze beachtenswerthe Stelle (für Winckelmann und sein Zeitalter gleich charakteristisch) lautet vom Anfang an: „Durch die Freiheit erhob sich wie ein edler Zweig aus einem gesunden Stamme das Denken des ganzen Volks; denn sowie der Geist eines zum Denken gewöhnten Menschen sich höher zu erheben pflegt im weiten Felde oder auf einem offenen Gange . . . als in einer niedrigen Kammer . . . ebenso muß auch die Art zu denken unter den freien Griechen gegen die Begriffe beherrschter Völker sehr verschieden gewesen sein . . . . Eben die Freiheit die Mutter großer Begebenheiten Staatsveränderungen und der Eifersucht unter den Griechen pflanzte gleichsam in der Geburt selbst den Saamen edler und erhabener Gesinnungen; und sowie der Anblick der unermeßlichen Fläche des Meeres und das Schlagen der stolzen Wellen an den Klippen des Strandes unsern Blick ausdehnt und den Geist über niedrige Vorwürfe hinwegsetzet: so konnte im Angesichte so großer Dinge und Menschen nicht unedel gedacht werden.“ —

**) Lessing giebt im Nathan, im Gespräche der Recha und Sittah, ein vollkommenes Seitenstück zu diesen Worten Winckelmann's:

— — „Mein Vater liebt
Die kalte Buchgelehrsamkeit, die sich
Mit todten Zeichen in's Gehirn nur drückt
Zu wenig? — —

— — „Und so manches was
Du weißt? . . „Weiß ich allein aus seinem Munde.
Und könnte bei dem Meisten dir noch sagen:
Wie? wo? warum? er mich's gelehrt. —

„So hängt
Sich freilich Alles besser an. So lernt
Mit eins die ganze Seele.“ — —
„Sie ist so schlecht und recht, so unverkünstelt,
So ganz sich selbst nur ähnlich . . .
Das sollen
Die Bücher uns nur selten lassen: sagt
Mein Vater.“ —

von der Munterkeit des Körpers unterstützt beschäftigten, welcher bei uns bis er abnimmt unedel genähret wird. Der unmündige Verstand welcher wie eine zarte Rinde den Einschnitt behält und erweitert, wurde nicht mit bloßen Tönen ohne Begriffe unterhalten, und das Gehirn gleich einer Wachstafel die nur eine gewisse Anzahl Worte oder Bilder fassen kann, war nicht mit Träumen erfüllet wenn die Wahrheit Platz nehmen will. Gelehrt sein, das heißt: zu wissen was Andere gewußt haben, wurde spät gesucht; gelehrt, im heutigen Verstande, zu sein war in ihrer besten Zeit leicht, und weise konnte ein jeder werden. Denn es war eine Eitelkeit weniger in der Welt, nämlich: viel Bücher zu kennen." —

Diese Winckelmann'sche Unterscheidung zwischen Gedächtnißwerk Büchergelehrsamkeit und wahrer menschlicher und nationaler Bildung war wie aus Lessing's Seele gesprochen. *) Schon frühe (1754) bricht sein Widerwille gegen bloße pedantische Buchstaben-Gelehrte in die herben Worte aus: „Ich glaube die Wahl des Gegenstandes (in dem Lustspiele: der junge Gelehrte) hat viel dazu beigetragen daß ich nicht ganz damit verunglückt bin. Ein „junger Gelehrter" war die einzige Art von Narren die mir auch damals schon unmöglich unbekannt sein konnte." — **) Eben diesen Grundsatz wendet er auch auf die Literatur

---

*) „Niemand kann den Mann (Winckelmann) höher schätzen als ich — schrieb Lessing 18. Octob. 1768 an Ebert — aber dennoch möchte ich eben so ungern Winckelmann sein als ich oft Lessing bin." —

Nach einer Aeußerung Winckelmann's in einem Briefe an Stosch (18. April 1767) zu schließen, scheint W. sich Lessing selbst als einen Stubengelehrten gedacht zu haben. Er schreibt über Lessing's Laokoon: „Lessings Buch habe ich gelesen; es ist schön geschrieben, obgleich nicht ohne bekannte Fehler in der Sprache. Dieser Mensch aber hat so wenig Kenntniß daß ihn keine Antwort bedeuten würde (!); und es würde leichter sein einen gesunden Verstand aus der Ukermark zu überführen als einen Universitätswitz welcher mit Paradoxen sich hervorthun will. Also sei ihm die Antwort geschenkt." — Diese leidenschaftliche (wahrscheinlich aus beleidigter Autor-Eitelkeit entstandene) Verkennung Lessing's focht diesen letztern so wenig an daß er darauf bestand: jene Stelle, die er noch in der Handschrift gesehen, müsse mit abgedruckt werden. —

**) Uebereinstimmend damit heißt es in seinen Selbstbetrachtungen: „Ich bin nicht gelehrt; ich habe nie die Absicht gehabt gelehrt zu werden; ich möchte nicht gelehrt sein und wenn ich es im Traume werden könnte. Alles wornach ich ein wenig gestrebt habe ist: im Fall der Noth ein gelehrtes Buch brauchen

an: „Wer nichts hat — sagt er in der Dramaturgie — der kann nichts geben. Ein junger Mensch der erst selbst in die Welt tritt, kann unmöglich die Welt kennen und sie schildern.... „Das Meiste was wir Deutsche noch in der schönen Literatur haben, sind Versuche junger Leute. Ja, das Vorurtheil ist bei uns fast allgemein daß es nur jungen Leuten zukomme in diesem Felde zu arbeiten. Männer, sagt man, haben ernsthaftere Studien oder wichtigere Geschäfte zu welchen sie die Kirche oder der Staat auffordert.... „Daher kömmt es denn auch, daß unsere schöne Literatur, ich will nicht bloß sagen gegen die schöne Literatur der Alten, sondern sogar fast gegen aller neuern polirten Völker ihre,*) ein so jugendliches ja kindisches Ansehen hat und noch lange haben wird. An Blut und Leben an Farbe und Feuer fehlt es ihr endlich nicht, aber Kräfte und Nerven, Mark und Knochen mangeln ihr noch sehr. Sie hat noch so wenig Werke die ein Mann der im Denken geübt ist gern zur Hand nimmt, wenn er zu seiner Erholung und Stärkung einmal außer dem einförmigen eckeln Zirkel seiner alltäglichen Beschäftigungen denken will!“ —

Mit demselben Widerwillen gegen eine geistlose und anmaßende Notizen-Gelehrsamkeit, der ihn nie verließ, ergießt er (in der Dramaturgie) seinen Spott über eine Vermuthung des Casaubonus worin jene die Seele austrocknende Pedanterie sich treffend gezeichnet hatte: „Diese Idee erinnerte mich, vor langer Zeit einmal über den grundgelehrten Casaubonus bei mir gelacht zu haben, der sich aus wahrer Hochachtung für das Solide in den Wissenschaften einbildete: daß es dem Aristoteles vornehmlich um die Berichtigung der Chronologie bei seinen Didaskalien zu thun gewesen. —

---

zu können ... „Der aus Büchern erworbene Reichthum fremder Erfahrung heißt Gelehrsamkeit. Eigene Erfahrung ist Weisheit. Das kleinste Kapital von dieser ist mehr werth als Millionen von jener.“ — (Lachmann'sche Ausgabe XI. 747.)

*) Daß mit Klopstock und seinen bedeutendsten Zeitgenossen endlich eine neue höhere Epoche beginne: verkannte Lessing am wenigsten. Darum züchtigt er die unberufenen Verkleinerer derselben so nachdrücklich! „Wenn sie vollends — ruft er in den antiquarischen Briefen einem Klotz und seinen Anhängern zu — an die wenigen Verfasser sich wagen denen es Deutschland allein zu danken hat daß seine Literatur gegen die Literatur anderer Völker in Anschlag kömmt: so ist das eine Vermessenheit von der ich nicht weiß ob sie lächerlicher oder ärgerlicher ist!“ —

„Wahrhaftig es wäre auch eine ewige Schande für den Aristoteles, wenn er sich mehr um den poetischen Werth der Stücke, mehr um ihren Einfluß auf die Sitten, mehr um die Bildung des Geschmacks darin bekümmert hätte als um die Olympiade als um das Jahr der Olympiade als um die Namen der Archonten!" — *)

Zu der von Lessing erstrebten Wiedergeburt der deutschen Bildung war vor Allem die Befreiung von der geistigen Fremdherrschaft, die Erweckung der nationalen Selbstständigkeit erforderlich. **) Diesen Kampf wollte er durch eine Reform des deutschen Theaters durchfechten; seine „Briefe die neueste Literatur betreffend" (1759 — 1760) seine eigenen dramatischen Leistungen und ganz besonders seine Hamburgische Dramaturgie (1767 — 1768) sind die literarischen Denkmäler jenes erfolgreichen sieggekrönten Kampfes.

Am Schlusse seiner Dramaturgie richtet er gegen die damalige Buhlerei mit dem Auslande ***) einige schneidende Worte die wie feurige

---

*) „Welch elendes Studium — heißt es in der Untersuchung (1769) „Wie die Alten den Tod gebildet" — ist das Studium des Alterthums, wenn das Feine desselben auf solche Kenntnisse ankömmt! wenn der der Gelehrteste darin ist der solche Armseligkeiten am fertigsten und vollständigsten auf den Fingern herzuzählen weiß! Aber mich dünkt daß es eine würdigere Seite hat dieses Studium. Ein anderes ist der Alterthumskrämer, ein anderes der Alterthumskundige. Jener hat die Scherben, dieser den Geist des Alterthums geerbt. Jener denkt nur kaum mit seinen Augen, dieser sieht auch mit seinen Gedanken. Ehe jener noch sagt: so war das! weiß dieser schon, ob es so sein können." —

**) Seit Leibnitz hatte kein Deutscher mehr mit solchem Nachdrucke und Erfolg dafür gestritten wie Lessing.

„Es will fast das Ansehen gewinnen — klagte Leibnitz — wann man so fortfähret, es werde Teutsch in Teutschland selbst nicht weniger verloren gehen als das Engelsächsische in Engelland. Gleichwohl wäre es ewig Schade und Schande, wenn unsere Haupt- und Helden-Sprache dergestalt durch unsere Fahrlässigkeit zu Grunde gehen sollte, so fast nichts Gutes schwanen machen dürfte; weil die Annehmung einer fremden Sprache gemeiniglich den Verlust der Freiheit und ein fremdes Joch mit sich geführet." —

***) Eben darum war ihm Berlin so unangenehm: „Wien mag sein wie es will — schreibt er an Nicolai 1769 — der deutschen Literatur verspreche ich doch immer noch mehr Glück als in Eurem französirten Berlin." — Und an Ramler (1768): „Sie sind krank gewesen . . . Aber wie kann man auch in Berlin gesund sein? Alles was man da sieht muß einem ja die Galle in's Geblüt jagen!" —

Pfeile jedes deutsche Herz treffen mußten: „Ueber den gutherzigen Einfall: den Deutschen ein Nationaltheater zu verschaffen, da wir Deutsche noch keine Nation sind! Ich rede nicht von der politischen Verfassung sondern bloß von dem sittlichen Charakter. Fast sollte man sagen, dieser sei: keinen eigenen haben zu wollen. Wir sind noch immer die geschworenen Nachahmer alles Ausländischen, besonders noch immer die unterthänigen Bewunderer der nie genug bewunderten Franzosen. Alles was uns von jenseit dem Rheine kömmt, ist schön reizend allerliebst göttlich; lieber verläugnen wir Gesicht und Gehör als daß wir es anders finden sollten. Lieber wollen wir Plumpheit für Ungezwungenheit, Frechheit für Grazie, Grimasse für Ausdruck, ein Geklingle von Reimen für Poesie, Geheule für Musik uns einreden lassen, als im Geringsten an der Superiorität zweifeln welche dieses liebenswürdige Volk dieses erste Volk in der Welt, wie es sich selbst sehr bescheiden zu nennen pflegt, in Allem was gut und schön und erhaben und anständig ist, von dem gerechten Schicksale zu seinem Antheil erhalten hat.“ —

Der erfolgreichste Schlag den er nun zum Sturze der geistigen Herrschaft Frankreichs führte, bestand in der unwiderstehlichen Zerstörung des so lange unerschütterten Aberglaubens an die klassische Autorität des französischen Drama im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert. Indem er nachwies, wie sehr die Franzosen den Aristoteles (dessen Poetik auch er für ein eben so unfehlbares Werk hielt als die Elemente des Euklid) mißverstanden und den Geist und das Wesen des antiken Drama verkannt hatten — stürzte er die gesammte Grundlage worauf bisher das Vorurtheil für das klassische Ansehen der französischen Bühne geruht hatte. Man hatte sich so lange Zeit mit der Voraussetzung einschläfern lassen: das französische Drama sei genau nach den Regeln des griechischen (wie Aristoteles sie aufgestellt) gearbeitet; Corneille Racine und Voltaire, meinte man, seien nur die Fortsetzung von Aeschylus und Sophokles, und „den Franzosen nachahmen, heiße: nach den Regeln der Alten arbeiten.“ Seit Lessing's Dramaturgie war dies Vorurtheil vernichtet; die falsch gezeichnete französische Kopie mußte dem griechischen Originale die gebührende Stellung wieder einräumen; das neugeweckte tiefere Verständniß des antiken Drama mußte von nun an dem Ansehen der modernen Nachäffung ein Ende machen. „Nichts habe ich mir — sagt Lessing am Schlusse der Dramaturgie — angelegener sein lassen als den Wahn von der Regelmäßigkeit der französischen Bühne zu bestreiten. Gerade keine Nation hat die Regeln

des alten Drama mehr verkannt als die Franzosen. Einige beiläufige Bemerkungen die sie über die schickliche äußere Einrichtung des Drama bei dem Aristoteles fanden, haben sie für das Wesentliche angenommen, und das Wesentliche durch allerlei Einschränkungen und Deutungen dafür so entkräftet, daß nothwendig nichts anders als Werke daraus entstehen konnten die weit unter der höchsten Wirkung blieben, auf welche der Philosoph seine Regeln calculirt hatte." —

Während Lessing die Anschauung des klassischen Alterthums dem französischen Geschmacke gegenüber stellte, und diesen in seinen gepriesensten Mustern durch kühne meisterhafte Kritik auf sein bescheidnes Maß zurückführte — wies er gleichzeitig den deutschen Sinn noch auf eine andere dichterische Welt hin, die in Shakespeare nur des rechten Verständnisses warte, um ganz anders als die französischen Vorbilder es vermochten *) in die Tiefen aller Poesie einzuweihen. „Was man von dem Homer gesagt hat, es lasse sich dem Herkules eher seine Keule als ihm einen Vers abringen, das läßt sich vollkommen auch von Shakespeare sagen. Auf die geringste von seinen Schönheiten ist ein Stempel gedruckt welcher gleich der ganzen Welt zuruft: ich bin Shakespeare's! Und wehe der fremden Schönheit die das Herz hat, sich neben ihr zu stellen! Shakespeare will studirt, nicht geplündert sein. Haben wir Genie, so muß uns Shakespeare das sein was dem Landschaftsmaler die Camera obscura ist; er sehe fleißig hinein, um zu lernen wie sich die Natur in allen Fällen auf Eine Fläche projektirt; aber er borge nichts daraus" .... „Alle, auch die kleinsten Theile beim

*) „Unser Gefühl — sagt er an einer andern Stelle der Dramaturgie — ward glücklicher Weise durch einige englische Stücke aus seinem Schlummer geweckt, und wir machten endlich die Erfahrung daß die Tragödie noch einer ganz anderen Wirkung fähig sei als ihr Corneille und Racine zu ertheilen vermocht." — Doch warnt er schon ausdrücklich vor der Ungebundenheit und Zuchtlosigkeit in welche die „jungen Genie's" bei ihren Hervorbringungen zu gerathen anfiengen: „Geblendet von diesem plötzlichen Strahle der Wahrheit prallten wir gegen den Rand eines andern Abgrundes zurück ... „Man fing an es überhaupt für Pedanterie zu erklären, dem Genie vorzuschreiben was es thun und was es nicht thun müsse. Kurz wir waren auf dem Punkte: uns alle Erfahrungen der vergangenen Zeit muthwillig zu verscherzen, und von den Dichtern lieber zu verlangen, daß jeder die Kunst aufs neue für sich erfinden solle." — Worte eines wahren geistigen Reformators der sich der Stagnation und blinden Nachbeterei wie der Revolution und regellosen Willkür gleich entschieden widersetzt! —

Shakespeare sind nach den großen Maßen des historischen Schauspiels zugeschnitten, und dieses verhält sich zu der Tragödie französischen Geschmacks ungefähr wie ein weitläuftiges Freskogemälde gegen ein Miniaturbildchen für einen Ring ... „Eben so würden aus einzelnen Gedanken beim Shakespeare ganze Scenen und aus einzelnen Scenen ganze Aufzüge werden müssen. Denn wenn man den Ermel aus dem Kleide eines Riesen für einen Zwerg recht nutzen will, so muß man ihm nicht wieder einen Ermel, sondern einen ganzen Rock daraus machen." — (Dramaturgie; Stück 73).

Mit dem Bisherigen wollten wir nur andeuten, was die deutsche Bildung Lessing verdanke und daß erst durch ihn jene Hoffnung des großen Leibnitz *) ihrer Erfüllung entgegen ging: es möchten die Deutschen wie durch Tapferkeit so durch Verstand obsiegen und den Preis erhalten, um ihre Mißgünstigen zu beschämen und ihnen wider ihren Dank eine innerliche Ueberzeugung wo nicht äußerliche Bekenntniß ihrer Vortrefflichkeit abdringen. —

Bisher haben wir die von Lessing ausgegangenen Wirkungen berücksichtigt; nun wenden wir uns wieder von den Wirkungen zu ihrer Quelle, von Lessing's Werken zu seiner Persönlichkeit. Wem die Literatur ein bildender Umgang sein soll, der darf jenes persönliche Element, die Erforschung der geistigen Individualität, nicht vernachlässigen.

Lessing hat uns dies nicht schwer gemacht; nirgend verläugnet sich das Eigenthümliche seines Geistes und Charakters, an sehr vielen Stellen tritt nicht der Kritiker und Autor allein sondern die ganze Gestalt des Menschen vor uns. —

Das steht fest: er gehörte nicht zu den verneinenden Geistern, die am Zerstören eine Lust haben und mit Mephistopheles denken:

„Ich bin der Geist, der stets verneint;
Und das mit Recht, denn alles, was entsteht,
Ist werth, daß es zu Grunde geht."

Wohl aber hat in ihm die eine, die subjektive Richtung des Protestantismus ihren Gipfel erreicht: die Forderung der unbedingtesten Prüfung des Ueberlieferten durch den Verstand des

*) In den „unvorgreiflichen Gedanken betreffend die Ausübung und Verbesserung der teutschen Sprache" bei Guhrauer: Leibnitz's deutsche Schriften. B. I. S. 449.

Einzelnen; so ward er zu einem Läuterungsfeuer wie es einem ideenlosen verschwommenen Zeitalter Noth thut. Gegen jede nicht auf Ueberzeugung gegründete Autorität protestirend, *) glaubte er nur auf einem Wege der Wahrheit inne zu werden: durch nüchterne Untersuchung, durch Verstandesschlüsse in folgerichtiger Kette; eine Reihe von Stufen (meinte er) müsse ihn zum Ziele führen; im Fluge könne er es nicht erreichen. Schon hierauf gründet sich die tief liegende Abweichung seiner Anschauungsweise von der Klopstockischen. Klopstock hatte seinen Glauben in der ersten Jugendbegeisterung gewonnen; Dichterschwingen trugen ihn auf jene Höhen; Lessing wollte die Himmelsleiter nur Sprosse für Sprosse ersteigen; nie den geschichtlichen Zusammenhang, nie die Anknüpfung an die Errungenschaft der Früheren aufgeben. Den verlassenen oder noch nie betretenen Weg der Wahrheit könne man (das war seine Ansicht) nur dann einzuschlagen hoffen, wenn

---

*) Darum vertritt er so eifrig das Recht der wissenschaftlichen Streitschriften. „Unser Publikum — sagt er in der Vorrede zu der Untersuchung: „Wie die Alten den Tod gebildet?“ 1769 — scheint vergessen zu wollen daß es die Aufklärung so mancher wichtiger Punkte dem bloßen Widerspruche zu danken hat, und daß die Menschen noch über nichts in der Welt einig sein würden, wenn sie noch über nichts in der Welt gezankt hätten ... „Der polemische Ton ist der Eigenliebe und dem Selbstdünkel so unbehäglich! Er ist den erschlichenen Namen so gefährlich! ... „Es sei daß noch durch keinen Streit die Wahrheit ausgemacht worden: so hat dennoch die Wahrheit bei jedem Streite gewonnen. Der Streit hat den Geist der Prüfung genährt, hat Vorurtheil und Ansehen in einer beständigen Erschütterung erhalten; kurz hat die geschminkte Unwahrheit verhindert: sich an der Stelle der Wahrheit festzusetzen .... „Als Beschaffenheit unserer Erkenntniß ist dazu eine Wahrheit so wichtig als die andere; und wer in den allergeringsten Dingen für Wahrheit und Unwahrheit gleichgültig ist, wird mich nimmermehr bereden daß er die Wahrheit bloß der Wahrheit wegen liebt.“ —

Daß er aber doch nicht von jedem literarischen Streite einen Gewinn für die Wahrheit erwarte, sondern daß es sehr darauf ankomme: von wem und wie gestritten werde — sagt er deutlich genug im Eingange seiner Abhandlung: „Leibnitz von den ewigen Strafen“: „Das ist ohne Zweifel bei dergleichen Streitigkeiten das Traurigste daß sie gemeiniglich nichts erstreiten, und sich zwanzig oder fünfzig Jahre später der erste der beste Zelote oder Vernünftler berechtigt glaubt, die Sache ganz wieder von vorn anzufangen. Einem solchen Schwätzer nicht gleich zu werden, ist es höchst nöthig vorher die Geschichte der streitigen Lehre in ihrem ganzen Umfange zu studiren.“ —

man da wo die Vorgänger ihre Fäden fallen lassen, diese aufhebe und ihre verschiedenen Richtungen vergleiche.

Wenn Lessing's Freunde ihn einen zweiten Luther nannten, so konnten sie dabei nur an den Muth, nicht an den Inhalt seiner Ueberzeugung denken. Luther protestirte gegen eine leichtfertige Mißhandlung des Gewissens, Lessing gegen die Unterdrückung der freien Prüfung. Luther handelte im Interesse der Religion, die ihm ein rein Innerliches war, eine Angelegenheit der Seele; darum verwarf er jede zwischen Gott und den Menschen tretende irdische Autorität; der Inhalt des Glaubens war ihm unantastbar. — Lessing's Begeisterung galt der freien Wissenschaft; diese wollte er eben so sehr als unverletzliches Eigenthum des Geistes *) geschützt wissen, wie die Religion als Sache des Gewissens; ebenso gut könnte man ihm zufolge Luft und Sonnenlicht dem Menschen verbieten wie freien Vernunft-Gebrauch. Ein äußerlich erzwungener Friede zwischen Vernunft und Religion, Erkennen und Glauben, Geschichte und Offenbarung war ihm ein Gräuel:

„Herr Pastor — schreibt er an Götze — wenn Sie es dahin bringen, daß unsere lutherischen Pastores unsre Päpste werden, daß diese uns vorschreiben können, wo wir aufhören sollen in der Schrift zu forschen; daß diese unserm Forschen, der Mittheilung des Erforschten Schranken setzen dürfen — so bin ich der Erste, der die Päpstchen wieder mit dem Papste vertauscht." — „Wahrlich, er soll noch erscheinen, auf beiden Seiten soll er noch erscheinen,

---

*) „Ihr seid — bemerkt er gegen seine damaligen theologischen Gegner 1776 — doch Schwärmer von dieser gefährlichsten Klasse, weil ihr das Nämliche weßwegen ihr sonst eigene göttliche Triebe und Offenbarungen vorgabt: blinde Anhänglichkeit — nun dadurch zu erhalten sucht, daß ihr kalte Untersuchung verschreiet, sie für unanwendbar auf gewisse Dinge ausgebt, und sie durchaus nicht weiter getrieben wissen wollt als ihr sie selbst treiben wollt und könnt." — („Ueber eine Aufgabe im deutschen Merkur." Lachmann XI. 465). — „Der wahre Lutheraner — heißt es im Anti-Götze I — will nicht bloß bei Luthers Schriften, er will bei Luthers Geiste geschützt sein; und Luthers Geist erfordert schlechterdings, daß man keinen Menschen in der Erkenntniß der Wahrheit nach seinem eigenen Gutdünken fortzugehen hindern muß. Aber man hindert Alle daran, wenn man auch nur Einem verbieten will, seinen Fortgang in der Erkenntniß Andern mitzutheilen. Denn ohne diese Mittheilung im Einzelnen ist kein Fortgang im Ganzen möglich." —

der Mann welcher die Religion so bestreitet, und der welcher die Religion so vertheidigt als es die Wichtigkeit und Würde des Gegenstandes erfordert. Mit alle den Kenntnissen, aller der Wahrheitsliebe, alle dem Ernste" .... „Man hat sich sehr beleidigt gefunden, wenn der eine Theil Religion und Aberglauben für Eins genommen; aber man hat sich kein Gewissen gemacht, Zweifel für Unglauben, Begnügsamkeit mit dem was die Vernunft sagt, für Ruchlosigkeit auszuschreien. Dort hat man jeden Gottesgelehrten zum Pfaffen, hier jeden Weltweisen zum Gottesläugner herabgewürdigt." — *)

Den tieferen Lebensinhalt der Religion, d. h. das innerste Verhältniß des Menschen zu Gott berührt Lessing nirgend so, daß er dem Leser etwas gibt oder nimmt; er selbst wies seinen Bestrebungen eine andere (und wir glauben: die wahre) Stelle an: „Auch ich bin nicht im Tempel, sondern nur am Tempel beschäftigt. Auch ich kehre nur die Stufen, bis auf welche den Staub des innern Tempels die heiligen Priester zu kehren sich begnügen. Auch ich bin stolz auf die geringe Arbeit, denn ich weiß am besten wem zu Ehren ich es thue" ... „Ich halte es für keine unrühmliche Arbeit, vor dem Sitze göttlicher Eingebungen wenigstens die Schwelle desselben zu fegen." — Schon Jahre vorher hatte er zum Positiven einzulenken angefangen (1771) als der stolze Reiz des Widerspruches gedämpft war: „Ich besorge es nicht erst seit gestern, daß indem ich gewisse Vorurtheile weggeworfen, ich ein wenig zu viel mit weggeworfen habe was ich werde wieder holen müssen. Es ist unendlich schwer zu wissen, wann und wo man bleiben soll, und Tausenden für Einen ist das Ziel ihres Nachdenkens die Stelle, wo sie des Nachdenkens müde geworden." —

Am unleidlichsten war ihm der leichtsinnige Mißbrauch, den sich Viele mit dem Worte „Christenthum" erlauben; er flammte auf,

---

*) In diesem Geiste unbestochener Gerechtigkeitsliebe mißbilligt er in der Dramaturgie eine von dem Hamburgischen Publikum im Theater beklatschte Stelle:

„Der Himmel kann verzeihn; allein ein Priester nicht." — Er bemerkt dagegen: „Zwar müssen die Gesinnungen dem Charakter der Personen entsprechen, aber auch die poetische Wahrheit muß sich der absoluten wieder nähern. Wenn die Bühne so unbesonnene Urtheile über die Priester ertönen läßt, was Wunder wenn sich auch unter diesen Unbesonnene finden die sie als die gerade Heerstraße zur Hölle ausschreien?" —

wenn man ihn frischweg für unchristlich erklärte: „Er (Götze) sagt mir sogar hier und da recht artige Dinge, nur damit es mich nicht allzusehr schmerze, daß er mich aus dem Hause meines Vaters wirft! Genug, daß mich mein Herz nicht verdammt, und ich also mit aller Freudigkeit zu Gott einem jeden intoleranten Heuchler die Larve vom Gesicht reißen darf!" —

Denkt man an den Mißbrauch den Schwärmer und Heuchler von je her mit dem Verlangen nach Freiheit getrieben, so wird dies Wort in Lessing's Munde ehrwürdig; *) er forderte sie nicht für sich allein. Ueberall führte er die Sache der Unterdrückten gegen den Bedränger, und vertheidigte z. B. ernst und glänzend die Brüdergemeinde gegen ihre zelotischen Verfolger; er, in dessen Adern kein Tropfen herrnhutischen Blutes floß er wies auf den hohen Zweck hin, der den Stifter jener Gesellschaft beseelt hatte: die Bewährung des Glaubens im Leben, die Realisirung der Religion als That und Gemeinschaft. —

Wir haben im Obigen schon Lessing's Thätigkeit auf religiösem Gebiete**) zu berühren angefangen; Anregungen von unberechenbarer Wichtigkeit sind hierin von ihm ausgegangen.

Großes Aufsehen (viel größeres als ihm lieb war) erregte er durch die Veröffentlichung von Bruchstücken einer deistischen Handschrift, die er auf der Wolfenbüttler-Bibliothek gefunden hatte.

---

*) „Sagen Sie mir von Ihrer Berlinischen Freiheit zu denken und zu schreiben ja nichts. Sie reducirt sich einzig und allein auf die Freiheit: gegen die Religion so viel Sottisen zu Markte zu bringen als man will. Und dieser Freiheit muß sich der rechtliche Mann nun bald zu bedienen schämen." — (Lessing an Nicolai 25. August 1769.)

**) Wie leicht er den Uebergang von dem einen auf das andere Gebiet nahm — ist in einem Briefe an seinen Bruder (20. März 1777) ausgesprochen: „Mit dem deutschen Theater kann ich mich nie bemengen ohne Verdruß und Unkosten davon zu haben. Und du verdenkst es mir noch daß ich mich dafür lieber in die Theologie werfe? — Freilich, wenn mir am Ende die Theologie eben so lohnt als das Theater? Es sei! Darüber würde ich mich weit weniger beschweren." — Und doch hatte er sechs Jahre früher (18. Octob. 1768) an Ebert geschrieben: „Das pro und das contra über die Religion habe ich eines so satt wie das andere. Lieber schreibt von geschnittenen Steinen; ihr werdet sicherlich wenig Gutes aber auch wenig Böses stiften." — So sehr wechselten die Stimmungen in seiner Seele!

Seine Absicht bei Herausgabe der wahrscheinlich von Reimarus verfaßten Wolfenbüttler-Fragmente müssen wir für eine **redliche** halten; *) er suchte eine festere Begründung der religiösen Ueberzeugung: „Je bündiger mir der Eine das Christenthum erweisen wollte, desto zweifelhafter wurde ich. Je muthwilliger und triumphirender es mir der Andere ganz zu Boden treten wollte, desto geneigter fühlte ich mich es wenigstens in meinem Herzen aufrecht zu erhalten." — Wie er zur Dogmatik seiner Zeit stand, zeigen Aeußerungen wie die folgenden: „Es ist im Grunde allerdings wahr daß es mir bei meinen theologischen Neckereien mehr um den gesunden Menschenverstand als um die Theologie zu thun ist, und ich nur darum die alte orthodoxe, im Grunde

---

*) Richtig unterscheidet Dalberg in einem Briefe an Kleuker (11. Juni 1779) den **Verfasser** der Fragmente von dem Herausgeber derselben: „Die Fragmente des **Ungenannten** bedecken mit der Karte kaltblütiger Philosophie heftigen Haß und offenbare Vorurtheile gegen das Christenthum .... **Lessingen kommt man nicht mit den nemlichen Waffen bei die gegen den Unbekannten wirken; sein biegsamer mannichfaltiger Geist entschlüpft wie ein Aal.** Das ridiculum acre oder Herders launigte Bitterkeit möchte gegen ihn das beste Mittel sein." — „Ich habe — sagt Lessing im Anti-Götze VII — bis auf den Zeitpunkt da ich mich mit der Ausgabe der Fragmente befaßt, nie das Geringste geschrieben oder öffentlich behauptet was mich dem Verdachte aussetzen könnte: ein heimlicher Feind der christlichen Religion zu sein. Wohl aber habe ich mehr als **eine** Kleinigkeit geschrieben in welchen ich nicht allein die christliche Religion überhaupt nach ihren Lehren und Lehrern in dem besten Lichte gezeigt, sondern auch die christlich-lutherische orthodoxe Religion insbesondere gegen Katholiken Socinianer und Neulinge vertheidigt habe ..... „Und ich wüßte auch sonst nichts in der Welt was mich bewegen können, mich lieber mit **seinen** Handschriften [den Fragmenten des Ungenannten] als mit fünfzig andern abzugeben die mir weder so viel Verdruß noch so viel Mühe machen würden, **wenn es nicht das Verlangen wäre, sie sobald als möglich**, sie noch bei meinen Lebzeiten **widerlegt zu sehen.** Bei Gott! die Versicherung dieses Verlangens, weil ich bis jetzt noch wenig Parade damit machen wollen, ist darum keine leere Ausflucht ..... „Denn daß die Fragmente mich an mehreren Stellen verlegen und unruhig machten, war ganz natürlich. Sie enthalten so mancherlei Dinge welche mein Bischen Scharfsinn und Gelehrsamkeit gehörig auseinander zu setzen nicht zureicht. Ich sehe hier und da auf tausend Meilen keine Antwort, und der Herr Hauptpastor wird sich freilich nicht vorstellen können, wie sehr eine solche Verlegenheit um Antwort ein Wahrheit liebendes Gemüth beunruhigt ...... „Was vor Gott und den Menschen kann mich verbinden, lieber von quälenden Zweifeln mich nicht befreien zu wollen als durch ihre Bekanntmachung Schwachgläubige zu ärgern?" —

tolerante Theologie der neueren im Grunde intoleranten vorziehe, weil jene mit dem gesunden Menschenverstande offenbar streitet, und diese ihn lieber bestechen möchte. Ich vertrage mich mit meinen offenbaren Feinden, um gegen meine heimlichen desto besser auf meiner Hut sein zu können." — „Daß die Theologen zu den Fragmenten meines Ungenannten so schweigen, bestärkt mich in der guten Meinung, die ich jederzeit von ihnen gehabt habe. Nicht das was man ihnen nimmt, sondern das was man an dessen Stelle setzen will, bringt sie auf, und das mit Recht. Denn wenn die Welt mit Unwahrheiten (!) soll hingehalten werden, so sind die alten, bereits gangbaren eben so gut dazu als neue." — (1777.)

Die Wolfenbüttler Fragmente, an die man in unsern Tagen öfter durch Strauß erinnert wurde, unterscheiden sich von diesem auf eine für den damaligen Standpunkt der Verneinung bezeichnende Weise; die größte Begebenheit der Geschichte, die Erscheinung des Christenthums, die Stiftung der Kirche wollen sie aus dem nüchternen Verstande einiger Individuen, aus schlauer Berechnung herleiten; als ob kleinliche Taschenspielerkünste eine Welt sittlich umgestalten könnten! *) Im Gegensatze zu jener ärmlichen Prosa ist bei Strauß Alles Poesie; die Persönlichkeit des Stifters und der Seinen verschwindet fast vor den Er-

*) Ein treffendes Wort des Historikers Niebuhr ist hier an seiner Stelle: „Ich bedurfte keiner Wolfenbüttler Fragmente um die Abweichung der Evangelien wahrzunehmen und die Unmöglichkeit: kritisch auch nur eine haltbare Geschichte des Lebens Jesu zu entwerfen . . . . . Wie ich aber die unermeßliche Kluft zwischen Erzählung und dem erzählten Geschehenen hier wie bei jedem historischen Gegenstande in das Auge faßte, so störte mich das nicht weiter. Der dessen irdisches Leben und Leiden geschildert wurde, hatte mir eine vollkommen reale Existenz, und seine ganze Geschichte dieselbe Realität, wenn sie auch in keinem einzigen Punkte buchstäblich genau erzählt wäre. Daher auch das Grundfaktum der Wunder welches, meiner Ueberzeugung nach, zugegeben oder das Unsinnige nicht bloß Unbegreifliche angenommen werden müßte: der Heiligste sei ein Betrüger und seine Jünger Betrogene oder Lügner gewesen; und Betrüger hätten eine heilige Religion gepredigt in der Alles Entsagung ist und nirgends auf ein Priesterregiment . . . . hingearbeitet wird. — Was ein Wunder im strengsten Sinne betrifft, so bedarf es nur einer unbefangenen und scharfblickenden Naturforschung, damit wir einsehen daß die erzählten nichts weniger als widersinnig sind, und einer Vergleichung mit Legenden-Mährchen oder den angeblichen andrer Religionen um wahrzunehmen: welch ein anderer Geist in ihnen lebt." —

regungen und Stimmungen der Gemeinde, die in poetisch-religiöser Spannung jene Mythen hervorgebracht haben. In der Kritik des Einzelnen zeigt sich Strauß freilich eben so prosaisch, negirend, absichtlich wie der Fragmentist. Beide bezeichnen die Extreme welche Idee und Geschichte des evangelischen Inhaltes zerstörend auseinanderreißen. —

Die Bekanntmachung der Fragmente hatte den berüchtigten Streit Lessing's mit dem Hamburgischen Pastor Götze zur Folge: ein Kampf, zu dessen bleibenden Früchten die lange vernachlässigte Untersuchung über das Verhältniß der Bibel zum Christenthum gehört; die mündliche Verkündigung des Evangeliums vor und neben der schriftlichen trat in ein neues Licht. „Der Buchstabe — sagt er, und bis zum Ueberdruß ist es ihm nachgesagt worden — ist nicht der Geist, und die Bibel ist nicht die Religion. Folglich sind Einwürfe gegen den Buchstaben und gegen die Bibel nicht eben auch Einwürfe gegen den Geist und gegen die Religion. Denn die Bibel enthält offenbar Mehr als zur Religion Gehöriges; und es ist bloße Hypothese, daß sie in diesem Mehrern gleich unfehlbar sein müsse. Auch war die Religion ehe eine Bibel war. Das Christenthum war ehe Evangelisten und Apostel geschrieben hatten.*) Es verlief eine geraume Zeit, ehe der erste von

*) „Die ganze Religion Christi — sagt er an einer andern Stelle — war bereits im Gange, ehe einer von den Evangelisten schrieb. Das Vater Unser wurde gebetet, ehe es bei dem Matthäus zu lesen war. Denn Jesus selbst hatte es seine Jünger beten gelehrt. Die Tauf-Formel war im Gebrauch, ehe sie der nemliche Matthäus aufzeichnete . . . Wenn also in diesen Stücken die ersten Christen auf die Schriften der Apostel und Evangelisten nicht warten durften: warum in andern?“ — (Thesen aus der Kirchengeschichte. Bei Lachmann XI. 493.)

Er faßt seine Ansicht noch einmal zusammen in die Sätze: „Ich hatte, um gewissen Einwürfen gegen das Christenthum mit Eins den Weg zu verlegen, behaupten zu dürfen geglaubt: daß Einwürfe gegen die Bibel nicht nothwendig auch Einwürfe gegen die christliche Religion wären, weil diese . . . sich weder auf die ganze Bibel noch auf die Bibel einzig und allein gründe. Ich hatte behauptet daß sich das Wesen des Christenthums gar wohl ohne alle Bibel denken lasse. Ich hatte behauptet daß es einem wahren Christen sehr gleichgültig sein könne, ob sich auf alle Schwierigkeiten gegen die Bibel befriedigend antworten lasse oder nicht. Besonders wenn diese Schwierigkeiten nur daraus entstehen daß so mancherlei Schriften von so verschiedenen Verfassern aus so verschiedenen Zeiten ein Ganzes ausmachen sollen, in welchem sich nicht der geringste Widerspruch finden müsse — wovon doch der Beweis in diesen Schriften selbst unmöglich zu finden sein könne.“ — („Sogenannte Briefe an den Herrn Doktor Walch.“ — Bei Lachmann XI. 561.)

ihnen schrieb; und eine sehr beträchtliche, ehe der ganze Canon zu Stande kam. Es mag also von diesen Schriften noch so viel abhängen, so kann doch unmöglich die ganze Wahrheit der Religion auf ihnen beruhen. War ein Zeitraum in welchem sie bereits so ausgebreitet war, in welchem sie bereits so vieler Seelen sich bemächtigt hatte, und in welchem gleichwohl noch kein Buchstabe aus dem von ihr aufgezeichnet war, was bis auf uns gekommen: so muß es auch möglich sein, daß alles, was Evangelisten und Apostel geschrieben haben, wiederum verloren ginge, und die von ihnen gelehrte Religion doch bestände. Die Religion ist nicht wahr, weil die Evangelisten und Apostel sie lehrten; sondern sie lehrten sie, weil sie wahr ist. Aus ihrer innern Wahrheit müssen die schriftlichen Ueberlieferungen erklärt werden, und alle schriftlichen Ueberlieferungen können ihr keine innere Wahrheit geben, wenn sie keine hat." — Damit hatte er, das vielfache principlose Gerede durchschneidend, den Nerv der Sache getroffen, so daß eine tiefere theologische und historische Erörterung dieser inhaltsreichen Fragen erfolgen mußte die noch unsre Zeit in starken Gegensätzen bewegt.

Die Hauptpunkte die in den Streitschriften gegen Göze zur Sprache kamen und den Grund aller weitern Besprechung bis auf unsere Tage legten, sind: das Verhältniß von positiver und natürlicher Religion, von Schrift und Offenbarung, von Geist und Buchstaben, von Religion Christi und christlicher Religion, von den innern und den äußeren Beweisen für die Wahrheit der Religion. *) Ein Kampf der die ganze bisherige protestantische Auffassung des Christenthums in Frage stellte, **)

---

*) Von seinen ersten Streitschriften bemerkt Lessing (25. Febr. 1778): „Das sind alles die Scharmützel der leichten Truppen von meiner Hauptarmee. Die Hauptarmee rückt langsam vor und das erste Treffen ist meine Neue Hypothese über die Evangelisten als blos menschliche Geschichtschreiber betrachtet. Etwas Gründlicheres glaube ich in dieser Art noch nicht geschrieben zu haben, und ich darf hinzusetzen: auch nichts Sinnreicheres. Ich wundere mich oft selbst, wie natürlich sich Alles aus einer einzigen Bemerkung ergiebt, die ich bei mir gemacht fand ohne daß ich recht weiß wie ich dazu gekommen." —

) Wiederholt klagt Lessing darüber, daß er in diesen Streit (namentlich mit Göze) „gleichsam bei den Haaren gezogen worden;" nicht, weil er sich bei einem solchen Streite aus Unkunde der Sache zu fürchten gehabt; denn er habe es längst für seine Pflicht gehalten, mit eigenen Augen zu prüfen: **quid liquidum sit in causa Christianorum; aber eigentlich stelle man dergleichen Untersuchungen doch nur zu seiner eigenen Beruhigung an. — Ueber die theo-

der den zuversichtlichen Glauben an die geschichtliche und religiöse Geltung der schriftlichen Urkunden des Christenthums zu erschüttern drohte — mußte allerdings, sobald rohe und leidenschaftliche oder kurzsichtige und fanatische Geister sich seiner bemächtigten, verwüstend und zerstörend auf die christliche Gemeinde einwirken. Aber, im Großen angesehen können wir diese Wirkung nur als etwas Vorübergehendes betrachten; die bleibende Bedeutung liegt wo anders. Schon Lessing selbst verglich seinen literarischen Kampf mit einem Sturmwinde, *) der ja in der Natur unentbehrlich sei, wenn er auch zuweilen einem Schiffe den Untergang bringe. Einen solchen Sturm hat er allerdings in der geistigen Welt mit erregen helfen, worin vielleicht mancher an seinen höheren Ueberzeugungen Schiffbruch gelitten; aber ohne Stürme giebt es keine Reinigung der Atmosphäre. Es verriethe kurzsichtige Beschränktheit oder ein sehr kleinmüthiges Vertrauen zu der unerschütterlichen Macht der christlichen Wahrheit, wenn man nicht erkennen wollte: daß der von Lessing begonnene und noch fortdauernde geistige Kampf ein zugleich tieferes und freieres Verständniß von Religion und Offenbarung, von Geschichte und Ueberlieferung in ihrem innern Zusammenhange vorbereitete; und daß gerade von diesem fortschreitenden Verständnisse die folgenreichsten Resultate für Bildung und Leben, für die wissenschaftliche Schule und die religiöse Gemeinde zu erwarten sind. Die neuere deutsche

---

logische Bedeutung des Kampfes vergl. Jacobi: „die kirchliche Lehre von der Tradition und heiligen Schrift." 1847. —

*) „O ihr Thoren! die ihr den Sturmwind gern aus der Natur verbannen möchtet, weil er dort ein Schiff in der Sandbank vergräbt und hier ein anderes am felsigten Ufer zerschmettert! — O ihr Heuchler! denn wir kennen euch. Nicht um diese unglücklichen Schiffe ist euch zu thun, ihr hättet sie denn versichert; euch ist lediglich um euer eigenes Gärtchen zu thun, um euere eigene kleine Bequemlichkeit .... „Darf ich nicht erwarten, daß auch hier neue Entwürfe (gegen die Wahrheit der Religion) neue Erörterungen, geschärftere Zweifel geschärftere Auflösungen veranlassen werden? .... „Der Gewinn ist wesentlich und der Verlust ist nur zufällig. Der Gewinn erstreckt sich auf alle Zeiten, der Verlust schränkt sich nur auf den Augenblick ein, so lange die Einwürfe noch unbeantwortet sind. Der Gewinn kömmt allen guten Menschen zu statten die Erleuchtung und Ueberzeugung lieben; der Verlust trifft nur wenige die weder wegen ihres Verstandes noch wegen ihrer Sitten in Betracht zu kommen verdienen. Der Verlust trifft nur die leichte christliche Spreu die bei jedem Windstoße der Bezweifelung von den schweren Körnern sich absondert und auffliegt." — (Anti-Götze III.)

Theologie und christliche Philosophie stehen und fallen mit der Annahme oder Verwerfung dieser Erkenntniß. —

Aber noch ist die Frage nach dem eigentlichen Hintergrunde von Lessing's Ueberzeugung nicht beantwortet. — *) Der sogenannten Ortho-

---

*) Bei der Eigenthümlichkeit Lessing's die so gerne das Für und Wider einer Sache bald angreift bald vertheidigt, läßt sich diese Frage nur mit großer Umsicht lösen. So z. B. schreibt er: er habe sich gegen Götze „in die Positur gesetzt daß er ihm als einem Unchristen nicht ankommen könne." Und ein ander Mal (16. März 1778) „Meine doppelte Antwort gegen Götze wird Deinen Beifall einigermaßen haben, wenn Du bedenkst daß ich meine Waffen nach meinem Gegner richten muß, und daß ich nicht Alles was ich γυμναστικως schreibe auch δογματικως schreiben würde." — So nennt er in einem Briefe an Reimarus (6. April 1778) den Verfasser der Erziehung des Menschengeschlechts (d. h. sich selber) „einen guten Freund der sich gerne allerlei Hypothesen und Systeme macht, um das Vergnügen zu haben sie wieder einzureißen." — Auf einen noch verschleierten Gedanken-Hinterhalt lassen auch Aeußerungen schließen wie die an Elise Reimarus (2. Aug. 1778) „Den Spaß hoffe ich noch selbst zu erleben daß die meisten Theologen auf meine Seite treten werden, um mit Verlust eines Fittigs noch eine Weile den Rumpf zu retten." — Lessing mochte wohl fühlen daß ein solches Versteckspielen mit seiner eigentlichen Ueberzeugung dem klaren unschuldigen Herzen eines Claudius nicht zusagen könnte; denn er räth ihm: seine Streitschriften mit Götze lieber nicht zu lesen: „Ich an Ihrer Stelle würde sie gewiß nicht lesen" — dagegen war er Willens ihm sein Freimaurer-Bekenntniß zukommen zu lassen, weil Hr. Asmus seine theologischen Gesinnungen so vortrefflich interpretirt habe. — Man sieht einen Claudius behandelt er ganz anders als einen Götze, den er in einem Anfall von Mißmuth zu den „armseligen Schurken" zählt, mit dem er bereue angebunden zu haben. — Zu seinen hinterhaltigen Aeußerungen gehört auch die Bemerkung in einem Briefe vom 9. August 1778 an Elise R.: „Es freuet mich daß Sie die Taktik meines letzten Bogens so gut verstehen. Ich will ihm (Götze) Evolutiones vormachen deren er sich gewiß nicht versieht. Denn da er sich nun einmal verredet hat, und wissen will nicht was ich von der christlichen Religion glaube, sondern was ich unter der christlichen Religion verstehe: so habe ich gewonnen, und die eine Hälfte der Christen muß mich immer gegen die andere in meinem Bollwehr schützen. So trennte Paulus das Synedrium; und ich darf nur zu verhindern suchen .... daß die Pabisten nicht Lutheraner und die Lutheraner nicht Pabisten werden." — An seinen Bruder hatte er schon vier Jahre früher geschrieben (11. Novb. 1774) „Lieber wollte ich mir mit den Theologen eine kleine Komödie machen, wenn ich Komödie

doxie seiner Zeit, dem was damalige Theologen als System der Kirchenlehre vertraten, war er längst entfremdet: „Was gehen mich — schreibt er 1773 — die Orthodoxen an. Ich verachte sie eben so sehr als Du; nur verachte ich unsre neumodischen Geistlichen noch mehr, die Theologen viel zu wenig, und Philosophen lange nicht genug sind.“ — „Mit der Orthodoxie war man ziemlich zu Rande; man hatte zwischen ihr und der Philosophie eine Scheidewand gezogen, hinter welcher eine jede ihren Weg fortgehen konnte, ohne die andere zu hindern.“ —

Gewiß sind aber die sehr im Irrthum welche ihn als Vorkämpfer oder gar als Genossen des vulgairen Rationalismus ansehen der sich zuweilen auf die Schultern jenes Starken stellte; vielmehr kann Lessing nicht Worte genug finden, um seinen Widerwillen gegen diese seelenlose Halbheit zu äußern: „Man macht uns unter dem Vorwande, uns zu vernünftigen Christen zu machen, zu höchst unvernünftigen Philosophen .... Siehe etwas weniger auf das was unsere neuen Theologen verwerfen, als auf das was sie dafür in die Stelle setzen wollen. Darin sind wir einig, daß unser altes Religionssystem falsch ist; aber das möchte ich nicht mit Dir sagen, daß es ein Flickwerk von Stümpern und Halbphilosophen sei. Ich weiß kein Ding in der Welt an welchem sich der menschliche Scharfsinn mehr gezeigt und geübt hätte als an ihm. Flickwerk von Stümpern und Halbphilosophen ist das Religionssystem welches man jetzt an die Stelle des alten setzen will, und mit weit mehr Einfluß auf Vernunft und Philosophie als sich das alte anmaßt. Und doch verdenkst Du es mir, daß ich dieses alte vertheidige? Meines Nachbars Haus drohet ihm den Einsturz. Wenn es mein Nachbar abtragen will, so will ich ihm redlich helfen. Aber er will es nicht abtragen, sondern er will es, mit gänzlichem Ruin meines Hauses, stützen und unterbauen. Das soll er bleiben lassen, oder ich werde mich seines einstürzenden Hauses so annehmen wie meines eigenen.“ —

Mit derselben Nüchternheit stellt er sich dem historischen Christen-

---

brauchte.“ — Dieselbe Verachtung gegen die damalige Theologie spricht aus einem Briefe vom 4. Juli 1771:

„Wenn Dir um sonst nichts bange ist als daß ich mich durch das schale Lob der Theologen dürfte verführen lassen, mich mehr mit ihren Quisquilien und Ungereimtheiten zu beschäftigen, so kannst Du meinetwegen ganz ohne Sorgen sein ... Ich bin auch nicht einmal im Stande gewesen mich mit theologischem Unsinn abzugeben, geschweige daß ich etwas Gescheidteres vorzunehmen fähig gewesen wäre.“ —

thume nicht als ein Feind aber als ein Fremder und bloßer forschender Beobachter in einer Stelle seiner Selbstbetrachtungen gegenüber die leider nur Bruchstück geblieben ist: (Bei Lachmann XI. 749.)

„Ich habe gegen die christliche Religion nichts: ich bin vielmehr ihr Freund, und werde ihr zeitlebens hold und zugethan bleiben. Sie entspricht der Absicht einer positiven Religion, so gut wie irgend eine andere. Ich glaube sie und halte sie für wahr, so gut und so sehr man nur irgend etwas Historisches glauben und für wahr halten kann.*) Denn ich kann sie in ihren historischen Beweisen schlechterdings nicht widerlegen. Ich kann den Zeugnissen, die man für sie anführt, keine andere entgegensetzen: es sei nun daß es keine andere gegeben, oder daß alle andere vertilgt oder geflissentlich entkräftet worden. Das gilt mir jetzt gleich viel, da die Sache in einer Wage abgewogen wird, in welcher aller Verdacht alle Möglichkeit alle Wahrscheinlichkeit gegen ein einziges wirkliches Zeugniß nun einmal so viel als nichts verschlagen soll." —

„Mit dieser Erklärung, sollte ich meinen, könnten doch wenigstens diejenigen Theologen zufrieden sein, die allen christlichen Glauben auf menschlichen Beifall herabsetzen, **) und von keiner übernatürlichen Einwirkung des

---

(* Wie dies zu verstehen, sieht man am besten aus einigen Stellen der Abhandlung Lessing's: „Ueber den Beweis des Geistes und der Kraft" (1777) „Wenn keine historische Wahrheit demonstrirt werden kann, so kann auch nichts durch historische Wahrheiten demonstrirt werden. Das ist: zufällige Geschichtswahrheiten können der Beweis von nothwendigen Vernunftwahrheiten nie werden... „In welcher Verbindung steht mein Unvermögen gegen die Zeugnisse von jenem etwas erhebliches einzuwenden, mit meiner Verbindlichkeit: etwas zu glauben wogegen sich meine Vernunft sträubt? ... „Aber nun mit jener historischen Wahrheit in eine ganz andere Klasse von Wahrheiten hinüberspringen, und von mir verlangen daß ich alle meine metaphysischen und moralischen Begriffe darnach umbilden soll... wenn das nicht eine μεταβασις εἰς ἀλλο γενος ist, so weiß ich nicht was Aristoteles sonst unter dieser Benennung verstanden." —

**) Wie geringschätzig er von diesen neumodischen Theologen dachte geht unter Anderm auch aus dem „Fragment eines Gesprächs" hervor (Lachmann'sche Ausgabe XI. S. 748), wo die neue Philosophie als Herkules, die Theologie als Omphale dargestellt wird: „Dieser Athlet am Spinnrocken in dem engen weiblichen Purpur ist ein nagelneuer Philosoph. Und die da diese schöne gebieterische Nymphe, so fürchterlich lustig aufgeputzt, ist die liebe Theologie. Der Philosoph hat ihr seine Demonstration umgehangen, und einen knotichen Sorites in die Hand gegeben. Dafür hat er sich in ihren Purpur-

heiligen Geistes wissen wollen. Zur Beruhigung der andern aber, die eine solche Einwirkung noch annehmen, setze ich hinzu: daß ich diese ihre Meinung allerdings für die in dem christlichen Lehrbegriffe gegründetere und von Anfang des Christenthums hergebrachte Meinung halte, die durch ein bloßes philosophisches Raisonnement schwerlich zu widerlegen steht. — Ich kann die Möglichkeit der unmittelbaren Einwirkung des heiligen Geistes nicht läugnen: und thue wissentlich gewiß nichts, was diese Möglichkeit zur Wirklichkeit zu gelangen hindern könnte. —

„Freilich muß ich gestehn" —

Hiemit bricht das Fragment ab, immerhin ein wichtiger Beleg für die Art wie Lessing sich zur positiven Religion zu stellen suchte, und wie er innere religiöse Ueberzeugung von bloßem äußerem Geltenlassen der christlichen Geschichte schärfer und reiner unterschied als unzählige Wort-Christen die sich in einem todten Gewohnheitsglauben sicher wähnen.

Schon in den „Briefen die neueste Literatur betreffend" hatte er sich (26. Juli und 2. Aug. 1759) gegen die modisch gewordene Theologie als eine Halbheit, als eine unlautere Mischung des Alten und Neuen, als eine schwächliche Vertuschung der ursprünglichen Lehre erhoben. Bei der Beurtheilung des vom Hofprediger Cramer in Kopenhagen redigirten „nordischen Aufsehers" nennt er es „eckle Umschweife" wenn dort als beste Art des Religionsunterrichtes empfohlen werde: „bei den Lehren von der Nothwendigkeit und dem Dasein eines Erlösers der Menschen und einer Genugthuung für sie, von dem Leichten und Begreiflichen zu dem Schweren fortzugehen, und Jesum erst bloß als

---

mantel gepaßt, der ihm auf dem nervichten Leibe überall platzt, und nun sitzt er da und spinnt ihren Rocken ab." — Und in einem Briefe an Carl Lessing (2. Febr. 1774): „Doch muß ich Dir sagen daß Du mein ganzes Betragen in Ansehung der Orthodoxie sehr unrecht verstehst. Ich sollte es der Welt mißgönnen daß man sie mehr aufzuklären suche? Ich sollte es nicht von Herzen wünschen daß ein jeder über die Religion vernünftig denken möge? Ich würde mich verabscheuen wenn ich selbst bei meinen Sudeleien einen andern Zweck hätte als jene große Absichten befördern zu helfen .... „Nicht das unreine Wasser welches längst nicht mehr zu brauchen, will ich beibehalten wissen; ich will es nur nicht eher weggegossen wissen als bis man weiß woher reineres zu nehmen; ich will nur nicht daß man es ohne Bedenken weggieße, und sollte man auch das Kind hernach in Mistjauche baden. Und was ist sie anders unsre neumodische Theologie gegen die Orthodoxie als Mistjauche gegen unreines Wasser?" —

einen frommen und ganz heiligen Mann, als einen zärtlichen Kinderfreund lieben zu lehren, den Gott zur Belohnung seiner unschuldigen Jugend in seinem dreißigsten Jahre mit einer so großen Weisheit als noch nie einem Menschen gegeben worden ausgerüstet, zum Lehrer aller Menschen verordnet und zugleich mit der Kraft begabt habe solche außerordentliche Thaten zu thun" u. s. w. — Wenn man, entgegnet Lessing, vom Leichten auf das Schwere fortgehen müsse, so dürfe dieses Leichtere nicht eine Verstümmelung und Entkräftung nicht eine solche Herabsetzung der schweren Wahrheit werden, daß sie das was sie eigentlich sein sollte gar nicht mehr bleibe. — „Heißt das — fragt Lessing — den geheimnißvollen Begriff eines ewigen Erlösers erleichtern? Es heißt ihn aufheben; es heißt einen ganz andern an dessen Statt setzen; es heißt sein Kind so lange zum Socinianer machen bis es die orthodoxe Lehre fassen kann. Und wann kann es die fassen? In welchem Alter werden wir geschickter dieses Geheimniß einzusehen als wir es in unserer Kindheit sind? Und da es einmal ein Geheimniß ist, ist es nicht billiger, es gleich ganz der bereitwilligen Kindheit einzuflößen als die Zeit der sich sträubenden Vernunft damit zu erwarten?" —

Er kömmt in dem folgenden Briefe noch einmal auf diese Methode zurück: „Sie wundern sich wie der Aufseher eine so heterodoxe Lehrart zur Nachahmung habe anpreisen können. Aber wissen Sie denn nicht, daß jetzt ein guter Christ ganz etwas anderes zu sein anfängt als er noch vor dreißig Jahren war. Die Orthodoxie ist ein Gespötte worden; man begnügt sich mit einer lieblichen Quintessenz die man aus dem Christenthume gezogen hat, und weicht allem Verdachte der Freidenkerei aus wenn man von der Religion überhaupt nur fein enthusiastisch zu schwatzen weiß. Behaupten Sie z. E. daß man ohne Religion kein rechtschaffener Mann sein könne: und man wird Sie von allen Glaubensartikeln denken und reden lassen wie Sie immer wollen. Haben Sie vollends die Klugheit sich gar nicht darüber auszulassen, alle Sie betreffende Streitigkeiten mit einer frommen Bescheidenheit abzulehnen: so sind Sie vollends ein Christ ein Gottesgelehrter so völlig ohne Tadel als ihn die feinere religiöse Welt nur immer verlangen wird." —

Bei Anlaß der Basedow'schen Schrift „Vermächtniß für die Gewissen" bemerkt er: „Ich hasse alle die Leute welche Sekten stiften wollen, von Grund meines Herzens. Denn nicht der Irrthum,

sondern der sektirische Irrthum, ja sogar die sektirische Wahrheit machen das Unglück der Menschen"... Auch von der Toleranz des gewöhnlichen Rationalismus hatte er eine richtige Ahnung: „Ich bin von solchen schalen Köpfen auch sehr überzeugt, daß, wenn man sie aufkommen läßt, sie mit der Zeit mehr tyrannisiren werden als es die Orthodoxen jemals gethan haben." — Er ging noch weiter: „Eine gewisse Gefangennehmung der Vernunft unter den Gehorsam des Glaubens beruht auf dem wesentlichen Begriff einer Offenbarung. Oder vielmehr die Vernunft gibt sich gefangen; ihre Ergebung ist nichts als das Bekenntniß ihrer Grenzen, sobald sie von der Wirklichkeit der Offenbarung versichert ist. Dies also, dies ist der Posten, in welchem man sich schlechterdings behaupten muß;*) und es verräth entweder armselige Eitelkeit, wenn man sich durch hämische Spötter hinauslachen läßt, oder Verzweiflung an den Beweisen für die Wirklichkeit einer Offenbarung, wenn man sich in der Meinung hinauszieht, daß man es alsdann mit diesen Beweisen nicht mehr so streng nehmen werde." —

Aus Allem geht hervor: er war ein Suchender,**) er glaubte an die Wahrheit, aber die Fülle und Vollendung derselben verkannte er; denn schwerlich war das Christenthum ihm die höchste und allgültige

---

*) Er bezeichnet daher einmal den Philosophen im Gegensatz zum Christen als „einen Mann der bloß bei dem Lichte der Natur sieht und handelt, mit diesem Lichte sich völlig begnügen läßt, dieses Licht nur immer so rein und hell als möglich sich zu machen und zu erhalten sucht." — (Vgl. den Aufsatz „Der Philosoph auf der Kirchenversammlung" bei Lachmann XI. 614.)

**) Auch in seinem äußern Leben spiegelt sich diese suchende Unruhe seines Geistes ab. Der Pfarrerssohn in Camenz (in der Oberlausitz), der studirende Theologe und Comödiendichter in Leipzig, der Kritiker und Dichter in Berlin, der Sekretair des Generals von Tauenzien in Breslau, der Dramaturg und Buchhändler in Hamburg, der Bibliothekar in Wolfenbüttel — wie viele Rollen hatte er versucht, und in welcher sich glücklich gefühlt?! In jeder drückte ihn das Gefühl daß er zu etwas anderem bestimmt und fähig wäre! Um von den mißlungenen Entwürfen — der Reise nach Rom, der Anstellung in Wien in Mannheim u. s. w. — gar nicht zu sprechen. — „Wir wollen uns — schreibt er (1768) an Ramler — zu Schiffe setzen und ein paar tausend Meilen in die Welt hineinschwärmen. Ich gebe Ihnen mein Wort, wir kommen gesunder wieder als wir ausfahren, oder auch gar nicht, welches auf eins hinausläuft. Ich denke nicht daß es mir in Rom länger gefallen wird als es mir noch an einem Orte der Welt gefallen hat." —

Religion:*) Nur das Johanneische Evangelium — ist seine Ansicht — gab der christlichen Religion ihre wahre Consistenz; nur seinem Evangelio haben wir es zu danken, wenn die christliche Religion, aller Anfälle ungeachtet, noch fortdauert, und vermuthlich so lange fortdauern wird als es Menschen gibt, die eines Mittlers zwischen sich und der Gottheit zu bedürfen glauben, das ist: ewig." — Er unterschied die Religion Christi von der christlichen Religion; jene bezeichnete er als „diejenige Religion, die er als „Mensch selbst erkannte und übte; die jeder Mensch mit ihm gemein „haben kann, und um so viel mehr mit ihm gemein zu haben wün„schen muß, je erhabener und liebenswürdiger der Charakter ist, den „er sich von Christo als bloßem Menschen macht."**) —

Er dürstete daher nach einem neuen Evangelium; ob nach einer neuen Religion oder nur nach einer neuen Gestalt des Christenthums ist nicht auszumitteln. „Sie wird gewiß kommen die Zeit

---

*) Zuweilen blickt sogar ein unverkennbarer Widerwille gegen das Christenthum, wenigstens in seiner modernen Erscheinung, aus seinen Worten hervor, wie er z. B. antike Bildung als die gesunde der christlichen wie einer kränklichen entgegenhält, bei einer Beurtheilung des Goethischen Werther: „Glauben Sie wohl — schreibt er an Eschenburg 26. Octb. 1774 — daß je ein griechischer oder römischer Jüngling sich so und darum das Leben genommen? Gewiß nicht. Die wußten sich vor der Schwärmerei der Liebe ganz anders zu sichern . . . Solche kleingroße verächtlich schätzbare Originale hervorzubringen, war nur der christlichen Erziehung vorbehalten, die ein körperliches Bedürfniß so schön in eine geistige Vollkommenheit zu verwandeln weiß." — Man sieht auf den ersten Blick, daß Lessing hier (wie Wieland) schwärmerischen Platonismus und weichliche Sentimentalität mit dem Christenthume in willkürlichen Zusammenhang bringt, und daß er, wie jener, von den Verirrungen des Gefühls und der Phantasie durch naturalistische oder „cynische" Heilmittel retten will! — Ein Wort das den Kritiker gewiß nicht von seiner edelsten und reinsten Seite zeigt. —

**) Unter der „christlichen Religion" dagegen versteht er „diejenige Religion die es für wahr annimmt daß er mehr als Mensch gewesen, und ihn selbst als solchen zu einem Gegenstande ihrer Verehrung macht." — „Wie beide diese Religionen — fährt er fort — die Religion Christi sowohl als die Christliche, in Christo als in einer und eben derselben Person bestehen können, ist unbegreiflich." — Vgl. „Die Religion Christi" (1780) bei Lachmann XI. 603. — Jene Unbegreiflichkeit hängt bei Lessing eng zusammen mit seiner ganzen Auffassung der Offenbarung überhaupt; es ist der Anstoß den der bloße Intellektualismus immer an dem „kündlich großen Geheimniß" nehmen wird: „Gott, geoffenbaret im Fleisch, gerechtfertigt im Geist." —

eines neuen ewigen Evangeliums, die uns selbst in den Elementarbüchern des Neuen Bundes versprochen wird ... Sie wird gewiß kommen, die Zeit der Vollendung, da der Mensch das Gute thun wird, weil es das Gute ist, nicht weil willkürliche (?) Belohnungen darauf gesetzt sind" ... „Vielleicht daß gewisse Schwärmer des dreizehnten und vierzehnten Jahrhunderts einen Strahl dieses neuen Evangeliums aufgefangen hatten ... Vielleicht war ihr dreifaches Alter der Welt keine so leere Grille, und gewiß hatten sie keine schlimmen Absichten, wenn sie lehrten daß der neue Bund eben so wohl antiquirt werden müsse (?) als es der alte geworden." —

Glaubte sich Lessing mit seinen größten Hoffnungen nur an die Zukunft gewiesen, so fand er in der Gegenwart weder im Denken noch im Leben Stillung seiner Bedürfnisse: „Ich hungere nach Ueberzeugung so sehr, daß ich, wie Erisichthon, Alles verschlinge, was einem Nahrungsmittel nur ähnlich sieht." — „Das (die Inspiration der Evangelien) ist der breite Graben, über den ich nicht kommen kann, so oft und ernstlich ich auch den Sprung versucht habe. Kann mir jemand hinüber helfen, der thue es; ich bitte ihn, ich beschwöre ihn, er verdient einen Gotteslohn an mir." — Die Sprache eines Spötters ist dies nicht. In seinem Herzen und Leben ist daher etwas Ungestilltes,*) das ihn oft bis zur Schwermuth bringt; von der

*) Schon 1754 in der Vorrede zu seinen Schriften heißt es: „In Jahren „da ich nur die Menschen aus Büchern kannte — beneidenswürdig ist „der der sie niemals näher kennen lernt" u. s. w. „Wie gerne „wünschte ich mir diese Jahre zurück, die einzigen in welchen ich glücklich gelebt habe!" — (d. h. auf der Fürstenschule zu Meißen, wo er den Theophrast Plautus und Terenz studirte). — So schreibt er vierundzwanzig Jahre später (1778) in einem sonst unvergleichlichen Briefe an Claudius: er sei von der Welt so ziemlich sequestrirt, und befinde sich dabei wenigstens nicht übler. — Aus dieser düstern an Leben und Glück verzweifelnden Stimmung ist auch ein Brief an die Reimarus (9. Aug. 78) hervorgegangen: „Ich bin mir hier ganz allein überlassen. Ich habe keinen einzigen Freund dem ich mich ganz anvertrauen könnte ... Ich muß ein einziges Jahr das ich mit einer vernünftigen Frau gelebt habe, theuer bezahlen. Ich muß Alles Alles aufopfern, um mich einem Verdachte nicht auszusetzen der mir unerträglich ist. Wie oft möchte ich es verwünschen daß ich auch einmal so glücklich sein wollen als andere Menschen! Wie oft wünsche ich, mit eins in meinen alten isolirten Zustand zurückzutreten, nichts zu sein nichts zu wollen nichts zu thun als was der gegenwärtige Augenblick mit sich bringt! ... Doch ich bin zu stolz mich unglücklich zu denken — knirsche eins mit den Zähnen — und lasse

Art sind seine Aeußerungen nach dem Verluste seiner Frau und seines Kindes, Töne eines zerknickten, mit dem Leben zerfallenen Herzens: (1778) „Meine Freude war nur kurz; und ich verlor ihn so ungern diesen Sohn! Denn er hatte so viel Verstand, so viel Verstand! ... Ich weiß, was ich sage. War es nicht Verstand, daß man ihn mit eisernen Zangen auf die Welt ziehen mußte? daß er so bald Unrath merkte? War es nicht Verstand, daß er die erste Gelegenheit ergriff sich wieder davon zu machen? Ich wollte es auch einmal so gut haben wie andere Menschen; aber es ist mir schlecht bekommen"*) ... „Meine Frau ist todt; und diese Erfahrung habe ich nun auch gemacht. Ich freue mich, daß mir viele dergleichen Erfahrungen nicht mehr übrig sein können zu machen, und bin ganz leicht.**) „Wenn ich noch mit der einen Hälfte meiner übrigen Tage das Glück erkaufen könnte, die andere Hälfte in Gesellschaft dieser Frau zu verleben: wie gern wollte ich es thun! Aber das geht nicht ... Ein guter Vorrath von Laudanum literarischer und theologischer Zerstreuungen wird mir einen Tag nach dem andern schon ganz leidlich überstehen helfen." — In ähnlichem Sinne hatte er zehn Jahre vorher (1768) das Studium der Alterthümer „ein Steckenpferd, sich die Reise des Lebens zu verkürzen" genannt. Mit allen zu unsrer wahren Besserung wesentlichen Stücken sei man so bald fertig, daß einem Zeit und Weile lang werde. — So klagt er auch über sein inneres Verdorren: „Ach ich war damals ein gesundes schlankes Bäumchen, und bin jetzt ein so fauler, knorrichter Stamm!" (1780). — „Der Bücherstaub fällt immer mehr und mehr auf meine Nerven, und bald werden sie gewisser feiner Schwingungen ganz und gar nicht mehr fähig sein. Aber was ich nicht mehr fühle, werde ich, ehemals

---

den Kahn gehen wie Wind und Wellen wollen. Genug, daß ich ihn nicht selbst umstürzen will!" —

*) Doch will er nicht, daß man dies Verzweiflung nenne: „Nicht Verzweiflung — schreibt er vier Tage nachher, 7. Januar 1778 — sondern vielmehr Leichtsinn ist mein Fehler der sich manchmal nur ein wenig bitter und menschenfeindlich ausdrückt." —

**) „Du wirst mich, fürchte ich, nie wieder so sehen als unser Freund Moses mich gefunden hat: so ruhig so zufrieden in meinen vier Wänden!" (12. Jan.) — „Zusprache von meinen Freunden thut mir jetzt desto wohler je nöthiger mir sie ist. Sie werden es kaum glauben daß ich die muthwilligsten Stellen in meinen Schnurren oft in sehr trüben Augenblicken geschrieben habe. Jeder zerstreut sich so gut als er kann." (6. April.)

gefühlt zu haben, doch nie vergessen. Ich werde, weil ich stumpf geworden, nie gegen diejenigen ungerecht werden die es noch nicht sind; ich werde keinen Sinn verachten, weil ich ihn unglücklicher Weise verloren habe." —

So schmerzlich auch der Anblick sein mag, wie eine so auf das Höchste gerichtete Sehnsucht doch nicht zu einer wahrhaft versöhnenden Lebensansicht gelangen konnte: *) unvergleichlich ehrwürdiger wird sie uns doch sein als die Bequemlichkeit der Tausende die ein solches Gemüth nur mit Wagner's Worten anzustaunen wissen:

„Ich habe selbst oft grillenhafte Stunden;
Doch solchen Trieb hab ich noch nie empfunden." —

Vielleicht hat Hamann's prophetischer Blick in die Tiefen der Menschenbrust auch in Lessing am treffendsten die verborgenste Quelle seines innern Unfriedens erkannt, als er von dem großen Kritiker urtheilte: sein Scharfsinn sei sein böser Dämon gewesen. Er konnte damit nichts anderes meinen als jenes zu große Uebergewicht des kritischen zersetzenden Verstandes, des verzehrenden Geisteshungers über die stille innige Sammlung der Seele, über die selige Ruhe des innern Schauens, über die Glaubenskraft der Selbsthingebung an die Mensch-gewordene ewige Wahrheit und Liebe.

---

*) Im Interesse Lessing's und der christlichen Offenbarung ist es gewiß zu beklagen, daß diese vorzugsweise nur von einem Göze gegen ihn vertreten wurde. — Wie wahr ist es was in neuester Zeit bei ähnlicher Gelegenheit geltend gemacht wurde: „Es ist ein großes Geheimniß um den Geist und den „Buchstaben, viel größer als man denkt. Hatte nicht Göze eigentlich weit „mehr das positive Recht und die wirkliche Wahrheit auf seiner Seite als Lessing? und dennoch ist Lessing mit allem Irrthume stehen geblieben, Göze „mit allem wahren Buchstaben verschwunden. Gott will nicht allein die Wahrheit von uns hören die er uns ja selbst erst offenbaret hat, sondern er will vor allen Dingen die Wahrheit davon sehen: Liebe, zunächst zu den Brüdern die man siehet und zu Ihm den man nicht siehet. Wo er diese Frucht nicht findet, da verdorret der blüthenreichste Feigenbaum; die Schriftgelehrten welche das Wort der Wahrheit auf Herrschaft und Muthwillen ziehen, werden verworfen, die Zöllner und Sünder angenommen. In solchen Aussprüchen der Geschichte redet eine tiefe und ernste Stimme zu uns." — Ein Wort aus dem Munde eines der wenigen groß und tief denkenden Staatsmänner der Gegenwart!" —

Für Lessing's religiöse Weltansicht in den letzten zehn Jahren seines Lebens sind der Nathan und die Erziehung des Menschengeschlechts die beiden wichtigsten Urkunden: ein poetisches und ein philosophisches Glaubensbekenntniß. Beide in der eigenthümlichen Weltanschauung Lessing's wurzelnd, sind sie doch zunächst durch den Streit mit Göze hervorgerufen, und haben die Bestimmung: den religiösen Gedanken Lessing's in einem freieren und umfassenderen Zusammenhange zu zeigen, im deutlichen Gegensatze gegen den Fragmentisten (Reimarus) und gegen Göze, gegen den kritischen Deismus wie gegen den zelotischen Orthodoxismus.

Zuerst kommt sein Nathan*) in Betracht. In dem Mährchen

---

*) Wir geben hier die Entstehungsgeschichte und die Beurtheilung desselben mit Lessing's eigenen Worten:

„Da habe ich — schreibt er seinem Bruder 11. Aug. 1778 — diese vergangene Nacht einen närrischen Einfall gehabt. Ich habe vor vielen Jahren einmal ein Schauspiel entworfen, dessen Inhalt eine Art von Analogie mit meinen gegenwärtigen Streitigkeiten hat, die ich mir damals wohl nicht träumen ließ. Wenn Du und Moses es für gut finden, so will ich das Ding auf Subscription drucken lassen . . . Wenn Ihr den eigentlichen Inhalt wissen wollt, so schlagt das **Decamerone** des **Boccaccio** auf **Giornata I, Nov. III. Melchisedech Judeo.** Ich glaube eine sehr interessante Episode dazu erfunden zu haben." — „Ich muß versuchen ob man mich auf meiner alten Kanzel, auf dem Theater wenigstens noch ungestört will predigen lassen." (An die E. Reimarus 6. Sept.) — „Jetzt ist man hier auf meinen Nathan gespannt und besorgt sich davon, ich weiß nicht was . . . Es wird nichts weniger als ein satirisches Stück, um den Kampfplatz mit Hohngelächter zu verlassen . . . Herr Moses hat ganz recht geurtheilt daß sich Spott und Lachen zu dem Tone nicht schicken würde den ich in meinem letzten Blatte angestimmt." (28. Octob.) — „Mein Nathan ist ein Stück welches ich schon vor drei Jahren . . . vollends aufs Reine bringen und drucken lassen wollen. Ich habe es jetzt nur wieder vorgesucht, weil mir auf einmal beifiel daß ich . . . dem Feinde damit auf einer anderen Seite in die Flanke fallen könne . . . . Mein Stück hat mit unsern jetzigen Schwarzröcken nichts zu thun; und ich will ihm den Weg nicht selbst verhauen, endlich doch einmal aufs Theater zu kommen, wenn es auch erst nach hundert Jahren wäre." (7. Novemb.) — „Ich will hoffen daß Sie weder den Propheten Nathan noch eine Satire auf Gözen erwarten. Es ist ein Nathan der beim Boccaz Melchisedek heißt . . . **Introite, et hic Dii sunt!** kann ich sicher meinen Lesern zurufen." (An Herder 10. Januar 1779). — „Es kann wohl sein daß mein Nathan im Ganzen wenig Wirkung thun würde wenn er auf das Theater käme, welches wohl nie geschehen wird. Genug wenn er sich mit Interesse nur lieset, und unter tausend Lesern nur Einer daraus an der Evidenz und Allgemein-

von den drei Ringen liegt der Nerv des Buches; es ist dies dieselbe Episode, von der er in einem Briefe hofft: „daß sich alles sehr gut soll lesen lassen, und daß er gewiß den Theologen einen ärgern Possen damit spielen wolle als noch mit zehn Fragmenten.“ — „Die Theologen aller geoffenbarten Religionen — heißt es nachher — werden freilich innerlich darauf schimpfen; doch dawider sich öffentlich zu erklären, werden sie wohl bleiben lassen.“ — Alle drei positiven Religionen, das ist der Gedanke der Fabel, Judenthum Islam und Christenthum seien in ihrem Ursprunge gleich (alle drei Ringe gab derselbe Vater); ihre Aechtheit ihre göttliche Abstammung lasse sich nur an ihren Früchten erkennen, an ihrem Einflusse auf uns, „ob sie vor Gott und Menschen angenehm machen.“ Man wird ihm gern zugestehen: daß allen Religionen ein tieferes Moment zu Grund liege, daß allen ein Theil an der Wahrheit inwohne. Aber es ist Unrecht und Verkennung, wenn Lessing jene Religionen, wie er zu thun scheint, alle gleich stellt. Das Christenthum hat die Prüfung seiner Vorzüge, den andern Religionen gegenüber, nicht zu scheuen; hierin hat Lessing leider die rechte Antwort nicht erhalten Eine Wahrheit, auf deren Behauptung er so viel Geist und Gelehrsamkeit verwendete, hätte sich gegen ihn selber wenden lassen: daß nämlich nicht durch gelehrte Untersuchungen über ihren Ursprung eine Religion bewährt und fortgepflanzt werde, wohl aber durch ihren selig machenden Geist, durch die in ihr verborgenen sittlichen Kräfte. Doch bleibt es unbestreitbar daß eine positive Religion uns auch in ihrem Ursprunge ehrwürdig, heilig sein müsse, wenn sie in prüfenden Krisen uns stützen und uns den Muth zu ihrer Fortpflanzung geben soll.

---

heit seiner Religion zweifeln lernt!“ (18. April 1779). — „Nathan ist ein Sohn meines eintretenden Alters den die Polemik entbinden helfen.“ (An Jacobi 18. Mai). — „Daß Ihnen und der Gemeinde mein Nathan gefallen, freut mich sehr. Sobald ich mit Semlern fertig bin und auch Lessen geantwortet habe, arbeite ich meinen frommen Samariter, ein Trauerspiel in 5 Aufzügen, nach der Erfindung des Herrn Jesu Christi, aus. Der Levit und der Priester werden eine gar brillante Rolle darin spielen.“ (An El. Reimarus 25. Mai). — Und in der Ankündigung des Nathan vom 8. Aug. 1778 (bei Lachmann XIII. 653) heißt es: „Da man durchaus will daß ich auf einmal von einer Arbeit feiern soll, die ich mit derjenigen frommen Verschlagenheit ohne Zweifel nicht betrieben habe, mit der sie allein glücklich zu betreiben ist, so führet mir mehr Zufall als Wahl einen meiner alten theatralischen Versuche in die Hände“ — u. s. w.

Auch ließe sich gegen Lessing einwenden, daß die Wahl der Charaktere im Nathan dem Christenthum Unrecht thue; den Islam vertritt die edle Gestalt eines Saladins; für das Judenthum steht der weise, hochherzige Nathan ein; für die „Vernunft-Religion" Recha und der Tempelherr, für das positive Christenthum dagegen der dumpfe, zelotische Patriarch und Daja, mit Noth noch der Klosterbruder. Der Gedankenhintergrund des Dichters lautet: Charaktere sind von der Religion, in der man erzogen wird, unabhängig; die Tugend ein freies Gewächs auf dem Boden jeder Religion.

Wenn Lessing (bei Lachmann XI. 535) selbst zugiebt: Nathan's Gesinnung gegen alle positive Religion sei von jeher die seinige gewesen — so ist dies in Uebereinstimmung mit vielen andern Aeußerungen nur als Widerspruch gegen die „Evidenz und Allgemeingültigkeit" jeder positiven Religion zu verstehen:*) „Wenn man

*) Zum bessern Verständniß der Lessing'schen Ansicht über natürliche und geoffenbarte Religion ist das Bruchstück eines Aufsatzes (Lachmann XI. 607) „Ueber die Entstehung der geoffenbarten Religion" höchst wichtig. Als den vollständigen Inbegriff aller natürlichen Religion bezeichnet er hier: Einen Gott erkennen, sich die würdigsten Begriffe von ihm zu machen suchen, auf diese würdigsten Begriffe bei allen unsern Handlungen und Gedanken Rücksicht nehmen. — Die Entstehung der positiven Religion aus dieser natürlichen wird nun auf eine höchst dürftige Weise erklärt, die kaum auf die antiken Religionen, geschweige denn auf das Christenthum eine Anwendung findet: Da zu dieser natürlichen Religion jeder Mensch nur nach dem Maße seiner Kräfte aufgelegt und verbunden sei, sonach eines Jeden Religion verschieden sein würde, und einer allgemeinen gleichartigen Ausübung unter Menschen nicht fähig wäre: so habe man aus der Religion der Natur eine positive R. bauen müssen, sobald man für gut erkannte: auch die Religion gemeinschaftlich zu machen. Um also dem Nachtheile welchen jene Verschiedenheit der natürlichen Religion im Staate hervorbringen konnte, vorzubauen — habe man sich über gewisse Dinge und Begriffe vereinigen und diesen conventionellen Dingen und Begriffen eben die Wichtigkeit und Nothwendigkeit beilegen müssen, welche die natürlich erkannten Religions-Wahrheiten durch sich selber hatten. Gerade so sei aus dem Natur-Recht ein positives Recht erbaut worden. Die positive Religion erhalte ihre Sanktion durch das Ansehen ihres Stifters welcher vorgab: daß das Conventionelle derselben eben so gewiß von Gott komme, nur mittelbar durch ihn, als das Wesentliche derselben unmittelbar durch eines jeden Vernunft. —

Dieser Auseinandersetzung zufolge wäre positive Religion gleichbedeutend mit Staatsreligion, das Werk politischer Nothwendigkeit, das Produkt politischer Reflexion. Der umfassende Begriff den wir mit der Offenbarung über-

sagen wird — so fährt er fort — dieses Stück lehre daß es nicht erst von gestern her unter allerlei Volke Leute gegeben die sich über alle geoffenbarte Religion hinweggesetzt hätten und doch gute Leute gewesen wären; wenn man hinzufügen wird, daß ganz sichtbar meine Absicht dahingegangen sei: dergleichen Leute in einem weniger abscheulichen Lichte vorzustellen als in welchem der christliche Pöbel sie gemeiniglich erblickt — so werde ich nicht viel dagegen einzuwenden haben. Denn beides kann auch ein Mensch lehren und zur Absicht haben wollen, der nicht jede geoffenbarte Religion nicht jede ganz verwirft. Mich als einen solchen zu stellen bin ich nicht verschlagen genug, doch dreist genug mich als einen solchen nicht zu verstellen." —

Es gehört mit in diesen Zusammenhang, wenn er anderswo behauptet (L. XI. 608): Alle positiven und geoffenbarten Religionen seien gleich wahr und gleich falsch; gleich wahr, insofern es überall gleich nothwendig gewesen sich über verschiedene Dinge zu vergleichen, um Uebereinstimmung und Einigkeit in der öffentlichen Religion hervorzubringen; gleich falsch, indem das worüber man sich verglichen [d. h. das Positive] nicht neben dem Wesentlichen bestehe, sondern das Wesentliche schwäche und verdränge. Die beste geoffenbarte oder positive Religion sei daher die welche die wenigsten conventionellen Zusätze zur natürlichen Religion enthalte, die guten Wirkungen der natürlichen Religion am wenigsten einschränke.

Nathan soll nun eben auf die Gefahren hinweisen die der wahren sittlichen Religiosität (der Natur- oder Vernunft-Religion) von Seiten der positiven Religionen drohen, die nach seiner Ansicht so leicht, ja fast mit Nothwendigkeit in einen vorurtheilsvollen hassenden unsittlichen und verfolgungssüchtigen Sektengeist ausarten. Von dem Siege der Gesinnungen, die sein Nathan einflößen möchte, erwartete Lessing ein goldenes Zeitalter der Humanität: „Noch kenne ich keinen Ort in Deutschland wo dieses Stück schon jetzt aufgeführt werden könnte; aber Heil und Glück dem wo es zuerst aufgeführt wird!" —

Lessing fordert im Nathan von den Religionen, sie sollen ihren Werth und Vorzug durch den „Beweis des Geistes und der

---

haupt, und mit der Offenbarung in Christo insbesondere, sowie mit der Bedeutung eines Mittlers (des Gottmenschen) verbinden, wird durch Lessing's obige Darstellung gar nicht berührt. Er steht dort so gut wie seine Gegner auf der antiquirten einseitigen Auffassung der Religion als einer bloßen Doctrin und Moral. —

Kraft" geltend machen, und wirft den Christen seiner Zeit vor*) „daß dieser Beweis jetzt weder Geist noch Kraft mehr habe, sondern zu menschlichen Zeugnissen von Geist und Kraft herabgesunken sei." — Die alleingültige Beglaubigung der wahren Religion — das wird nun im Nathan gelehrt — müsse auf dem sittlichen Gebiete, in der Mittheilung milder reiner Gesinnung gesucht werden:

„Ich höre ja: der rechte Ring
Besitzt die Wunderkraft: beliebt zu machen,
Vor Gott und Menschen angenehm. Das muß
Entscheiden! Denn die falschen Ringe werden
Doch das nicht können ......

„Es eifre jeder seiner unbestochnen
Von Vorurtheilen freien Liebe nach!
Es strebe von euch jeder um die Wette
Die Kraft des Steins in seinem Ring an Tag
Zu legen! komme dieser Kraft mit Sanftmuth
Mit herzlicher Verträglichkeit mit Wohlthun
Mit innigster Ergebenheit in Gott
Zu Hülf!" —

Auf diese sittliche Seite der Religion wird auch in einem andern für Lessing sehr bezeichnenden Worte Nathan's großer Nachdruck gelegt:

„Doch nun kam die Vernunft allmälig wieder;
Sie sprach mit sanfter Stimm': Und doch ist Gott!
Doch war auch Gottes Rathschluß das! Wohlan!
Komm, übe was du längst begriffen hast;
Was sicherlich zu üben schwerer nicht
Als zu begreifen ist, wenn du nur willst." —

Von Seiten ihrer Gründe — hatte Nathan ja schon vorher erklärt — seien die positiven Religionen nicht zu unterscheiden; denn jene Gründe stützten sich alle auf Geschichte, geschriebene oder überlieferte, und Geschichte müsse doch allein auf Treu und Glauben angenommen werden; der rechte Ring sei also (durch Gründe) fast „so unerweislich als der rechte Glaube." —

Nehmen wir noch die Worte des Tempelherrn und der Recha dazu, so ist der Grundgedanke des Drama von seiner positiven wie von seiner negativen Seite dargelegt. Religion, bemerkt jener, sei — wie er

*) „Ueber den Beweis des Geistes und der Kraft." 1777.

nun wohl sehe — auch Partei, und wer sich drob auch noch so unparteiisch glaube, halte ohne es selbst zu wissen doch nur seiner die Stange. Nicht Alle seien frei die ihrer Ketten spotten; der schlimmste Aberglaube sei: den seinen für den erträglicheren zu halten. — Die Lessing'sche Ablehnung eines jeden auf Ausschließlichkeit und Alleingültigkeit Anspruch machenden Glaubens wird der Recha (in ihrer Charakteristik der Daja) in den Mund gelegt:

„Die arme Frau — ich sag' Dir's ja —
Ist eine Christin; muß aus Liebe quälen;
Ist eine von den Schwärmerinnen die
Den allgemeinen einzig wahren Weg
Nach Gott zu wissen wähnen! —

Und sich gedrungen fühlen, einen jeden
Der dieses Wegs verfehlt darauf zu lenken. —
Kaum können sie auch anders. Denn, ist's wahr
Daß dieser Weg allein nur richtig führt:
Wie sollen sie gelassen ihre Freunde
Auf einem andern wandeln sehn, der in's
Verderben stürzt, in's ewige Verderben?" —

Wenn Lessing im Nathan ausschließlich auf die ethische Bethätigung der Religion zu dringen scheint, so darf doch nicht übersehen werden, daß er zwischen einem menschlichen und einem göttlichen, einem äußern und einem innern Maßstabe des Sittlichen sehr wohl zu unterscheiden wußte. Verlangte er für das **menschliche** Auge Thaten als die sichtbaren Früchte des gereinigten Innern, so täuschte er sich doch nicht im mindesten darüber: wie wenig solche Thaten vor dem göttlichen Auge, vor dem höchsten sittlichen Gerichte, an und für sich selbst gelten, wie wenig sie den Menschen wahrhaft „rechtfertigen" können. Diese Unterscheidung liegt klar genug im Gebete Nathan's:

„Der Du allein den Menschen nicht
Nach seinen Thaten brauchst zu richten, die
So selten **seine** Thaten sind, o Gott." —

An das poetische schließt sich nun das philosophische Glaubensbekenntniß das uns in der Erziehung des Menschengeschlechts vorliegt; diese wichtige Schrift Lessing's ist aber nur im Zusammenhange mit

seinen sonstigen philosophischen Aeußerungen verständlich, die wir deshalb hier noch näher zu würdigen haben. *)

Ueber die philosophische Richtung die Lessing in seinen letzten Jahren genommen, hat Friedrich Jacobi ein viel besprochenes Zeugniß („Ueber die Lehre des Spinoza, in Briefen an Mendelssohn") hinterlassen, demzufolge er sich dem Spinozismus in die Arme geworfen hätte. Hier das Wesentliche aus dem Anfange des merkwürdigen Gesprächs Jacobi's mit Lessing:

Nach Durchlesung des Goethe'schen Gedichtes „Prometheus," wo die unverhüllteste Leugnung einer höhern Lenkung menschlicher Geschicke ausgesprochen ist, äußert Lessing: „Ich habe kein Aergerniß genommen; ich habe das schon lange aus der ersten Hand ... der Gesichtspunkt, aus welchem das Gedicht genommen ist, das ist mein eigner Gesichtspunkt ... Die orthodoxen Begriffe von der Gottheit sind nicht mehr für mich; ich kann sie nicht mehr genießen. *Ἑν και Παν*! Ich weiß nichts anderes. Dahin geht auch dieses Gedicht. — Jacobi: Da wären Sie ja mit Spinoza ziemlich einverstanden. Lessing: Wenn ich mich nach jemand nennen soll, so weiß ich keinen andern. — Jacobi: Spinoza ist mir gut genug, aber doch ein schlechtes Heil das wir in seinem Namen finden. — Lessing: Ja, wenn Sie wollen. Und doch ... Wissen Sie etwas besseres? ... Es giebt keine andere Philosophie als die des Spinoza. — Jacobi: Das mag wahr sein; denn der Determinist, wenn er bündig sein will, muß zum Fatalisten werden; hernach gibt sich das Uebrige von selbst ... Aber im Spinoza steht mein Credo nicht. Ich glaube eine verständige persönliche Ursache der Welt. — Lessing: O desto besser! da muß ich etwas ganz neues zu hören bekommen. — Jacobi: Freuen Sie sich nicht zu sehr darauf. Ich helfe mir durch einen Salto mortale aus der Sache; und Sie scheinen am Kopf-unter eben keine sonderliche Lust zu finden ...

---

*) Das vorzüglichste Verdienst um das Verständniß der Lessing'schen Philosophie hat sich unstreitig Guhrauer erworben: „Lessing's Erziehung des Menschengeschlechts, kritisch und philosophisch erörtert." 1841. Im Einzelnen freilich läßt sich noch über Vieles streiten: ob z. B. Lessing nicht zuweilen auch da *γυμναστικως* sprach, wo Guhrauer ihn *δογματικως* faßt? zumal wenn wir an Lessing's schon citirte Erklärung denken: „er mache sich gern allerlei Hypothesen und Systeme, um das Vergnügen zu haben sie wieder einzureißen." — Obwohl auch dies Geständniß nur mit Maß und gehörigem Abzug zu nehmen ist, so ist es doch ganz gewiß kein bloßer Scherz.

Die ganze Sache besteht darin, daß ich aus dem Fatalismus unmittelbar gegen den Fatalismus und gegen Alles was mit ihm verknüpft ist schließe ... Lessing: Ich merke, Sie hätten gern Ihren Willen frei. Ich begehre keinen freien Willen u. s. w. ... Jacobi: Den Spinoza zu fassen, dazu gehört eine zu lange und zu hartnäckige Anstrengung des Geistes ... Eine solche Ruhe des Geistes, einen solchen Himmel im Verstande wie sich dieser helle reine Kopf geschaffen hatte mögen wenige gekostet haben. — Lessing: Und Sie sind kein Spinozist ... So müssen Sie ja bei Ihrer Philosophie aller Philosophie den Rücken kehren ... oder Sie sind ein vollkommener Skeptiker. — Jacobi: Im Gegentheil, ich ziehe mich aus einer Philosophie zurück die den vollkommenen Skepticismus nothwendig macht ... und ziehe dem Lichte nach, wovon Spinoza sagt daß es sich selbst und auch die Finsterniß erleuchtet. Ich liebe den Spinoza, weil er mehr als irgend ein anderer Philosoph zu der vollkommenen Ueberzeugung mich geleitet hat daß sich gewisse Dinge nicht entwickeln lassen, vor denen man die Augen darum nicht zudrücken, sondern sie nehmen muß wie man sie findet ... Auch hat Spinoza sich nicht wenig krümmen müssen, um seinen Fatalismus bei der Anwendung auf menschliches Betragen zu verstecken ... Auch der größte Kopf, wenn er Alles schlechterdings erklären, nach deutlichen Begriffen mit einander reimen und sonst nichts gelten lassen will, muß auf ungereimte Dinge kommen ... Lessing: Ihr Salto mortale gefällt mir nicht übel; und ich begreife wie ein Mann von Kopf auf diese Art Kopf-unten machen kann, um von der Stelle zu kommen. Nehmen Sie mich mit, wenn es angeht. — Jacobi: Wenn Sie nur auf die elastische Stelle treten wollen die mich fortschwingt, so geht es von selbst. — Lessing: Auch dazu gehörte schon ein Sprung den ich meinen alten Beinen und meinem schweren Kopfe nicht mehr zumuthen darf." —

Beide Männer waren, nach Jacobi's eigenem doch keineswegs vollgültigem Ausspruche: „in ihrer Philosophie sehr wenig aus einander, und nur (?) im Glauben unterschieden." — Jenes Gespräch erregt unser Interesse nicht darum blos, weil es die Eigenthümlichkeit beider Geister in faßbaren Spitzen zeigt, sondern mehr noch als ein friedliches, tief bedeutsames Vorspiel der Wechselwirkungen Bündnisse und Kämpfe, welche seit mehr als einem halben Jahrhunderte zwischen Religion und Philosophie stattgefunden und zur Begründung der geistigen Hegemonie deutscher Bildung so mächtig mitgewirkt haben. —

Daß aber Lessing mit dem absoluten Spinozismus sein philosophisches Forschen über göttliche Dinge abgeschlossen habe: kann durch jenes Jacobi'sche Gespräch um so weniger zur kulturgeschichtlichen Thatsache erhoben werden, als andere Zeugnisse aus Lessing's eigener Feder dem unzweideutig widersprechen. Als den zuverlässigsten Ausgangspunkt für diese Untersuchung dürfen wir jene Erklärung Lessing's ansehen: „daß er die orthodoxen Begriffe von der Gottheit nicht mehr genießen könne;" die orthodoxen das heißt die scholastischen Begriffe welche die systematische Schul-Theologie überliefert und ausgebildet hatte, und die im letzten Grunde auch weiter nichts sind als scharfsinnige Versuche des grübelnden Verstandes: die Idee des lebendigen Gottes der Schöpfung und Erlösung in philosophische Schul-Formeln zu fassen, ohne damit auch nur von ferne die Fülle Tiefe und Elasticität der biblischen Anschauung umspannen zu können.

Der Widerspruch gegen die scholastischen Begriffe von den göttlichen Dingen schließt also noch keineswegs einen Bruch mit dem tieferen Gehalte der christlichen Offenbarung in sich.*) Eine Vermittlung mit diesem letzteren suchte Lessing auf der Grundlage der Leibnitz'schen Philosophie; wenigstens tragen mehrere Aufsätze aus seiner spätern Zeit unverkennbar dies Gepräge; so z. B. das Bruchstück: „Das Christenthum der Vernunft" (bei Lachmann XI. 604). —

In die wenigen Blätter dieses Bruchstückes hat Lessing die Grundzüge einer Theologie einer Anthropologie und Ethik niedergelegt, die

---

*) Lessing selbst macht dem Fragmentisten (Reimarus) den Vorwurf: bei seinen Angriffen gegen das Christenthum diese Unterscheidung nicht genug beachtet zu haben: „Er nimmt Alles was ein gewisses in gewissen symbolischen Büchern vorgetragenes System des Christenthums begreift, für das einzig wahre eigentliche Christenthum. Sätze ohne welche das Christenthum nicht bestehen kann, welche von dem Stifter mit ausdrücklichen Worten gelehrt worden und Sätze welche man bloß zur bessern Verbindung jener eingeschaltet oder aus ihnen folgern zu müssen vermeint, sind ihm Eins. Gleichwohl ist billig und recht daß bei Bestreitung des Christenthums alle Sekten für Einen Mann zu stehen angenommen werden, und eigentlich nichts wider das Christenthum für gültig zu achten, als worauf keine von allen diesen Sekten antworten kann. Aber von dieser Art sind doch wahrlich nicht weder die Lehre von der gänzlichen Verderbniß der menschlichen Vernunft in göttlichen Dingen .... noch die Lehre von der unumgänglichen Nothwendigkeit eines klaren und deutlichen Glaubens zur Seligkeit .... noch auch die Lehre von der Theopneustie wie er sie vorträgt!" — (Zusätze des Herausgebers zu den Fragmenten des Ungenannten. II.)

den Spinozismus*) mit Leibnitz und beide mit der christlichen Kirchenlehre zu vermitteln suchen. Gott der Vater wird hier aufgefaßt als das ewige vollkommenste Wesen das von Ewigkeit her nur sich selbst denken konnte; Gott der Sohn als ein identisches Bild ein ewiger Gedanke Gottes, ein Wesen das Gott von Ewigkeit her schuf, indem er sich selbst von Ewigkeit her in aller seiner Vollkommenheit dachte; Gott der Geist als die Harmonie zwischen Gott und dem Sohne Gottes, eine Harmonie in welcher Alles ist was in dem Vater und in dem Sohne ist, die also selbst Gott ist — dies der Schlüssel der Trinitätslehre. Die Welt ist ihm die Gesammtheit der Wesen die Gott dadurch erschuf daß er seine Vollkommenheiten zertheilt dachte, und zwar so daß wir sie nach unendlichen Graden des Mehrern und Wenigern zertheilt denken müssen, die so auf einander folgen daß nirgends ein Sprung oder eine Lücke zwischen ihnen sei. Aus der Harmonie die zwischen den einfachen Wesen (denn nur die einfachen Wesen schafft Gott, das Zusammengesetzte ist nur eine Folge seiner Schöpfung) bestehe, sei Alles zu erklären was unter ihnen überhaupt (das ist: in der Welt) vorgehe. Die Vollkommenheiten dieser einfachen Wesen, die „gleichsam eingeschränkte Götter" seien, müssen den Vollkommenheiten Gottes ähnlich sein wie Theile dem Ganzen. Das Gesetz der moralischen Wesen das aus ihrer eigenen Natur entnommen sei, könne nur heißen: handle deinen individualischen Vollkommenheiten gemäß.

Wenn Lessing hier und in der Erziehung des Menschengeschlechts durch seine Deutung der kirchlichen Lehrsätze dem Accommodations-Principe oder doch einem gewissen Latitudinarismus zu huldigen scheint — so war er sich seines sittlichen und geistigen Rechtes dabei vollkommen bewußt; die sophistischen Täuschungskünste und Charlatanerien, wie sie seitdem aufgekommen, verabscheute er:**) Seine Grundsätze über die

---

*) Ueber die Beschäftigung Lessing's mit Spinoza während seines Aufenthaltes in Breslau (1760 — 65) liegt ein Zeugniß in dem Briefe des Rektor Klose an Lessing's Bruder vor: „Imgleichen wurde Spinoza's Philosophie der Gegenstand seiner Untersuchungen. Er las diejenigen welche ihn hatten widerlegen wollen, worunter Bayle nach seinem Urtheil derjenige war welcher ihn am wenigsten verstanden hatte. Dippel war ihm der welcher in des Spinoza's wahren Sinn am tiefsten eingedrungen." — (Lessing's Leben von Karl Lessing I. — Guhrauer S. 47.)

**) Ein Wort aus seinem Berengarius Turonensis (1770) wird dies am besten bestätigen: „Ich weiß nicht ob es Pflicht ist, Glück und Leben der

Grenzen der erlaubten ja nothwendigen Anbequemung an die Ausdrucksweise Anderer hat er in dem Aufsatze: „Leibnitz über die ewigen Strafen" angedeutet: „Leibnitz — heißt es hier — suchte dann und wann die herrschenden Lehrsätze aller Parteien seinem Systeme anzupassen . . . Er schlug aus Kiesel Feuer, aber er verbarg sein Feuer nicht in Kiesel . . . Auch ist ihm das weder als Falschheit noch als Eitelkeit anzurechnen. Er that damit nichts mehr und nichts weniger als was alle alten Philosophen in ihrem exoterischen Vortrage zu thun pflegten. Er beobachtete eine Klugheit, für die freilich unsre neuesten Philosophen viel zu weise geworden sind. Er setzte willig sein System bei Seite und suchte einen jeden auf demjenigen Wege zur Wahrheit zu führen auf welchem er ihn fand."

„Ich gebe es zu — fährt Lessing fort — daß Leibnitz die Lehre von der ewigen Verdammung sehr exoterisch behandelt hat, und daß er sich esoterisch ganz anders darüber ausgedruckt haben würde. Allein ich wollte nur nicht daß man dabei etwas mehr als Verschiedenheit der Lehrart zu sehen glaubte. Ich wollte nur nicht daß man ihn geradezu beschuldigte: er sei in Ansehung der Lehre selbst mit sich nicht einig gewesen, indem er sie öffentlich mit den Worten bekannt, heimlich und im Grunde aber geläugnet habe. Denn das wäre ein wenig zu arg und ließe sich schlechterdings mit keiner didaktischen Politik, mit keiner Begierde Allen Alles zu werden, entschuldigen." Nur darum habe Leibnitz sich die gemeine Lehre von

---

Wahrheit aufzuopfern; wenigstens sind Muth und Entschlossenheit welche dazu gehören, keine Gaben die wir uns selbst geben können. Aber das, weiß ich, ist Pflicht wenn man Wahrheit lehren will, sie ganz oder gar nicht zu lehren; sie klar und rund ohne Räthsel ohne Zurückhaltung ohne Mißtrauen in ihre Kraft und Nützlichkeit zu lehren; und die Gaben welche dazu erfordert werden stehen in unserer Gewalt. Wer die nicht erwerben oder wenn er sie erworben hat nicht brauchen will, der macht sich um den menschlichen Verstand nur schlecht verdient, wenn er grobe Irrthümer uns benimmt, die volle Wahrheit aber vorenthält, und mit einem Mitteldinge von Wahrheit und Lüge uns befriedigen will. Denn je gröber der Irrthum desto kürzer und gerader der Weg zur Wahrheit; dahingegen der verfeinerte Irrthum uns auf ewig von der Wahrheit entfernt halten kann, je schwerer uns einleuchtet daß er Irrthum ist . . . . „Wer nur darauf denkt: die Wahrheit unter allerlei Larven und Schminke an den Mann zu bringen, der möchte wohl gern ihr Kuppler sein, nur ihr Liebhaber ist er nie gewesen. Ich wüßte kaum etwas schlechteres als einen solchen Kuppler der Wahrheit." —

der Verdammung nach allen ihren exoterischen Gründen gefallen lassen und mit neuen Gründen bestärkt, weil sie mit einer großen Wahrheit seiner esoterischen Philosophie mehr übereinstimmte als die entgegengesetzte Lehre; freilich habe er sie nicht in dem „rohen und wüsten Begriffe" genommen in dem sie so mancher Theolog nehme; obwohl selbst in diesem noch mehr Wahres liege als in den eben so rohen und wüsten Begriffen der schwärmerischen Vertheidiger der Wiederbringung. —

Was Lessing hier an Leibnitz billigt, das befolgt er (namentlich in den zehn letzten Jahren seines Lebens) als eigenen Grundsatz in seinen wichtigsten Aufsätzen religiösen Inhaltes, besonders in demjenigen den er (in einem Briefe an Herder 25. Juni 1780) als sein „eigenes Glaubensbekenntniß" bezeichnet: in der „Erziehung des Menschengeschlechtes" (1780).*) Hier macht er den Versuch:

*) In neuester Zeit ist bekanntlich über den eigentlichen Verfasser der Erziehung des Menschengeschlechts gestritten worden, seit Körte in seiner Schrift: „Albrecht Thär. Sein Leben und Wirken als Arzt und Landwirth." (Leipzig 1839) die Behauptung aufgestellt: die „Erziehung" sei dem Stoff und den Gedanken nach eine Jugendarbeit Thär's, und von Lessing theils nur fortgesetzt, theils nur hin und wieder überarbeitet." — Diese Behauptung wurde von Illgen (in der Zeitschrift für historische Theologie 1839. Heft IV.) als fertiges Resultat angenommen: „es sei erwiesen daß die Grundlage von Lessing's berühmter Schrift von Thär herrühre." — Durch Illgen hatte ich mich (in der ersten Ausgabe) bestimmen lassen sein Resultat anzunehmen; ohne damals Körte's Buch selbst vergleichen zu können. Auch D. F. Strauß gieng auf diese Zweifel ein. Wogegen Dr. Guhrauer in der ausgezeichneten Schrift: „Lessing's Erziehung des Menschengeschlechts kritisch und philosophisch „erörtert. Eine Beleuchtung der Bekenntnisse in W. Körte's: Albrecht Thär. „Berlin 1841" — aus innern Gründen der Kritik mit glänzender Ueberlegenheit den Gegenbeweis zu führen suchte. Guhrauer begnügte sich aber nicht damit, die „Erziehung" als ein unentbehrliches und unverkennbares Glied in der Kette der Lessing'schen Weltansicht nachzuweisen; er gieng so weit: die Bekenntnisse Thär's auf welche Körte sich stützte, als ein untergeschobenes Machwerk des letzteren zu beseitigen. — Körte antwortete in den Blättern für literarische Unterhaltung 1841 (Nr. 346) mit Spott.

Nach Körte's Tode hat Guhrauer (in einer Erklärung in der Allgemeinen Preuß. Zeitung Nr. 208 von 1847) seinen früheren Verdacht zurück genommen: Er sei durch einen Verwandten der Familie Thär in Kenntniß gesetzt, daß das Original jener Bekenntnisse („mein Lebenslauf und Bekenntnisse für Philippine") vorhanden und aufbewahrt werde, und — was die Hauptsache — daß die abgedruckten Bekenntnisse genau mit dem von der Hand Thär's geschriebe-

angelehnt an seine esoterische Philosophie, den denkenden Geist mit dem Dogma der Kirchenlehre zu versöhnen. —

Der Verfasser — heißt es im Vorbericht — habe sich darin auf einen Hügel gestellt, von welchem er etwas mehr als den vorgeschriebenen Weg seines heutigen Tages zu übersehen glaube. Vielleicht bringe diese Schrift aus der unermeßlichen Ferne, die ein sanftes Abendroth seinem Blicke weder ganz verhülle noch ganz entdecke, einen Fingerzeig mit um den er oft verlegen gewesen. Den Fingerzeig nämlich: warum wir in allen positiven Religionen nicht lieber weiter nichts als den Gang erblicken wollen, nach welchem sich der menschliche Verstand jedes Ortes einzig und allein entwickeln können und noch ferner entwickeln soll, als über eine derselben entweder lächeln oder zürnen? —

In seiner Bemerkung: er verlange nicht daß die Aussicht die ihn entzücke, auch jedes andere Auge entzücken müsse — lag schon die richtige Ahnung daß er hiebei von wenigen Zeitgenossen würde verstanden werden. Diese Erfahrung sprach er auch gegen Herder (25. Juni 1780) aus: „Nun wird sich der Ungenannte (d. h. der Wolfenbüttler Fragmentist, Reimarus) schon selbst so weit helfen als er sich nach den Gesetzen einer höheren Haushaltung helfen soll. Auf mein eigenes Glaubensbekenntniß habe ich mich bereits eingelassen; wenigstens mich darüber ausgelassen . . . Und nachdem ich es als ein ehrlicher Mann gethan, hat niemand davon etwas weiter zu wissen verlangt. Vermuthlich weil es noch zu orthodox war, und hierdurch weder der einen noch der andern Partei

---

nen Originale zusammentreffen. — Aber auch jetzt setzt Guhrauer hinzu: seine Ueberzeugung von der vollkommenen durchgängigen Echtheit der berühmten Schrift Lessing's sei unerschüttert geblieben. In der Annahme: Lessing habe sich in dem Briefe an seinen Bruder (25. Febr. 1780) dazu bekannt: kann ich Herrn Dr. Guhrauer nicht beistimmen. Die Worte Lessing's heißen: „Ich kann ja das Ding vollends in die Welt schicken, da ich es nie für meine Arbeit erkennen werde, und Mehrere nach dem ganzen Plane doch begierig gewesen sind.“ — In dieser Stelle liegt nicht die volle Beweiskraft die Guhrauer darin sieht; Lessing bekennt sich auch hier nicht ganz unzweideutig zu seiner Schrift; mit dürren Worten thut er es nirgend (dies ist auch Lachmann's Ansicht). Die innern Gründe Guhrauer's sind dagegen um so stärker.

Ein ungelöster Knoten bleibt aber noch immer jene Behauptung Thär's in seinen Selbstbekenntnissen; stammt sie aus Eitelkeit und Selbsttäuschung? oder beruht sie auf einer entstellten Thatsache?

gelegen kam. Ist er noch so weit zurück? dachten die einen. Wenn er nur das will, dachten die andern, was haben wir denn für einen Lärmen über ihn angefangen?" —

Die nächste äußere Veranlassung auch zu dieser Schrift hatten die Wolfenbüttler Fragmente gegeben: jener deistisch-rationalistischen Offenbarungs-feindlichen Geschichts-Auffassung des Reimarus wollte Lessing hier eine freiere gerechtere Anschauung aller geschichtlichen Offenbarungen entgegenstellen, eine Anschauung wie er sie den ersten Grundlinien einer tieferen Religionsphilosophie verdankte. Er stellt die Offenbarung unter den Gesichtspunkt der Erziehung: sie sei die bisherige und noch fortdauernde Erziehung der Menschheit, und gebe dem Menschengeschlechte nichts worauf die sich selbst überlassene menschliche Vernunft nicht auch kommen würde; nur gebe sie es ihm geschwinder und leichter.*) — Erst werde die Vernunft durch die Offenbarung geleitet, dann aber diese durch jene erhellt; gerade diese Wechselseitigkeit von Vernunft und Offenbarung sei dem Urheber beider am angemessensten. In den Schriften des Alten Testaments sieht er die Elementarbücher für das rohe und im Denken ungeübte israelitische Volk, im Neuen Testamente sodann: das zweite, bessere Elementarbuch für das Menschengeschlecht; aber noch warte unser eine dritte Stufe:**) die Zeit eines neuen ewigen Evangeliums, wo das menschliche Geschlecht auf die höchsten Stufen der Aufklärung und Reinigkeit kommen werde, indem es die Tugend um ihrer selbst willen liebe. —

Diese Hoffnung auf ein „neues Evangelium" wird um so erklärlicher wenn wir berücksichtigen: wie dürftig und ungenügend Lessing

---

*) „Zu allen Zeiten und in allen Ländern hat es privilegirte Seelen gegeben die aus eigenen Kräften über die Sphäre ihrer Zeitverwandten hinausdachten, dem größeren Lichte entgegen eilten, und Andern ihre Empfindungen davon zwar nicht mittheilen aber doch erzählen konnten .... „Dergleichen Männer stehen noch jetzt von Zeit zu Zeit einige auf ohne daß man ihnen immer Gerechtigkeit widerfahren läßt." — (Gegensätze zum Fragmente IV. — 1777.)

**) Nur warnt er vor Uebereilung im Heraufbeschwören dieser neuen Stufe ehe die alte ganz ausgelebt sei: „Hüte dich, du fähigeres Individuum, der du an dem letzten Blatte dieses Elementarbuches stampfest und glühest, hüte dich es deine schwächeren Mitschüler merken zu lassen was du witterst oder schon zu sehen beginnst. Bis sie dir nach sind diese schwächeren Mitschüler, kehre lieber noch einmal selbst in dieses Elementarbuch zurück!" —

das Wesen des Christenthums aufgefaßt; denn Christus erscheint in diesem Zusammenhange nur als „ein besserer Pädagog" denn Moses, als „der erste zuverlässige praktische Lehrer der Unsterblichkeit der Seele," und zwar für das Knabenalter der Menschheit.*) Möge es auch — ist seine Ansicht — mit der historischen Wahrheit der christlichen Religion noch so mißlich aussehen, so können wir nichts desto weniger durch sie auf nähere und bessere Begriffe vom göttlichen Wesen von unsrer Natur von unsern Verhältnissen zu Gott geleitet werden. Die Jünger Christi seien schon darum unter die „Pfleger und Wohlthäter des Menschengeschlechts" zu rechnen, weil sie jener von Christus zuerst praktisch**) gelehrten Wahrheit (von der Unsterblichkeit der Seele) einen allgemeinern Umlauf unter mehrern Völkern verschafften; und wenn sie auch jene Eine große Lehre noch mit andern weniger einleuchtenden und nützlichen Lehren versetzten, so seien doch selbst diese Beimischungen ein „neuer Richtungs-Stoß für die menschliche Vernunft" geworden.

Den letztern Gedanken führt er dann beispielsweise an den kirchlichen Lehren von der Dreieinigkeit, der Erbsünde und der Genugthuung des Sohnes durch, um in diesen der gemein-verständigen Auffassung am meisten verschlossenen Dogmen die Keime oder Fingerzeige allgemeiner Wahrheiten nachzuweisen, und die Anknüpfung an die Ideen seiner esoterischen Philosophie anzudeuten. „Wie, wenn diese Lehre — bemerkt er über das Dogma der Dreieinigkeit — den menschlichen Verstand, nach unendlichen Verirrungen rechts und links, nur endlich auf den Weg bringen sollte zu erkennen: daß Gott in dem

---

*) Dies schließt also schon die bestimmte Aussicht auf künftige höhere Stufen über das Christenthum hinaus in sich: „So wie wir zur Lehre von der Einheit Gottes nunmehr des Alten Testaments entbehren können; so wie wir allmälig zur Lehre von der Unsterblichkeit der Seele auch des Neuen Testaments entbehren zu können anfangen: könnten in diesem nicht noch mehr dergleichen Wahrheiten vorgespiegelt werden, die wir als Offenbarungen so lange anstaunen sollen bis sie die Vernunft aus ihren andern ausgemachten Wahrheiten herleiten und mit ihnen verbinden lernen?"

**) „Denn ein anderes ist: die Unsterblichkeit der Seele als eine philosophische Spekulation vermuthen wünschen glauben — ein anderes: seine innern und äußern Handlungen darnach einrichten." — „Eine innere Reinigkeit des Herzens in Hinsicht auf ein anderes Leben zu empfehlen, was ihm allein vorbehalten."

Verstande in welchem endliche Dinge eins sind, unmöglich eins sein könne; daß auch seine Einheit eine transcendentale sein müsse welche eine Art von Mehrheit nicht ausschließt? — „Und die Lehre von der Erbsünde: Wie? wenn uns endlich Alles überführte daß der Mensch auf der ersten und niedrigsten Stufe seiner Menschheit schlechterdings so Herr seiner Handlungen nicht sei daß er moralischen Gesetzen folgen könne? — „Und die Lehre von der Genugthuung des Sohnes: Wie? wenn uns endlich Alles nöthigte anzunehmen: daß Gott ungeachtet jener ursprünglichen Unvermögenheit des Menschen ihm dennoch moralische Gesetze lieber geben, und ihm alle Uebertretungen in Rücksicht auf seinen Sohn d. i. in Rücksicht auf den selbständigen Umfang aller seiner Vollkommenheiten gegen den und in dem jede Unvollkommenheit des Einzelnen verschwindet, lieber verzeihen wollen — als daß er sie ihm nicht geben und ihn von aller moralischen Glückseligkeit ausschließen wollen die sich ohne moralische Gesetze nicht denken läßt?" —

Von diesen Andeutungen: wie er sich eine Anlehnung seiner Philosophie an die Kirchenlehre möglich und nützlich denke — wendet er sich am Schlusse der Schrift noch zu einem Grundgedanken seiner gesammten religiösen Weltanschauung: zur Idee der Seelenwanderung, die einen Eckstein seiner Anthropologie, seiner Philosophie der Religion und der Geschichte bildet.

Eben die Bahn — das ist sein Gedanke — auf welcher das Geschlecht zu seiner Vollkommenheit gelangt, müsse jeder einzelne Mensch (der eine früher, der andere später) erst durchlaufen haben; und zwar wohl nicht in einem und eben demselben Leben. „Aber warum könnte jeder einzelne Mensch auch nicht mehr als einmal auf dieser Welt vorhanden gewesen sein? Ist diese Hypothese darum so lächerlich, weil sie die älteste ist? weil der menschliche Verstand, ehe ihn die Sophisterei der Schule zerstreut und geschwächt hatte, sogleich darauf verfiel? — „Warum sollte ich nicht so oft wiederkommen als ich neue Kenntnisse neue Fertigkeiten zu erlangen geschickt bin? Bringe ich auf einmal so viel weg, daß es der Mühe wieder zu kommen nicht lohnet? Darum nicht? Oder weil ich es vergesse daß ich schon dagewesen? Wohl mir daß ich das vergesse! Die Erinnerung meiner vorigen Zustände würde mir nur einen schlechten Gebrauch des gegenwärtigen zu machen erlauben. Und was ich auch jetzt vergessen muß, habe ich denn das auf ewig vergessen? — „Oder weil so zu viel Zeit für mich verloren gehen würde?

Verloren? Und was habe ich denn zu versäumen? Ist nicht die ganze Ewigkeit mein?"*) —

Zum Verständnisse dieser Idee in ihrem innern Zusammenhange mit Lessing's Denkweise sind zwei andere literarische Urkunden von der größten Wichtigkeit: der Aufsatz „Leibnitz, von den ewigen Strafen" und das Bruchstück aus Lessing's Nachlasse (Lachmann XI. 458) „daß mehr als fünf Sinne für den Menschen sein können." In diesem letzteren (dem ergänzenden Seitenstücke zu dem „Christenthum der Vernunft") giebt Lessing die naturphilosophische Grundlage jener Idee, während er in dem Artikel „über die ewigen Strafen" den ethischen Gipfelpunkt derselben leise hinzeichnet. Dort überschaut er mit einem einzigen genialen Blicke die fortschreitende Entfaltung der Seele in und mit der Sinnenwelt von ihrer untersten Stufe**) bis zu den höchsten Aussichten die innerhalb der Naturentwickelung ihrer noch warten können.***) — „Dieses mein Sy-

---

*) In etwas rohen Umrissen wird diese Ansicht Lessing's auch von seinem Bruder (in Lessing's Leben B. II.) „aus mündlichen Unterredungen" mitgetheilt: „Die menschliche Seele, glaubte er, wäre schon in viele Körper gewandert und immer aus dem letzten vollkommener gekommen als aus dem vorhergehenden; es könnte sein daß sie auch anfangs gar in thierischen Körpern gewesen und durch Verlassung endlich in menschliche übergegangen, aus denen sie noch in weit edlere Wesen wandeln würde, wenn sie nicht vorsätzlich dieser Veredlung entgegen arbeitete." —

**) Wenn die Natur nirgends einen Sprung thut, so wird auch die Seele alle untern Staffeln durchgegangen sein, ehe sie auf die gekommen auf welcher sie sich gegenwärtig befindet. Sie wird erst jeden dieser fünf Sinne einzeln, hierauf alle zehn Amben u. s. w. gehabt haben ehe ihr alle fünfe zusammen zu Theil geworden." —

***) „Wie sehr erweitert sich dieser ihr zurückgelegter Weg, wenn wir den noch zu machenden auf eine des Schöpfers würdige Art betrachten! . . . „Jedes Stäubchen der Materie kann einer Seele zu einem Sinne dienen. Das ist: die ganze materielle Welt ist bis in ihre kleinsten Theile beseelt. — „Stäubchen die der Seele zu einerlei Sinne dienen, machen homogene Urstoffe . . . . „Genug daß wir zuverlässig wissen daß mehr als fünf dergleichen homogene Massen existiren welchen unsre gegenwärtigen fünf Sinne entsprechen . . . . „So z. E. können und werden der elektrischen Materie oder der magnetischen Materie ebenfalls besondere Sinne entsprechen durch welche wir es unmittelbar erkennen, ob sich die Körper in dem Stande der Elektricität oder des Magnetismus befinden, welches wir jetzt nicht anders als aus angestellten Versuchen wissen können . . . „Kaum aber werden wir [d. h. nach Zurücklegung

stem — setzt er hinzu — ist gewiß das älteste aller philosophischen Systeme. Denn es ist eigentlich nichts als das System von der Seelenpräexistenz und Metempsychose, welches nicht allein schon Pythagoras und Plato sondern auch vor ihnen Aegyptier und Chaldäer und Perser kurz alle Weisen des Orients gedacht haben. Und schon dieses muß ein gutes Vorurtheil dafür wirken. Die erste und älteste Meinung ist in spekulativen Dingen immer die wahrscheinlichste, weil der gesunde Menschenverstand sofort darauf verfiel." — „Wie? (bemerkt er bei einem andern Anlasse, vgl. Lachmann XI. S. 455) wenn ich sagte: daß der Mensch oder jede Seele *solange sie als Mensch erscheint*, vollkommen zu der nämlichen Ausbildung seiner Fähigkeiten gelange? Ist es denn schon ausgemacht daß meine Seele nur einmal Mensch ist? Ist es denn schlechterdings so ganz unsinnig daß ich auf meinem Wege der Vervollkommnung wohl durch mehr als *eine* Hülle der Menschheit durchmüßte?" —

In der Abhandlung „Leibnitz, von den ewigen Strafen" entwickelt Lessing die *ethische* Seite seiner Anthropologie, indem er dem schwersten und ernstesten Problem aller Religion und Geschichte ins Auge blickt: *der Sünde*. Er thut dies mit einem Ernste und einem Nachdrucke der wohlthuend und großartig absticht von der entnervenden Schlaffheit und sittlichen Verweichlichung des gewöhnlichen Philanthropismus und sentimentalen Rationalismus. „Ich muß zuvörderst — sagt er — jene *esoterische große Wahrheit* selbst anzeigen, in deren Rücksicht Leibnitz der gemeinen Lehre von der ewigen Verdammniß das Wort zu reden zuträglich fand. Und welche kann es anders sein als der fruchtbare Satz: *daß in der Welt nichts insulirt*, nichts ohne

---

dieses gegenwärtigen menschlichen Zustandes] den Sinn der Elektricität oder den Sinn des Magnetismus selbst haben: so wird es uns gehen wie es Saunderson würde ergangen sein, wenn er auf einmal das Gesicht erhalten hätte Es wird *auf einmal für uns eine ganz neue Welt voll der herrlichsten Phänomene entstehen*, von denen wir uns jetzt eben so wenig einen Begriff machen können, als er sich von Licht und Farben machen konnte .... „Wenn wir nur vier Sinne hätten, und der Sinn des Gesichts uns fehlte: so würden wir uns von diesem eben so wenig einen Begriff machen können als von einem sechsten Sinne. Und also darf man an der Möglichkeit eines sechsten Sinnes und mehrerer Sinne eben so wenig zweifeln u. s. w. . . „Wie viel andere dergleichen Materie (wie das Licht) kann es nicht noch geben, die eben so allgemein durch die Schöpfung verbreitet ist!" —

Folge, nichts ohne ewige Folgen ist? Wenn daher auch keine Sünde ohne Folgen sein kann und diese Folgen die Strafen der Sünde sind: wie können diese Strafen anders als ewig dauern ... „Ein moralisches Wesen kann nicht allein in seinem Fortgange zur Vollkommenheit stocken, nicht allein einige Schritte zurückgehen, sondern ich sehe nicht warum es nicht auch in diesem Rückgange ewig beharren, und sich immer weiter und weiter von seiner Vollkommenheit entfernen könnte ... „Gesetzt aber auch daß der ewige Rückgang eines moralischen Wesens in sich selbst widersprechend wäre ... genug daß jede Verzögerung auf dem Wege zur Vollkommenheit in alle Ewigkeit nicht einzubringen ist, und sich also in alle Ewigkeit durch sich selbst bestraft." — Doch schließt ihm die Ewigkeit der Folgen oder Strafen (dies ist ihm gleichbedeutend) der Sünde nicht die Möglichkeit der Besserung und Erlösung für den Einzelnen aus; und zwar so wenig, daß er sich mit der katholischen Lehre von einem läuternden Uebergangszustande entschieden befreundete;*) sowie er auch an der Allgültigkeit des Heils, für jeden der es nicht vorsätzlich von sich stoße, festhielt.**) —

Wir haben im Obigen Lessing als Kritiker als Dichter und als Religionsphilosophen kennen gelernt; überall offenbarte sich uns eine überwiegend antike Natur; wie er auch selbst sich dieser Vorliebe für die alte Welt wohl bewußt war, und gerne an die Uebereinstimmung seiner Philosophie mit der antiken und orientalischen erinnerte:***)

---

*) „Jener mittlere Zustand den die ältere Kirche glaubt und lehrt und den unsere Reformatoren — ungeachtet des ärgerlichen Mißbrauchs zu dem er Anlaß gegeben hatte — vielleicht nicht so schlecht weg hätten verwerfen sollen: was ist er im Grunde anders als die bessernde sokratische Hölle." —

**) „Wehe dem menschlichen Geschlechte! wenn in dieser Oekonomie des Heils auch nur eine einzige Seele verloren geht! An dem Verluste dieser einzigen müssen alle den bittersten Antheil nehmen, weil jede von allen diese einzige hätte sein können. Und welche Seligkeit ist so überschwänglich die ein solcher Antheil nicht vergällen könnte? ... „Eine so unverschuldete Niederlage der Menschen, ein von Gott selbst der Hölle so in die Hände gespielter Sieg ist ein elendes Hirngespinnst." —

***) Außer mehreren schon angeführten Beweisstellen gehört noch eine aus der Abhandlung „von den ewigen Strafen" hieher: „Denn er sei immerhin,

„Was alle Religionen gemein haben — meinte er — kann ja wohl in der Vernunft nicht ohne Grund sein.“ —

Eine genauere Erörterung des Gedankenganges seiner Spekulation müssen wir dem Geschichtschreiber der Philosophie überlassen; aber auch wir haben bei diesem allgemeineren Ueberblicke der deutschen Bildungsgeschichte die Pflicht daran zu erinnern: welch mächtigen Anstoß auch von dieser Seite jener außerordentliche Geist gegeben. Für die Anbahnung einer tieferen Religions- und Geschichts-Philosophie steht er als unentbehrliche Ergänzung neben Hamann. Und mochte sein Durst nach befriedigender Erkenntniß des Göttlichen ihn auch mehr als einmal auf pantheistische Spuren führen: so fehlte ihm doch nie das gesunde rettende Gegengewicht*) eines starken Individualismus, ein lebendiges Bewußtsein von der Selbständigkeit und ewigen Bedeutung jeder Menschenseele. Hiefür wenigstens legt seine Lehre von der Metempsychose das lauteste Zeugniß ab, wie man auch sonst von dieser Idee denken möge.

Allerdings hat die christliche Ueberzeugung ein Recht, bei all dieser Anerkennung doch immer wieder hervorzuheben: daß wir ein Verständniß der tiefsten und innersten Bedeutung des Christenthums nicht bei Lessing suchen dürfen; an einer andern Quelle ist die Fülle innerer Beglückung und die Stillung der heiligsten

---

dieser Begriff der Ewigkeit, eine besondere Anstrengung der erhabensten Philosophie: wenigstens ist die Philosophie einer solchen Anstrengung sehr frühe fähig gewesen; und diese erhabenste Philosophie ist keine andere als die allerälteste. Selbst das transcendentalste dessen er fähig ist, dieser Begriff der Ewigkeit, und wozu sich selbst noch jetzt so wenige erheben können — ich meine: die Ausschließung aller Folge — selbst dieses war den alten Philosophen schon sehr geläufig.“ —

*) Die erste sittliche Bedingung einer solchen innern Gesundheit schildert er mehrmals unübertrefflich: „Diese Consequenz vermöge welcher man voraussagen kann: wie ein Mensch in einem gegebenen Falle reden und handeln werde, ist es was den Mann zum Manne macht, ihm Charakter und Stetigkeit giebt, diese großen Vorzüge eines denkenden Menschen. Charakter und Stetigkeit berichtigen sogar mit der Zeit die Grundsätze; denn es ist unmöglich daß ein Mensch lange nach Grundsätzen handeln kann ohne es wahrzunehmen wenn sie falsch sind. Wer viel rechnet, wird es bald merken: ob ihm ein richtiges Einmaleins beiwohnt oder nicht.“ — „Ein Mann der Unwahrheit unter entgegengesetzter Ueberzeugung in guter Absicht eben so scharfsinnig als bescheiden durchzusetzen sucht, ist unendlich mehr werth als ein Mann der die beste edelste Wahrheit aus Vorurtheil mit Verschreiung seiner Gegner auf alltägliche Weise vertheidigt.“ —

Bedürfnisse der Menschheit zu suchen. Jene großen Thatsachen und Ideen des Christenthums: Offenbarung Erlösung Versöhnung bedeuten dem lebendigen Glauben noch etwas anderes und höheres als was Lessing darin gelesen. Aber wir sind gegen ihn nur dann gerecht, wenn wir sein Urtheil über Leibnitz auf ihn selbst anwenden: sein wahrer Werth bestehe nicht in dieser oder jener Meinung, sondern in seiner großen Art zu denken.*) —

Lessing hat unter schweren innern Leiden eine tiefere und geistigere Betrachtung des Christenthums — suchen heißen und vorbereiten helfen. Sein größter Zeitgenosse, Hamann, hat dies an ihm erkannt:**) „Es ist Lessing ein Ernst gewesen, eine neue Bahn zu brechen.“ Aber sein Scharfsinn (meint er) sei sein böser Dämon gewesen.***) —

Wie Plato von seinen Schülern Studium der Mathematik, Goethe

---

*) „Leibnitzens Begriffe von der Wahrheit waren so beschaffen, daß er es nicht ertragen konnte wenn man ihr zu enge Schranken setzte. Aus dieser Denkungsart sind viele seiner Behauptungen geflossen, und es ist bei dem größten Scharfsinne oft schwer seine eigentlichen Meinungen zu entdecken. Eben darum halte ich ihn so werth, ich meine wegen dieser großen Art zu denken.“ —

**) Auch Lessing spricht mit Hochachtung über Hamann: „Wenn Sie das Ding — schreibt er an Herder 25. Juni 1780 — an Hamann senden, so versichern Sie ihn meiner Hochachtung. Doch ein Urtheil darüber möchte ich lieber von Ihnen als von ihm haben. Denn ich würde ihn doch nicht überall verstehen; wenigstens nicht gewiß sein können ob ich ihn verstehe. Seine Schriften scheinen als Prüfungen der Herren aufgesetzt zu sein die sich für Polyhistores ausgeben; denn es gehört wirklich ein wenig Panhistorie dazu.“ —

***) Und doch war er später so weit entfernt von der maßlosen Ueberschätzung des Gedankens wie sie den Schulphilosophen sonst eigen ist. Jacobi hat uns ein Wort Lessing's aufbewahrt das den merkwürdigsten Beweis giebt: wie er über sich selbst hinauszugehen wußte: „Es gehöre — so habe er sich geäußert — zu den menschlichen Vorurtheilen daß wir den Gedanken als das erste und vornehmste betrachten und aus ihm Alles herleiten wollen; da doch Alles, die Vorstellungen mit einbegriffen, von höheren Principien abhange. Ausdehnung Bewegung und Gedanke seien offenbar in einer höheren Kraft gegründet die noch lange nicht damit erschöpft sei. Sie müsse unendlich vortrefflicher sein als diese oder jene Wirkung; und so könne es auch eine Art des Genusses für sie geben die nicht allein alle Begriffe übersteige sondern völlig außer dem Begriffe liege. Daß wir uns nichts davon denken können, hebe die Möglichkeit nicht auf.“ —

Kenntniß der Natur forderte, so dürfte jedem Theologen der an den ernsten religiösen Verhandlungen unsrer Zeit lebendigen Antheil nehmen will, eine nähere Bekanntschaft mit Lessing zum Gesetz gemacht werden, um im Angesichte dieses scharfen sichtenden Geistes nochmals den eigenen Standpunkt und Beruf mit offener Stirne zu prüfen und seiner wahren Aufgabe um so klarer bewußt zu werden. —

Dritter Abschnitt.

Die Verbindung der christlichen und der antiken Bildung in Herder.

Von zwei Seiten her haben wir die Impulse ausgehen sehen die ein neues Zeitalter deutscher Literatur heraufführen sollten: von der geistigen Erweckung der christlichen und der antiken Weltanschauung. — Beide Richtungen haben sich auf das innigste in dem Manne durchdrungen, der gerade durch die lebendige Verbindung dieser beiden wichtigsten Bildungselemente einen umfassenderen Gesichtskreis, eine neue Stufe für die Würdigung und Aneignung göttlicher und menschlicher Dinge vorbereitete. —

Schon durch das Eigenthümliche seines innern Wesens wie durch den Einfluß der Männer an denen er sich bildete, war Herder dazu bestimmt: uns aus die Enge in's Weite zu führen, und für jene beiden Hauptrichtungen der menschlichen Natur und des deutschen Strebens eine versöhnende Einheit zu suchen. Gleichzeitig und gleich mächtig angeregt durch Hamann wie durch Lessing; *) gleich sehr zugänglich dem christlichen Enthusiasmus Klopstock's wie dem antiken, ästhetischen Winckelmann's **) — mußte er vor Allen sich berufen

---

*) Das Schlußwort der Lessing'schen Abhandlung: „Wie die Alten den Tod gebildet?" — könnte man ein Thema nennen das von Herder in unzähligen Variationen ausgeführt wurde. „Nur die mißverstandene Religion — heißt es bei Lessing — kann uns von dem Schönen entfernen; und es ist ein Beweis für die wahre für die richtig verstandene wahre Religion, wenn sie uns überall auf das Schöne zurückbringt." —

**) Auch in seinen späteren Jahren ist diese Vereinigung gleichsam typisch ausgesprochen in seinen Lieblingsbüchern, die ihn nie verließen: „Auf seinem Tische lagen stets die Bibel, einige Klassiker, einige ältere deutsche Dichter;

fühlen: nach diesen beiden Seiten hin seinen Zeitgenossen den Blick zu schärfen, den Sinn zu wecken, und die geistige Blüthe der antiken Welt in ein näheres Verhältniß zu den Errungenschaften des Christenthums zu bringen.

Der gemeinsame Boden den er beiden Elementen anwies, das Dritte, Vereinende worauf er beide zu beziehen strebte: war ihm das Princip der Menschenbildung, dies in seinem umfassendsten Sinne genommen als die harmonische Entfaltung aller geistigen sittlichen und sinnlichen Anlagen der Menschennatur: um es mit seinem Lieblingsausdrucke zu bezeichnen: als Humanität. Im Individuum und im ganzen Geschlechte forschte er nach dem göttlichen Urbilde, nach der idealen Menschheit, deren Erscheinung er in der Kunst ahnte, in der Religion empfand und ergriff und im thätigen Leben mit brennender Sehnsucht zu verwirklichen strebte.*)

Es liegt nahe genug, daß in jenem aus dem tiefsten Geistesbedürfnisse stammenden Streben ein neuer Schlüssel zum Verständnisse der alten und der christlichen Welt gegeben war. Das Zerstreute Vereinzelte weit auseinander Liegende menschlicher Bestrebungen, alle die Hauptgebiete des geistigen Lebens: religiöse Begeisterung, ästhetische Ausbildung, intellektuelle und ethische Entwickelung — Alles reihte sich

---

auch Pascal und Baco u. s. w." — Vergl. Erinnerungen aus dem Leben Joh. Gottf. v. Herder. Gesammelt und beschrieben von Maria Carol. v. Herder geb. Flachsland. Werke zur Phil. und Gesch. 22. Bd. S. 184. — Man könnte halb im Scherze hinzusetzen: es sei für Herder's Geist und Wesen von symbolischer Bedeutung gewesen, daß Hamann Claudius und Goethe also die Christen und die Heiden die Pathen seines zweiten Kindes gewesen.

*) Schon ein Brief aus Nantes (Octob. 1769) zeigt welche Hoffnungen und Bestrebungen in dem Fünfundzwanzig-Jährigen arbeiteten: „Ich arbeite für's Lyceum so wesentlich und für die Menschheit so würdig daß, wenn meine Plane und Absichten einmal eine würdige Stelle finden, sie nicht verkannt werden können. Warum sollte die Zeit der Lykurge und Sokraten der Calvine und Zwinglius dieser Schöpfer von kleinen glücklichen Republiken vorbei sein, und warum sollte es nicht ein mögliches Datum zu einem Etablissement geben das für die Menschheit für Welt und Nachwelt — Pflanzschule Bildung Muster sein könnte. Ich habe nichts auf dieser Welt was ich sehe daß andere haben: keine Ader für die Bequemlichkeit . . . nichts für den Geiz. Was bleibt mir übrig als Wirksamkeit und Verdienst? Dazu brenne ich und krieche durch die Welt . . . . Laß sich das Volk wundern, laß die Ephemeriden und Maikäfer des literarischen Publikums brummen und um einen Stab sausen; genug, wenn uns unser Genius nicht verdammt, und einmal ein guter Erfolg lohnet!" —

von Herder's Hand berührt, um einen lebendigen Mittelpunkt,*) als die verschiedenen Adern und Nerven des einen Organismus, als die Radien des Einen Kreises, als Entwickelungsstufen der zur innern und äußern, zur geistigen und natürlichen Vollendung heranreifenden Menschheit. —

Indem Herder auf einer breiteren Grundlage von Kenntnissen und Ideen als es seit Leibnitz und Lessing in Europa der Fall gewesen, die Fragen nach dem Ursprunge, der Entwickelung und Bestimmung der Menschheit, ihrer Geschichte und ihrer Bildung wieder aufnahm und zu lösen suchte: so betrat er einen Weg der unabweisbar auch zu einer umgestaltenden Anschauung des Christenthums führen mußte.

Herder.

(1744 — 1803.)

Wie so viele hervorragende Männer der deutschen Bildungsgeschichte wurde auch Herder**) durch eine schwere Jugendzeit und vieljährige Entbehrungen zu seiner geistigen Mission vorbereitet. Alle äußeren Mühsale hätte er vielleicht glücklich überstanden, wenn nur nicht ein harter Geistesdruck der eine Zeit lang durch falsche Erziehungsweise auf seiner jugendlichen Seele lastete,***) für sein ganzes späteres

---

*) „Poesie Philosophie und Geschichte — sagt er in den Briefen zur Beförderung der Humanität — sind die drei Lichter die die Nationen Sekten und Geschlechter erleuchten: ein heiliges Dreieck!" —

**) Ueber Herder vergl. m. außer den oben angeführten „Erinnerungen aus dem Leben" von Caroline v. Herder, noch die mit besonderer Liebe und unverkennbarer innerer Wahlverwandtschaft geschriebene Darstellung Hagenbach's in der Kirchengeschichte des 18 und 19. Jahrhd. B. II. — Eine Rectorats-Rede von Professor J. G. Müller (in Basel) abgedruckt im Herder-Album, 1844 Weimar. — Herder's Lebensbild, mitgetheilt von seinem Sohne Dr. E. G. v. Herder. — B. I — III.

***) Namentlich der Diaconus Trescho zu Mohrungen (Herder's Vaterstadt) in Ostpreußen scheint durch finstere Einschüchterung auf den ohnehin gedrückten Jüngling ungünstig eingewirkt zu haben. In einem Geburtstags-Gedichte (25. August) „An meinen Genius" klagt er wenigstens über „frommer Tiger

Leben einen schmerzlichen Einschnitt in seinem leicht verwundbaren Gemüthe zurückgelassen hätte. Hieraus ist zum Theil der weiche oft melancholische Ton zu erklären, der schon in seinen Jugendliedern herrscht und der eigentlich Zeitlebens im Grunde seiner Dichterseele blieb. *) Was er als sieben und zwanzigjähriger junger Mann von sich selbst erzählt (in einem Briefe an seine Braut, im October 1771 aus Bückeburg) ist für diesen Grundton seines Wesens sehr bezeichnend: „Die schöne Herbstzeit habe ich genossen; aber es ist so traurig daß ich Alles gelben und fälben und fallen und wintern sehe: ein Geschlecht von Blättern das so wenig aufersteht als wir Menschen wenn wir abfallen! Für mich hat kein Bild und kein Lied und Gleichniß von Jugend auf mehr Eindruck gemacht als dies; und ich erinnere mich als ich zum ersten Mal ganz jung im Homer das Gleichniß von einem Frühling von Blättern las, daß so auch ein Geschlecht Menschen von der Erde verschwindet — mir die Thränen ausbrachen." —

Eine solche Stimmung (die übrigens keinem wahrhaft dichterischen und religiösen Gemüthe ganz fremd ist) konnte ihm schon in früher Jugend so ernste dunkle Fragen an Leben und Schicksal eingeben wie wir sie in seinen früheren Gedichten lesen:

Raub" und über „von Thränenblut und Schweiß durchnagte Ketten", die er „mit Beben küßte", bis sein Genius ihn aus seiner Sklavenruh gerettet und wieder den Musen geschenkt habe. —

*) „O Gott! — schreibt er im Journale seiner Seereise von Riga nach Nantes 1769 — der den Grundstoff menschlicher Geister kennt und ihre körperliche Scherbe eingepaßt hat, ist's allein zum Ganzen oder auch zur Glückseligkeit des Einzelnen nöthig gewesen daß es Seelen gebe die durch eine schüchterne Betäubung gleichsam in diese Welt getreten, nie wissen was sie thun und thun werden, nie dahin kommen wo sie wollen und zu kommen gedachten, nie da sind wo sie sind, und nur durch solche Schauder von Lebhaftigkeit aus Zustand in Züstand hinüberrauschen, und staunen wo sie sich finden! Wann, o Gott Vater der Seelen, finden diese Ruhe und philosophischen Gleichschritt in dieser Welt? .... Vater der Menschen wirst du es würdigen mich zu belehren?" —

In demselben Journale findet sich eine Aeußerung die eine geistige Revolution schon ganz im Keime enthält: „O warum ist man durch die Sprache zu abstrakten Schattenbildern wie zu Körpern wie zu existirenden Realitäten verwöhnt? — — Wann werde ich so weit sein, um Alles was ich gelernt, in mir zu zerstören, und nur selbst zu erfinden was ich denke und lerne und glaube?" —

— — „O Gott, wie trügst du uns
Mit Wonn im Leben!
Lebenswonn' und alle Lust
Nichts ist selbst das Leben!
Schatten auf den Wogen her
Kommen wir und schweben
Wohin? ach — — —"

Oder:

„In Ein Gewebe wanden
Die Götter Freud' und Schmerz;
Sie webten und erfanden
Ein armes Menschenherz.
Du armes Herz, gewebet
Aus Lust und Traurigkeit,
Weißt du, was dich belebet?
Ist's Freude, ist es Leid? —

Und noch düsterer in „des Einsamen Klage":

„Der Lenz verblüht, die Freude flieht!
Mein Leben hat die Nacht umhüllt,
Und meine Seel' ein Schmerz erfüllt,
Der ewig in mir glüht!

Ich irr' umher auf ödem Meer;
Kein Eiland winkt mir lächelnd zu:
„Komm Pilger, komm, bei mir ist Ruh,
Du trägst am Leben schwer."

Vom schönen Land bin ich verbannt;
In dunkler Ferne dämmert's kaum,
Es schwebt um mich im Morgentraum
Das Glück, das mir entschwand." —

In Riga erstarkte sein Geist durch Studien und Lehramt*) wie sein Charakter durch eine glückliche freiere Stellung; die Freundschaft Hamann's, das Studium Lessing's müssen in der Geschichte seiner damaligen Bildung als Haupt-Faktoren hervorgehoben werden. Zu

---

*) „Der Jüngling suche, sobald er kann, in Lehr- und zwar in öffentliche Lehrübung zu kommen. Ich sehe es als ein Glück meiner besten Jünglingsjahre an, daß ich lehren mußte, lehren konnte und zwar würdige Sachen an lernbegierige Schüler, öffentlich nach meiner eigenen Auswahl lehren konnte. Ich habe damit etwas gewonnen, was mir das ewige Lesen und Zuhören schwerlich würde gegeben haben." — Briefe das Studium der Theologie betreffend.

Hamann zog ihn der religiöse Tiefsinn, zu Lessing die Universalität, der allseitig anregbare und anregende rastlose Bildungstrieb. *) So war frühzeitig der entscheidende Anstoß zu seiner zwiefachen Einwirkung auf die Religiosität und die Cultur Deutschlands gegeben. Religion und Poesie im tiefsten Zusammenhange wurden das pulsirende Herz seines Lebens: wie er in die Religion und in ihre systematische Auffassung, in die Theologie, eine poetische Erfrischung und Ergänzung brachte, so war die Lebensluft seiner Poesie überwiegend religiös.

Seine Reise nach Deutschland, wo er mit Goethe,**) mit Stilling,

---

*) Doch bot ihm auch Hamann hiefür reichliche Nahrung: durch ihn wurde Herder mit Shakespeare bekannt: „Sie fiengen mit Hamlet an. Unvergeßlich und heilig blieb ihm der Eindruck den diese Stunden ihm gemacht; er sprach oft mit Rührung davon . . . Seine Bekanntschaft mit diesem Dichter und mit Ossian entwickelte seine eigenthümliche Sympathie und Liebe zur Natursprache der Volkslieder deren Keim durch die morgenländische Poesie schon in früher Jugend in ihm geweckt worden war.“ —

**) Den Einfluß den Herder auf Goethe hatte, schildert dieser in „Dichtung und Wahrheit“ Th. 2. B. X. — „Ich hatte von Glück zu sagen daß durch eine unerwartete Bekanntschaft Alles was in mir von Selbstgefälligkeit Bespiegelungslust Eitelkeit Stolz und Hochmuth ruhen und wirken mochte, einer sehr harten Prüfung ausgesetzt war . . . . „Denn das bedeutendste Ereigniß was die wichtigsten Folgen für mich haben sollte, war die Bekanntschaft und die daran sich knüpfende nähere Verbindung mit Herder . . . . Er hatte fünf Jahre mehr als ich, welches in jüngern Tagen schon einen großen Unterschied macht; und da ich ihn für das anerkannte was er war . . . so mußte er eine große Superiorität über mich gewinnen . . . . „Da seine Gespräche jederzeit bedeutend waren, er mochte fragen antworten oder sich sonst auf eine Weise mittheilen, so wußte er mich zu neuen Ansichten täglich ja stündlich zu befördern . . . . „Nun wurde ich auf einmal mit allem neuen Streben und mit allen den Richtungen bekannt welche dasselbe zu nehmen schien. Er selbst hatte sich schon genugsam berühmt gemacht, und durch seine Fragmente, die kritischen Wälder und Anderes unmittelbar an die Seite der vorzüglichsten Männer gesetzt welche seit längerer Zeit die Augen des Vaterlandes auf sich zogen. Was in einem solchen Geiste für eine Bewegung, was in einer solchen Natur für eine Gährung müsse gewesen sein, läßt sich weder fassen noch darstellen. Groß aber war gewiß das eingehüllte Streben . . . . „So war denn auch kein Tag der nicht auf das fruchtbarste lehrreich für mich gewesen wäre. Ich ward mit der Poesie von einer ganz andern Seite in einem ganz andern Sinne bekannt als bisher, und zwar in einem solchen der mir sehr zusagte. Die Hebräische Dichtkunst, die Volkspoesie deren Ueberlieferungen im Elsaß aufzusuchen er uns antrieb, die ältesten Urkunden als Poesie gaben das Zeugniß: daß die Dichtkunst überhaupt eine Welt- und Völker-

Merk u. a. zusammentraf, und auf die meisten überwältigend einwirkte, hatte für seine weitere Entwickelung — zumal da die Anstellung in Bückeburg zu Stande kam — nachhaltige Folgen. Er war in innerer Gährung, ja vielleicht ohne einen sichern Grund der Gesinnung, der ausgebildeten Ueberzeugung, nach Deutschland gekommen, wie er selbst von sich, gewiß zu hart, sagt „als theologischer Libertin,“ d. h. in seinem Munde doch nur: leicht, vag, unbestimmt, wie er dies selbst weiter erklärt: (in einem Briefe an Merk 1772) „Ich glaub' indeß wenigstens so weit zu kommen daß ich nicht blos etwa gut handle, sondern nicht anders als gut handeln könne — und der Vortheil wäre schon mit Allem erkauft, beträchtlich. Ich bin voraus Nichts als Schaum Eitelkeit Sprung und Laune gewesen; — — und mein werther Genius mag tausendfältig über mich lachen, wenn ich mit aller brausenden Hitze kalt zu werden suche.“ — „Daß meine Seele — gesteht er mit einer Offenheit die am besten für ihn zeugt — allerdings in einem Zustande gelegen hat und noch oft liegt, wo es mehr gedröhnt in ihr hat als geklungen; daß ich mich unter der Taufe der Wolke und des Meers gefunden, die ich mir noch nicht erklären kann noch erklären will — sondern nur in eine gewisse Feuertaufe von der ich auch noch nicht weiß wie? oder woher? zu verwandeln ahnde und zitternd hoffe — das ist wahr. — — Alle das gehört eben jetzt zu dem Becher meines Lebens im Thale, auf welchen ich aber — — gewiß einmal mich mit einem andern Kelch in der Hand zeigen werde. — — Ich fühle ganz andre Runzeln, und mehr als Ihr alle.“ — Mit gleicher Zuversicht auf wachsende Herzens-Läuterung, ruft er später noch einmal seinem Freunde zu: „Glauben Sie's, daß die Wandelung, die bei mir vorgeht, schwerlich bloßes Phänomen sei, sondern auf meine innere Natur wirken müsse. Und da ich jeden Zug, der Eitelkeit und Selbstsucht heißt, in mir auszubrennen suche, und mir zur Erweckung meiner Kräfte nichts fehlt als das Wunderwerk von

---

gabe sei, nicht ein Privat-Erbtheil einiger feinen gebildeten Männer. Ich verschlang das Alles und je heftiger ich im Empfangen desto freigebiger war er im Geben .... „Was die Fülle dieser wenigen Wochen betrifft welche wir zusammen lebten, kann ich wohl sagen daß Alles was Herder nachher allmälig ausgeführt hat, im Keim angedeutet ward .... „Wäre Herder methodischer gewesen, so hätte ich auch für eine dauerhafte Richtung meiner Bildung die köstlichste Anleitung gefunden; aber er war mehr geneigt zu prüfen und anzuregen als zu führen und zu leiten.“ —

dem ich geredet: so haben Sie die Geduld, kein Endurtheil über mich zu fällen — — sondern mich zu erwecken, mich aufzumuntern. Das hab ich nöthig, und darüber soll Euch der Himmel lohnen!" *) — Daß er zuweilen in jenem Ringen ermattete, die Hoffnung fast sinken ließ, wird keinen befremden der sich auf demselben Gebiet je versucht hat: „O Freund — klagt er — ich wollte daß ich ein andrer Mensch wäre, mein Leben zurück hätte, ein bischen Lebenskraft mehr als ich habe, diese ein bischen reiner und lichtmäßiger als sie ist, und alsdann lebte — dann solltet Ihr mich leben sehen! jetzt muß ich mit mir kämpfen, und mag doch nichts daraus werden!" — —

Obiges Wort war der Ausfluß einer verstimmten Stunde; im Ganzen hielt ihn auf all den verschlungenen Wegen seines äußern und innern Lebens ein Vertrauen aufrecht das in das innerste Gewebe seines Glaubens und Denkens gewirkt war: das Vertrauen auf eine in tiefster Stille der Seele vernehmbare providentielle Leitung unseres Lebens, für deren Wink und Mahnung wir durch sittliche Arbeit und Treue das geistige Ohr stimmen könnten: „Ich glaube — schrieb er 1770 — jeder Mensch hat einen Genius, das ist: im Grunde seiner Seele eine gewisse göttliche prophetische Gabe die ihn leitet; ein Licht das — wenn wir darauf merkten, und wenn wir es nicht durch Vernunftschlüsse und Gesellschaftsklugheit und wohlweisen bürgerlichen Verstand ganz betäubten und auslöschten — ich sage, was uns dann eben auf den dunkelsten Punkt der Scheidewege einen Strahl, einen plötzlichen Blick vorwirft, wo wir eine Scene sehen — auf deren Ahnung ich unendlich viel halte. Das war der Dämon des Sokrates; er hat ihn nicht betrogen; er betrügt nie; nur er ist so schnell, seine Blicke so fein, so geistig; es gehört auch zu ihm so viel innerliche Treue und

---

*) Viele Aeußerungen aus jener Periode beweisen: wie hoch er, trotz seinem außerordentlichen geistigen Bildungstriebe, doch die *sittliche* Kraft über die bloß *intellektuelle* stellte: „Meinen *Charakter zu bilden*, ist mein Werk auf der Reise; alles übrige — sehe ich — kann man zurücklassen; nur *den nimmt man mit*: und verliere ich *den*, *so habe ich Alles verloren*." (1769.) — Freilich bedeutete ihm „*Charakter*" und „*sittliche Gesinnung*" nicht das *enge* Maß was man auch oft mit diesem Namen ehrt: „Von Tag zu Tag wittern mich all die lieben Leute übler an, die das was groß und gut und edel ist an einem Menschen nach seinem ganzen Charakter Seele und Leben, aus Spruchbuch Regelnmaß, von dem und diesem hergenommen, weghaben und da vom Anblick der Nase entscheiden. — Jeder handle nur ganz aus sich nach seinem innersten Charakter, *sei sich treu* — das ist ganze Moral." (1772.) —

Aufmerksamkeit, daß ihn nur achtsame Seelen — — die eine gewisse innerliche Unschuld haben, bemerken können." —

Und zu seinem Gedichte „Genius der Zukunft" (1769) bemerkt er ausdrücklich: „er glaube aus langen innigen Bemerkungen seiner Seele, daß aus der Summe der vergangenen Lebenserfahrungen im Grunde des Gemüthes gewisse Resultate, Axiome des Lebens liegen bleiben, die in schnellen oder ganz ungewissen Verlegenheiten, wo die kalte Vernunft nicht oder falsche Rathgeberin ist, wie Blitze auffahren und dem der ihnen treu folgt sehr sichere Fackeln sein können, wo sonst Alles dunkel wäre.*) Er glaube ferner daß diese bei gewissen Menschen sehr hoch erhöht werden können, und sehr oft zu sichern Weissagungen, Ahndungsschwestern erhöht worden seien — — und daß fast kein großer Mann ohne sie dagewesen oder zum Ziele gelanget sei." — — Auch späterhin, in den Briefen über die Theologie kommt er darauf zurück: „Wir haben einen Freund in uns, der uns auf die Fußstapfen der in und mit uns wandelnden Liebe immer aufmerksam macht; es ist das zarte Heiligthum in unserer Seele, wo die Stimme und Absicht Gottes lange Zeit sehr hell und klar widertönt." — Diese hohe ahnungsvolle Stimmung, dies Horchen auf den leisesten Geistes-Wink hob ihn zu jener Höhe der Betrachtung, wo das Leben als ein einiger Ton eines ewigen Chorals erscheint,**) als Zeichensprache des

---

*) Das ergänzende aber verdüsterte Wort zu diesen Gedanken berichtet Böttiger aus Herder's Munde wenige Jahre vor seinem Tode: „Jedermann sollte das Wort zum Räthsel seines Lebens — die wenigen Hauptmaximen und das Simulacrum das ihn immer umschwebte — als Testament niederschreiben. Für jeden Menschen habe die Natur ein bestimmtes Maß angegeben das aber nur Wenige durch die glücklichste Combination erreichen. Aber alle Menschen tragen dies Urbild diesen Maßstab dunkel in sich herum, und das Gefühl der Unzufriedenheit mit sich selbst, das dunkle Emporstreben zu etwas das man gern sein möchte und nie werden könne, sei das unentwickelte Bewußtsein jenes Simulacri; und in diesem liege die Quelle unsrer geheimsten Wünsche. Er selbst trage Etwas in sich was er nie erreichen werde und was ihn unglücklich mache; dies sei sein Simulacrum. Jeder sollte auch bei seinem Tode geschrieben hinterlassen: was er eigentlich immer für Possen oder Puppenspiel gehalten aber aus Furcht vor Verhältnissen nie laut dafür erklärt habe. Es müßte wohlthun: solche Lügen des Lebens um und an uns wenigstens dann auszuziehn wenn wir den Todtenkittel anziehn." —

**) Wie er es in einer der schönsten Stellen die von ihm erhalten sind, auch selber nennt: „In der frühesten Dämmerung sahen wir die Morgenröthe mit jedem werdenden neuen Strahle, mit jeder neuen Veränderung des Himmels

Unsichtbaren, ein Innewerden göttlichen Daseins: „Unser Leben, wie's äußerlich erscheint, ist nur ein Zeigefinger des innerlichen verborgenen Menschen, des Engels in uns, aus und in einem unsichtbaren Geisterreiche Gottes.“

Diese Aeußerungen geben Aufschluß über den wahrsten Keim Herder'scher Religiosität; nicht durch Schlüsse und Beweise, durch dialektische Nöthigung des Verstandes hatte er sie gefunden — noch nie ist eine große religiöse Erscheinung auf diesem Boden erwachsen — seine Religion war Intuition, inneres Schauen, ein unmittelbares Ergreifen Ergriffensein, das Hervorquellen eines ungerufen vorhandenen Seelen-Lebens. Aus diesen geistigsten innersten Quellen des Daseins schöpfte er die außerordentliche Macht der Belebung und Vergeistigung die sein Wort wie seine Schrift begleiteten; hier liegt das Geheimniß seiner Bedeutung,*) seines Einflusses auf seine und unsre Zeit. Was sein Jahrhundert bedurfte, und wonach auch das unsrige sich wieder verlangend umsieht, ist ein allerwärmender und belebender Hauch göttlichen Lebens, eine Fülle innerer unverkümmerter Existenz, ein Aufathmen aus vollstem Herzen, woran das fröstelnde Unbehagen der Zeitbildung, die Unruhe des zweifelnden Suchens genesen oder doch sich anlehnen könnte. Eine solche Belebung von innen war durch Herder's

---

und der ganzen Welt! Die ganze Welt war ein stiller feierlicher sanfter Tempel Gottes, wo ich versunken war und nichts denken konnte als daß auch in solchem ewigen Ton der Morgenröthe der Tempel meiner Seele wäre — und die Sonne gieng auf. Je höher sie trat desto mehr ward Alles lauter erleuchteter einförmiger; die Schönheit der Natur nahm ab und ward Glanz, bloße Pracht. — „Ist's nicht beinahe so mit allem Glück? es ist am schönsten im Anbruch, in der Morgenröthe; aber ich glaube: wenn man will, kann man das ganze Leben sich dazu machen!“ — (1771 Aus Bückeburg.)

*) Darum greifen diejenigen ganz fehl die trockene Belehrung und systematischen Unterricht bei ihm suchen, was dann immer schiefe Urtheile hervorruft. Zu diesen Verkennern der tieferen Bedeutung Herder's gehört sein Landsmann Scheffner der in seiner Autobiographie („Mein Leben wie ich es selbst beschrieben“ S. 136) bemerkt: Herder's Schriften seien ihm beinah alle wie Körbe vorgekommen, „in denen Leckerfrüchte und Backwerk unter Blumen schön für Augen Geruch und Geschmack vorgesetzt werden, aber unbefriedigend für einen ächtnahrhafte Speise suchenden Magen.“ Er habe Alles poetisch behandelt, oft zu poetisch, weil seine ganze Natur in Poesie lebte webte und war. Seinen feinen trefflichen Gedanken nnd Bemerkungen sehe man es aber oft an daß sie nicht Kinder der legalen (!) Meditation sondern der augenblicklichen Stimmung seien“ u. s. w. —

Wirken gewonnen: ein Einfluß der um so höher anzuschlagen ist, weil er sich weder erwerben noch schaffen läßt, sondern als freie unmittelbare Begabung erscheint und beglückt, Sonnen ähnlich auf- und niedergeht. Zu einer erfreulichen Stufe geistiger Bildung und zur glänzendsten Schärfung aller Verstandes-Vorzüge kann Anlage und Schule, Talent und Fleiß sich oft erheben; jene und unsre Zeit sind reich an solchen Naturen: die Kritik, ein Alles sich zurecht legendes untersuchendes beurtheilendes Bestreben hat sich überwiegend in ihr geltend gemacht. Aber ein die Geister wahrhaft nährendes Hervorbringen, Brot und Wein des Lebens, den ächtesten Menschenbedürfnissen entgegenkommend, stillendes, unserem Wesen sich mittheilendes Genügen — dies Alles bietet jene nur aufhellende Cultur noch nicht, und mit ihr kann der edelste Sinn noch verschmachten, wenn ihm nicht von andrer Seite Erfrischung zuströmt.*)

In diesem Zusammenhange der Betrachtung fällt auf Herder's Bedeutung das hellste Licht; man lernt sich ihrer wie einer providentiellen Segnung freuen. Die Vermittlung der Religiosität mit der Bildung, das Verflechten des Baumes der Erkenntniß mit demjenigen des Lebens, die Verknüpfung der beiden Stammkräfte der Menschheit — darin sehen wir den leitenden Ton, das unvergängliche Verdienst Herderischen Strebens. Was für diesen Zweck seitdem geschehen, was im Einzelnen ihn vielfach überboten hat, wird doch immer verehrend zu ihm als dem Anfänger und Wegweiser zurückschauen.

Nach dieser allgemeineren Würdigung erinnere man sich an die Bedingungen unter denen er auftrat, an die Zeitrichtungen die ihn aufnahmen. Im Ganzen finden wir das damalige religiöse Leben Deutschlands in den mißlichsten Gegensätzen eingeklemmt; aus den Händen der französischen Philosophen hatten die höheren Stände dasjenige empfangen was sie Bildung nannten: jenes schrankenlose Walten eines Witzes der das geistige Hohe mit welker Hand zertrümmerte oder ver-

---

*) „In allen Gestalten — sagt Herder in den zerstreuten Blättern I. 1791 — und Ständen der Menschheit kommt es freilich weniger auf Ausbildung unsers Witzes oder Scharfsinns oder anderer Sprossen menschlicher Seelenkräfte als auf Erziehung des Herzens an; und dies ist bei allen Menschen ein Menschenherz . . . Reinigung des Herzens Veredlung der Seele mit allen ihren Trieben und Begierden: das dünkt mich ist die wahre Palingenesie dieses Lebens, nach der uns gewiß eine fröhliche höhere aber uns unbekannte Metempsychose bevorsteht." —

unstaltete,*) der auf Kosten des innern Sinnes einen Götzendienst der Eitelkeit aufrichtete, und ihn mit Feuerwerken von brillanten Stichwörtern und Esprit-Kunststücken vor den Augen einer zuklatschenden Menge feierte.**) Das ergiebigste Feld hatte dieser Witz in den Religionslehren und besonders in den alttestamentlichen Erzählungen gefunden, mit so herzlosem, schadenfrohem Zerstörungstalente, daß der gewiß nicht fanatische Goethe erzählt: er hätte im Zorn über solche Mißhandlungen der ihm ehrwürdigen Schriften den Voltaire zerreißen können. — Durchaus nicht mit dieser Frivolität des Herzens, wohl aber mit mattherzig einengender Verstandes-Beschränktheit wirkte vorzüglich auf den Mittelstand eine blasse Vernüchterung, die, allem Geheimniß abhold, nur das gemeinhin Faßliche, was mit geringer Mühe jedem sich als wahr beweisen lasse, als glaubwürdigen und wesentlichen Inhalt der Religion zu verbreiten suchte. Ihnen entgegen wurde zwar das überlieferte religiöse System noch als das rechtlich gültige angesehen und vertheidigt, allein großentheils mit Waffen die weder der Bildung noch

---

*) Ein Urtheil Herder's über Voltaire und seinen Einfluß findet sich in der Schrift (von 1774) „Auch eine Philosophie der Geschichte zur Bildung der Menschheit" — „Dieser Schriftsteller der wie ein Monarch auf sein Jahrhundert gewirkt hat . . . was hat er nicht ohne Zweifel auch zum Besten des Jahrhunderts gethan! Licht verbreitet, sogenannte Philosophie der Menschheit, Toleranz Leichtigkeit im Selbstdenken Schimmer der Tugend . . . . Aber nun zugleich damit was für elenden Leichtsinn Schwäche Ungewißheit und Kälte! was für Seichtigkeit Planlosigkeit Skepticism an Tugend Glück und Verdienst! was mit seinem Witze weggelacht ohne es zum Theil weglachen zu wollen! sanfte angenehme und nothwendige Bande mit frevelnder Hand aufgelöset, ohne uns die wir nicht alle au Château de Ferney residiren, das Mindeste an die Stelle zu geben! Und durch welche Mittel und Wege hat er selbst sein Bestes erlangt, wenn er uns mit all der Philosophie und Schönliebhaberei — der Denkart ohne Moral und feste menschliche Empfindung dann in die Hände liefere?" —

**) Wo der Voltairianismus nicht Alles ausfüllte, kam etwa noch die plumpste Nachäffung Rousseau's hinzu, wie Herder's Gattin es anschaulich schildert: „Es war damals bei Vielen (nicht blos zu Weimar) Mode: von Allem was kirchliche oder Schul-Einrichtung hieß, äußerst gering zu halten, und jede Erziehung zu moralischer Bildung und zur Wissenschaft als unnatürlich, als unvernünftige Mißbildung zu verwerfen, dagegen zu deklamiren und zu spotten, und nur die physische Ausbildung zu begünstigen. Der geistliche Stand besonders wurde bei jeder Gelegenheit lächerlich gemacht . . . . Leute von diesem Ton die sonst Herdern hochschätzten, wünschten nichts mehr als daß auch er in ihre Ansichten eintreten möchte."

dem Bedürfnisse der Zeit angemessen waren. Vielen unter diesen Vertheidigern war die überlieferte Lehre ein Besitzthum das sie mehr aus Gewissenhaftigkeit als aus Liebe und innerer Verwandtschaft beibehielten; andere eiferten heuchlerisch, wie Barth der nachher mit derselben Verworfenheit für die Neuerung lärmte; während viele der Besseren zwischen dem Hergebrachten und der Neuerung vermittelnd durch persönliche Vorzüge den Mangel einer allgemeinen Ueberzeugung zu bedecken sich müheten. Andre, gleich wenig befriedigt von französischer Philosophie, deutscher pedantischer Aufklärung wie von einem unverstandenen aus dem religiösen Bewußtsein entflohenen Kirchen-System, suchten in kleineren Kreisen durch Erbauung und engere Verbindung zu praktischen Zwecken einen Ersatz für sich, ohne auf das Allgemeine tiefer einzuwirken.

Beiden Entartungen der Religion, der Alles benagenden Zweifelsucht und dem vom Geist verlassenen Gewohnheits-Glauben*) stand Herder's Seele gleich fern; denn beiden fehlte das was ihm Alles galt: lebendiger Hauch der Empfindung, thätiges Aneignen und Erfahren des Göttlichen. Ihm war es bestimmt, in jener beängstigenden Dürre mit dem Thau einer lebendigen Religiösität den innern Sinn zu tränken.**) Nie hat das Erscheinen einer solchen Persönlichkeit eine

---

*) Wie der todte Gewohnheits-Glaube so war ihm jedes äußerliche Erzwingen eines gleichförmigen Glaubensbekenntnisses äußerst zuwider: „Längst sind wir — sagt er am Schlusse der Schrift: „Vom Erlöser der Menschen" 1796 — aus den Zeiten hinaus da man Glaubensartikel durch Confessionen schützen wollte und mußte; jetzt kann auch die reinste Lehre nicht mehr durch eine, geschweige eine erzwungene Confession die eine ärgernde Heuchelei ist, geschützt werden . . . Das bloße Bekenntniß-Christenthum wäre zum stehenden Pfuhl geworden, hätten diese Winde (der Sekten) es nicht gereget . . . . Das reine Christenthum duldet alle und hat keine Sekten." — Aber so laut er auch hier gegen einen erzwungenen Glauben spricht, eben so stark drückt er sich (in seiner früheren frischeren Periode) gegen eine bilderstürmerische Abschaffung der Symbole aus: „Symbolische Bücher abschaffen? und was denn an ihre Stelle? Davon schweigt man weise oder die Vorschläge . . . sind noch sehr unreif oder erbärmlich! Durch welche Unruhen Blut und Flammen sind unsere Symbole gestiftet und besiegelt! wie viel hängt an ihnen das mit ihnen zertrümmert da läge! . . . Standarte wegwerfen und dafür Kinderklapper und Brummeisen wählen!" —

**) So schrieb ihm die edle Gräfin Maria zu Schaumburg-Lippe (in Bükeburg): „Edelster bester Lehrer! Mir ist Ihr Brief unaussprechlich reich erquickend gewesen wie Labetrank von der Rebe des Weinstocks Christi! wie

so unermeßliche Bedeutung wie eben in einer Zeit innerer Gährungen und Uebergänge, die in den drei letzten Decennien des vorigen Jahrhunderts unverkennbar sind. Das Alte war untergraben oder dem Sinne verschlossen, das sich hervordrängende Neue noch formlos, ohne einen geistig zusammenhaltenden Mittelpunkt, so daß die meisten Zeitgenossen geistiger Auflösung preisgegeben blieben, wenn nicht der Reichthum eines individuellen Lebens Viele für die verlorenen objektiven Stützen schadlos hielt. Gerade dieser Reichthum individuellen Lebens erhob Herdern zu einer unentbehrlichen beseelenden Macht für seine und die spätere Zeit.*) Nach seinem Tode erhöhte sich diese Wirkung in dem Grade, daß seine Schriften ein Hauptorgan für die religiöse Bildung der jüngeren Generation wurden. — Obgleich sein Einfluß gleich von Anfang an hauptsächlich dem geistigen Bildungsstrome der Nation galt, so wußte er doch den Werth derer hoch zu schätzen die — wie Lavater und Stilling — mehr den praktischen, individuellen Bedürfnissen entgegenkamen, und der Offenbarung ihre göttliche Autorität zu retten suchten.

Stilling selbst erzählt daß sein Zusammentreffen mit Herder in Straßburg ihm der Anfang „der Stoß zu einer ewigen Bewegung" geworden sei. Und niemand erkannte Lavater's tiefsten Gehalt so frühe und bereitwillig an wie Herder: „Lavater — schreibt er 1772 — ist nach Klopstock vielleicht das größte Genie von Deutschland, der jede alte und neue Wahrheit mit einer Anschauung erfaßt die selbst

---

Geistesodem Gottes zu Gottes Lobe! Auch soll nicht Wort sondern neues Leben mit Gottes Hülfe dafür danken!" — (15. Febr. 1776.)

*) Die wahre Wechselwirkung und Gemeinschaft zwischen dem Schriftsteller und der Gemeinde seiner Leser malt Herder in der Vorrede der „Ideen zur Geschichte der Menschheit" in seiner schönen Weise aus: „Ein Autor der sein Buch darstellt, giebt wenn dies Gedanken enthält die er — wo nicht erfand ... doch fand und sich eigen machte, ja in denen er Jahre lang wie im Eigenthume seines Geistes und Herzens lebte — ein Autor dieser Art giebt .... gewissermaßen einen Theil seiner Seele dem Publikum Preis .... Er rechnet auf einige vielleicht wenige gleichgestimmte Seelen denen im Labyrinthe ihrer Jahre diese oder ähnliche Ideen wichtig wurden. Mit ihnen bespricht er sich unsichtbar und theilt ihnen seine Empfindungen mit, wie er — wenn sie weiter vorgedrungen sind — ihre bessern Gedanken und Belehrungen erwartet. Dies unsichtbare Commercium der Geister und Herzen ist die einzige und größeste Wohlthat der Buchdruckerei die sonst den schriftstellerischen Nationen eben so viel Schaden als Nutzen gebracht hätte." — (1784.)

alle seine Schwärmereien übersehen macht, und in Alles — — eine Wahrheit des Herzens bringt die mich bezaubert." — Und ein Jahr später schreibt er über ihn an Zimmermann: „Seine wahre nähere Kenntniß ist mir ordentlich Erscheinung gewesen, seine Thätigkeit und ganze Existenz in der Religion ist eine von den Wahrheiten und Realitäten die im ganzen Fortlauf der Jahrhunderte selten, und in unserm es gewiß sind — — Aergerniß und Thorheit dünkt es mir, wenn irreligiöse Weise oder philosophische Theologen mit ihm sprechen wie man jetzt spricht,*) d. i. daß Schatten mit einem Körper sprechen und sich verständlich glauben — — ich halte es für eine wirkliche Wohlthat meiner Existenz, ihm auf dem Wege meines Lebens begegnet zu haben und manchmal ein Wort von ihm herüber zu hören." Und wie streng beurtheilt er sich vor den Augen seines Freundes: „Danke für deinen Felix Heß — schreibt er an Lavater 1773 — ich und mein Weib haben ihn im schönsten Wald zur schönsten Zeit gelesen; und er sei, zumal an mir, nicht verloren! Ich habe alle Fehler Heßens und keinen Funken seiner Reife oder Vorreife. Ganz Kampf und kein Resultat von Tugend, wozu mir Gott helfe!" — „Lasset uns aber — so schließt er — nicht schreiben, sondern werden!"**) —

Forscht man beim Durchlesen seiner zahlreichen Schriften religiösen Inhaltes nach einem ihren gemeinschaftlichen Charakter bezeichnenden Ausdrucke, so dürfte es der sein: daß Herder den Glauben nicht sowohl gelehrt als gezeigt, daß er die Religion nicht bewiesen oder reformatorisch

---

*) Wie Herder damals von diesen Leuten dachte, zeigt sein Urtheil über Mendelssohn und Nicolai (schon 1769) „Moses langer Brief hat mich nicht befriedigt; er ist einem Theile nach unnütz, der andere zu sehr auf Stelzen eines Systems auf das sich Herr Moses oft zu gravitätisch stützet. Nicolai's Brief ist wie gewöhnlich die Wiederkauungen eines gelehrten Handwerkers." —

**) Besonders stählte ihn (wie tausend Andere vor und nach ihm) das männlich große glaubensstarke Vorbild Luther's: „Luther — schreibt er 1772 — dessen Lebensumstände ich jetzt recht mit innerer Stärkung lese, heirathete eben in den mißlichsten Umständen seines Lebens; da der Kurfürst starb und der Herzog von Sachsen ihn verfolgte und der König in England gegen ihn schrieb und Papst und Kaiser wütheten und der Bauernkrieg ausbrach: da heirathete er und lernte säen und drechseln. Verzeihen Sie die Vergleichung! Ich habe noch in der Welt nichts gethan: diesem großen Mann seine Schuhriemen aufzulösen; aber ich hoffe es zu werden." —

entwickelt, sondern den Sinn für sie geweckt und genährt habe. So stand er über oder neben allem Dogmatismus und Skepticismus. — Nicht was er gab, sondern wie er es gab, erklärt uns seine Wirkung: der Lebensodem der Wahrheit der nur in den Tiefen einer göttlich berührten Seele erzeugt wird. Daher der unbeschreibliche Eindruck seiner Predigten, von dem Ohrenzeugen erzählen:*) es war ein Neues, noch nie so Vernommenes was er zu Ehren brachte, und was der innerlich frischeste Theil der Nation am schnellsten empfand und anerkannte.**) —

In drei Schriften seiner ersten Periode hat er die anziehendste und bedeutendste Seite seiner religiösen Anschauungen niedergelegt: in der „ältesten Urkunde des Menschengeschlechtes" (1774 — 76), im „Geist der hebräischen Poesie" (1782 — 85) und in den „Briefen über das Studium der Theologie" (1780 — 81). Ueberall ist es ihm darum zu thun, die Empfindung, den vorurtheilslosen Sinn für die hohe innere Schönheit, für das menschlich Wahre und Große der heiligen Schriften einzunehmen. Ihr rein menschliches Bild***) wollte er von den Verunstaltungen die Aberglauben und Unglauben über

---

*) „Herder predigte in der Schloßkirche (zu Darmstadt 19. Aug. 1770) Ich hörte die Stimme eines Engels und Seelenworte wie ich sie nie gehört! zu diesem großen einzigen nie empfundenen Eindrucke habe ich keine Worte — ein Himmlischer in Menschengestalt stand er vor mir!" — Herders Leben I. 155).

**) Georg Müller (Bruder des Historikers Johannes M. (ist ein Beispiel unter vielen: was Herder der begabten Jugend bedeutete. Er erzählt: „Am 7. October 1780 sah ich H. zum ersten Mal. Wie man im Alterthum zu Weisen ferner Länder wallfahrtete, so reisete ich zu Fuß von Göttingen nach Weimar, bloß um H. zu sehen und ihn über meine Studien um Rath zu fragen, dessen Schriften zwei Jahre früher schon ... wunderbar mich angeregt und meinem Geist einen ganz neuen Schwung gegeben hatten." —

***) Eben auf die rein menschliche Seite legt er gleich im Eingange seiner „Briefe das Studium der Theologie betreffend" den stärksten Nachdruck: „Es bleibt dabei: das beste Studium der Gottesgelehrsamkeit ist Studium der Bibel, und das beste Lesen dieses göttlichen Buchs ist menschlich. Ich nehme dies Wort im weitesten Umfange und in der andringendsten Bedeutung. — Menschlich muß man die Bibel lesen; denn sie ist ein Buch durch Menschen für Menschen geschrieben ... „Je humaner (im besten Sinne des Worts) Sie das Wort Gottes lesen desto näher kommen Sie dem Zweck seines Urhebers der Menschen zu seinem Bilde schuf, und in allen Werken und Wohlthaten wo er sich uns als Gott zeigr, für uns menschlich handelt." —

dasselbe gebracht, reinigen; dann erst würde auch das Göttliche ihres Inhaltes wieder von freieren und reineren Augen erkannt werden. „Welch ein Volk — frägt er — hat in so frühen Zeiten eine Reihe so mächtiger, so reiner Stimmen gehabt als Israel an seinen Propheten? Welche Dichter Griechenlands oder Roms wagen wir in Ansehung der erhabenen und reinen Moral und des umfassenden Nationalgeistes neben einen Jesajas zu stellen?*) und welch ein König der Aegypter Skythen und Indier hat wie David gesungen und gelehrt?" — Und wie schön lautet im Munde des gelehrten geistvollen Forschers der Rath: „Man studire mit Kindern die Geschichte des israelitischen Volkes, so wird man überall ihren schönen Aufschluß finden!" —**)

Einige Stellen aus seiner „ältesten Urkunde" — werden am wahrsten den Schwung bezeichnen den er in diese bisher geistig vernachlässigte Literatur brachte; eine Schrift die in ihrer Art damals eben so außerordentlich und folgenreich war als Klopstock's Messias.

---

*) Mit demselben hohen religiösen und dichterischen Sinne, wie hier die Psalmen und Propheten, würdigte er unser altes deutsches Kirchenlied (1778) „In den Gesängen Luthers seiner Mitgehülfen und Nachfolger: welche Seele welche ganze Brust ist in ihnen! Aus dem Herzen entsprungen gehen sie zu Herzen . . . daß man sich immer im Lande der geglaubten Wahrheit in Gottes Gemeine im freien Raume außer seiner alltäglichen Denkart . . . fühlt. Eins geworden mit vielen Andern die Ein Anliegen mit uns vor Gottes Thron treibt und einerlei Bekenntniß eine Hoffnung ein Trost beseelt, fühlt man sich wie in einem Strome zur andern Welt hin, fühlt was es sei: ich glaube eine christliche Kirche und ein ewiges Leben." —

**) Reinen unschuldigen liebevollen Kinder-Sinn machte er überhaupt (nach dem Vorbilde des Heilandes) zur Bedingung alles ächten Verständnisses der Bibel und der Religion: „Liebe ist's — sagt er in der Erklärung des hohen Liedes 1778 — die sich über alles Schöne und Gute freuet, die es zu sich, sich zu ihm stimmt, zur Harmonie dem Kinde des Himmels . . . „Zu allen Zeiten hat sich die kalte Heuchelei, das gezierte Grab voll Todtengebeinen und alles Unflathes, an nichts so sehr als an Liebe geärgert, an Liebe Gottes und des Menschen. Auch das Hohelied und die zärtesten Ausdrücke der Bibel und christlicher Lieder, sobald sie nur Braut und Verlobung nennen, dünkten ihr unerträgliche Sprache. Du Heuchler, ärgert dich dein Auge so reiß es aus! . . . „Stellet zwei Kinder zusammen und lasset sie die Bibel, selbst das Hohelied Salomons in ihr lesen. Das Eine das (Unschuldsengel) noch das Angesicht Gottes im Himmel schauet, wird lesen ohne sich zu ärgern, wird sich — ohne zu wissen warum und worauf — freuen und als eine Sprosse des Paradieses emporblühen. Das andre, der philosophische Bube . . . wird sich gewiß ärgern. Er sei mein Sohn nicht!" —

Die Religion, bisher von Leben und Bildung abgetrennt, wurde hier mit beiden innig verwoben; im Herzen der National-Literatur hat er ihr mit würdigen Händen einen Altar errichtet. In der Erklärung der Schöpfungsgeschichte (Genesis I.) heißt es vom Lichte als dem Symbole der Gottheit:*) „Der hier in meinem Haupte aufgeht, der

---

*) Der herrliche Natursinn (diese größte Gottesgabe jeder wahren Dichter-Seele) der in diesen Herder'schen Blättern lebt, hatte auf der großen Seereise nach Nantes neue Nahrung und Schwung erhalten: „Nie können Sie sich — schreibt er in der Sammlung: „Von deutscher Art und Kunst“ — die Wirkung einer solchen etwas langen Schifffahrt so denken wie man sie fühlt. Auf einmal aus Geschäften Tumult und Rangspossen der bürgerlichen Welt, aus dem Lehnstuhl des Gelehrten und vom weichen Sopha der Gesellschaften weggeworfen, ohne Zerstreuungen Büchersäle gelehrte und ungelehrte Zeitungen über einem Brette auf offenem allweiten Meere . . . mitten im Schauspiel einer ganz andern lebenden und webenden Natur, zwischen Abgrund und Himmel schwebend, täglich mit denselben endlosen Elementen umgeben, und dann und wann nur auf eine neue ferne Küste auf eine neue Wolke auf eine ideale Weltgegend merkend — nun die Lieder und Thaten der alten Skalden (Ossians) in der Hand, ganz die Seele damit erfüllet an den Orten wo sie geschahn . . . . glauben Sie, da lassen sich Skalden und Barden anders lesen als neben dem Katheder des Professors.“ — Ebenso in seinem Reise-Journal: „Was giebt ein Schiff das zwischen Himmel und Meer schwebt nicht für weite Sphäre zu denken! Alles giebt hier dem Gedanken Flügel und Bewegung und weiten Luftkreis! das flatternde Segel das immer wankende Schiff der rauschende Wellenstrom die fliegende Wolke der weite unendliche Luftkreis! auf der Erde ist man an einen todten Punkt angeheftet. — . . . „Nun trete man mit einmal heraus — welch eine andre Aussicht! Wo ist das feste Land auf dem ich so fest stand? und die kleine Kanzel und der Lehrstuhl worauf ich mich brüstete? wo sind die vor denen ich mich fürchtete und die ich liebte? — „O Seele, wie wird's dir sein, wenn du aus dieser Stadt heraustrittst? Der enge feste eingeschränkte Mittelpunkt ist verschwunden, du flatterst in den Lüften oder schwimmst auf einem Meere — die Welt verschwindet dir, ist unter dir verschwunden!“ —

Dieser innige religiöse Natursinn erhielt sich, als das Ursprüngliche in Herder's Seele, bis an sein Ende. „Sehen Sie gen Himmel — sagt er mehr als zwanzig Jahre nach jener Seereise 1791 — Gottes Sternenschrift, die Urkunde unserer Unsterblichkeit, die glänzende Charte unserer weiteren Wallfahrt! Wo endet das Weltall? und warum kommen von dorther vom fernsten Stern zu uns Strahlen herunter? warum sind dem Menschen die Blicke und der flammende Flug unsterblicher Hoffnungen gegeben? warum deckt uns Gott, wenn wir tagüber vom Strahl der Sonne ermattet und an unsern Staubklump gefesselt waren, Nachts dieses hohe Gefilde unendlicher ewiger Aussich-

mich erleuchtet, den ich hier in meinem Herzen wärmend und schlagend fühle, ist Gott! hier das Göttliche im Antlitz des Menschen. Das Licht auf seiner Stirne, der Glanz die Wonne seines Auges — — Licht des Antlitzes, Glanz des Unsichtbaren, Gott! Was dort in der ganzen Natur lacht und lebt, Ideen giebt, frohlocket erzeuget wärmet — ist Licht, ist Gott! Welch ein Wunder um uns ein Lichtstrahl! Ohne ihn die ganze Schöpfung Nacht Tod Kluft, von Erde zu Himmel Grab und Abgrund — — Ein Lichtstrahl kommt! woher? aus welcher Tiefe? wie schnell, wie fein! urplötzlich da, und welche neue Welt mit Einem neuen Sinn für alle Sinne! — — Wenn je die Wunderkraft Gottes, sein Dasein und sinnlichste tiefe Wirkung zergliedert werden könnte — aber wir werden's nie! Mögen sie das Licht messen und spalten, in ihm Farben und Zauberkünste finden, damit brennen und zerstören, in Stern und Sonne steigen — große Entdeckungen des menschlichen Forschungsgeistes und ein göttliches Creditiv seiner Rechtmäßigkeit und Würde — Gefühl ist etwas anders! Empfindung Gottes in diesem seinem ersten ungebornen Kinde, dem reinsten Ausfluß seines Wesens, dem entzückenden Strom der sich durch alle Schöpfung, durch Herzen und Seelen unerforschlich ergeußt, Organ der Gottheit im Weltall — — Alle feineren Seelen fühlen die Wunder des Gesichts tausendfach mannigfaltiger und inniger als sie beschrieben werden können." — Wer schildert das Göttliche im menschlichen Dasein und Wesen lebendiger als Herder, wo von der Erschaffung des Menschen die Rede ist: „Wo ist sinnlicher Zweck des Allen? Einheit? — wo Etwas das gewissermaßen alle genieße, Blick der sie alle sammle? Herz das sie alle fühle? — — Die Gottheit berathschlaget, noch schlafen die Kräfte der neuen Schöpfung! Diese Gestalt im Bilde wäre sodann unendlich schöner und lebender als Fluren Hain und Gebirg! — — In ihn gleichsam der Gedanke, die Schöpfungs- und Herrschungsgabe des Unsichtbaren gesenkt! — — Was wäre die ganze Natur gegen diese menschliche Seele, rathschlagend wie er! schaffend, herrschend, das sichtbare Ebenbild der Gottheit! — Rathschlag ist vollendet — Gott schuf den Menschen sein Bild; er schuf ihn zum Gleichniß Gottes — einfältig edel und aufschließend für die Natur des Menschen. Siehe da seinen Körper, die aufgerichtete schöne erha-

---

ten auf? Verloren stehen wir im Heer der Welten Gottes, im Abgrund seiner Unendlichkeit ringsum verloren!" —

bene Gestalt, nur Hülle und Bild der Seele, Schleier und Werkzeug der abgebildeten Gottheit! *) Wie spricht sie von diesem menschlichen Antlitz in tausend Sprachen herunter! offenbart sich darin wie in einem Zauberspiegel, die gegenwärtige, aber verborgene Gottheit! So unnennbares Himmlische im menschlichen Auge, das Zusammengesetzte aller Züge und Mienen — so zeichnet sich die unanschaubare Sonne im kleinen trüben Wassertropfen! die Gottheit in eine grobe Erdgestalt verschattet! — — Abgrund des Alles und unsichtbare Quelle die menschliche Seele! Ein verborgener Engel im Menschengewande, Gottes Bild! Welch ein Ueberirdisches, immer Unerreichtes in seinem ganzen Erdenleben! Großer Plan und zusammengeschlungener Knote! Ist niemals da wo er ist; genießt nur immer in Gedanken. Im tiefsten Thale des Kummers blickt er über die Welt heraus: Ewigkeit hat der Herr in seine Seele gegeben!" —

Wo er endlich den ganzen Werth jener dunkeln, tiefsinnigen Ueberlieferung überschaut, **) ruft er bewundernd aus: „Heil ihnen, den

*) Wer hört hier nicht den Schüler Winckelmann's sprechen? Dies künstlerische Auge für das Erhabene Göttliche der menschlichen Gestalt, des menschlichen Bildes als eines Tempels der Gottheit — dies Auge, wie Herder es besaß, war ein unwidersprechliches Resultat der innigen Berührung des christlichen und antiken Geistes, die in H. in so eigenthümlicher, selbständiger Weise sich vollzog. —

**) Kant hat in einem Briefe an Hamann (8. April 1774) den Versuch gemacht: die Dichtersprache Herder's (in dieser Schrift) in Kantische Sprache zu übersetzen, wobei er sich nur an das Gerippe des Buchs (eine Hypothese deren Werth sehr zweifelhaft, und worin wir die Bedeutung der „ältesten Urkunde" keineswegs suchen) hielt: „Das Thema des Verfassers ist zu beweisen daß Gott den ersten Menschen in Sprache und Schrift und vermittelst derselben in den Anfängen aller Erkenntniß oder Wissenschaft selbst unterwiesen habe. Dieses will er nicht aus Vernunftgründen darthun . . . er will es auch nicht aus dem Zeugnisse der Bibel . . . sondern aus einem uralten Denkmahle fast aller gesitteten Völker beweisen, von welchem er behauptet: daß der Aufschluß desselben im ersten Capitel Mose ganz eigentlich und deutlich enthalten und dadurch das Geheimniß so vieler Jahrhunderte entsiegelt sei. Die Mosaische Erzählung würde dadurch einen unverdächtigen und völlig entscheidenden Beweis einer ächten und unschätzbaren Urkunde bekommen, der nicht auf die Hochachtung eines einzigen Volkes sondern auf die Einstimmigkeit der heiligsten Denkmahle welche ein jedes alte Volk von dem Anfang des menschlichen Wissens aufbehalten hat, und die insgesammt dadurch enträthselt werden — gegründet sei. Also enthält das Archiv der Völker den Beweis der Richtigkeit und den Sinn dieser Urkunde." — —

Kindern Gottes, den einfältigen Schülern der großen allweiten Natur die ihn fühlten! — — Welche göttliche Kenntniß die der Kindheit des menschlichen Geschlechts nicht daher ausgienge! Allgefühl Gottes in der Natur, die simpelste Andacht in seinem heiligen Tempel! Tägliches Wandeln in seiner Gegenwart, in den Wirkungen seines Worts und Segens! — Welche menschliche Kenntniß, die ihnen nicht daher ausgienge! Rathschluß Gottes über sich zu hören und zu verehren; göttliche Gestalt in sich zu erkennen; Gottes Stelle zu vertreten, zu herrschen, zu walten, wirksam, still und verborgen wie er in der Natur u. s. w. Von dem Geist webte und glühte das ganze Stück — so unterrichtet Gott! — — Wer hätte Gott so erkannt, wenn er sich nicht offenbart hätte? — — Man sehe nur an: die Zeiten der höchsten Aufklärung und Erleuchtung, wohin, zu welchem Zustand des Lasters und Unglücks haben sie das Bild Gottes, die menschliche Natur erniedrigt! — — Willst du dir die älteste, schätzbarste Urkunde die wir besitzen, erklären fühlen darnach handeln: verlaß und verbrenn alle diese Metaphysiken; in der Morgenluft webt der göttliche Commentar über das erste Capitel des ersten Buchs Moses." — Mit edler Beschämung schließt er den ersten Theil: „Wie schlage ich die Augen nieder, wenn ich jetzt meine Arbeit sehe! — Allerdings mußte ich für eine Zeit reden wo für viele selbst dies Geschwätz noch nicht deutlich, erklärend und beweisend genug sein wird; für eine Zeit die alle Kraft in Licht, alle Beredsamkeit in Perioden der Worte und ja alles Gründliche der Beweise in Argumentationen setzt; wo ich so tief anzufangen, so weit her wegzuräumen, so sehr in's Ohr zu schreien, so oft erst Ohr und Auge zu reinigen hatte, wenn ich nicht alle Wirkung, — auch selbst die schlechteste, leerste von allen — Aufklärung verfehlen wollte.

„Und das ist unsers Verfassers Meinung . . . daß das erste biblische Capitel nicht die Geschichte der Schöpfung sondern unter diesem Bilde (welches auch überdem die natürlichste Ausbildung der Welt vorstellen mag) eine Abtheilung der von Gott dem ersten Menschen gegebenen Unterweisung gleichsam in sieben Lektionen (!) vorstelle, wodurch er zuerst zum Denken hat geleitet und zur Sprache gebildet werden müssen, so daß hiemit der erste Schriftzug verbunden worden, und die sieben Tage selbst . . . . ein herrlich Mittel der Erinnerung, zugleich auch der Chronologie Astronomie u. s. w. gewesen sei." — (Kleuker und seine Freunde, Von Ratjen. S. 208 ff.)

Wo bin ich also an Kürze Einfalt, an stiller reger Wirkung gegen mein Vorbild geblieben?" — *)

Auch das Christenthum strebte er auf seine ursprüngliche Absicht, seinen ersten thätigen Sinn zurückzuführen: „Das Vorbild der ächten Gottesreligion die den Vater als Kind verehret, und ihn in seinen Kindern liebet — ist in der Denkart und im Leben Christi vor uns; und keine Religion verdient diesen Namen als die er selbst hatte, selbst glaubte, selbst übte." — **) Dazu giebt eine andre Stelle die weitere Ausführung: „Die Lehre Jesu ist sehr kurz: seid Himmel und nicht Erde! Seid wie Gott wirksam, gütig und verborgen, und lernet's an mir, seinem Bilde! Euer Wesen sei Leben Liebe Demuth, und der Weg dahin Selbstverleugnung Reinigung und Tod." — Darum war ihm ein blos gelehrtes, kritisirend anatomisches Verhältniß zum Geist

---

*) Von der Stimmung in welcher er dies Werk ausarbeitete (im Sommer 1773) erzählt seine Biographin: „Seine damals so rein erhöhte Seele, die glückliche Veränderung seiner häuslichen Lage, seine feurige Phantasie sein glühender Eifer für das Gute hoben ihn zum Gipfel der Begeisterung für die Religion und für die Läuterung ihrer Begriffe aus den Urquellen. Sie wurde wie nur aus Einer Empfindung in einem Guß und Athem niedergeschrieben . . . Er war in der schönsten Stimmung: heiter ernst still-erhaben." —

**) Diese letzten Worte erinnern an Lessing's Unterscheidung von Religion Christi und christlicher Religion. An Lessing erinnert überhaupt sehr Vieles bei Herder; in mancher Beziehung war der Eine nur die Fortsetzung die Ergänzung des Andern.

Seit Herder's Besuch in Hamburg 1769 bestand auch ein persönliches Verhältniß beider Männer das sich mehrmals in freundschaftlichen Briefen aussprach. — Lessing's geistiges Vermächtniß im Nathan machte Herder in späteren Jahren zu dem seinigen: „Vor zwanzig Jahren — sagt er in der Adrastea III. Werke zur Liter. und Kunst XVII. — schrieb Lessing ein Stück: Nathan der Weise . . . eine dramatische Schicksalsfabel die zu dem edelsten Zwecke gewebt ward . . . Um ein Mährchen von drei Ringen schlingt sich das dramatische Mährchen, ein reicher Kranz von Lehren der schönsten Art, der Menschen-Religion und Völker-Duldung. Im Kampf aller Parteien und Religionen . . . wird dieser Kranz von den verschiedensten Händen geflochten; alle rufen uns zuletzt das höchste Wort des reinsten Schicksals zu: Ihr Völker duldet euch! Ihr Menschen verschiedner Sitten Meinungen und Charaktere helft vertragt euch, seid Menschen! — Ein ewiger Denkspruch für unser Geschlecht in allen Klassen Religionen und Völkercharakteren. Die Menschenvernunft und Menschengüte die in diesem Drama die Wage halten, bleiben die höchsten Schutzgöttinnen der Menschheit." —

der Schrift so sehr zuwider: „Es ist nicht gut — meint er — wenn der erste Blick des Jünglings bei so einfältigen herzlichen Schriften wie die des N. Testaments gar zu kritisch wird, oder sich bei Nebensachen zu gelehrt verweilt.“ — „Kein Buch in der Welt — liest sich gut ohne innre Lust und Freude. Wer den Homer nur kritisch als Pedant oder Schulmeister liest, liest ihn gewiß schlecht, und wird nicht was er in sich hat empfinden, geschweige wer ein morgenländisches Buch das zur Kritik nicht geschrieben ist, wer Gottes Wort so lieset.“ — Aus demselben Grunde warnt er davor, die Religion auf den Markt der Disputirkünste zu ziehen, statt sie in Gefühl und Leben aufzunehmen: „Fliehe man es wie Pest, über Religion zu streiten! Denn über das was eigentlich Religion ist, läßt sich nicht streiten. Weder wegstreiten noch erstreiten läßt sich's, so wenig man den Geist malen, das Licht hören kann. — Wehe denen welche die Religion nicht anders zu vertheidigen wissen als durch Worte, zumal durch Scheltworte!“ —

Der Geist des Christenthums war ihm nicht sowohl eine Lehre *)

---

*) Auch hiebei ist freilich der merkliche Unterschied zwischen dem früheren und dem späteren Herder nicht zu übersehen. Die fast ausschließliche Geltendmachung des Christenthums nach der ethisch-praktischen Seite, während Geschichte und Lehre, die historische und dogmatische Ueberzeugung nicht selten beinahe preisgegeben werden — darf man nicht bei dem Herder der Siebziger- (1770—79) sondern der Achtziger- und Neunziger Jahre, nicht bei dem Bükeburgischen sondern bei dem Weimarischen Herder suchen. In den „Provinzialblättern an Prediger“ (1774) ruft er aus: „Ohne Glaubenslehre ist keine christliche Moral möglich, und der Prediger ist ein Christ; kein Lehrer der Moral sondern Diener der Religion Verkündiger des Wortes Gottes.“ —

„Er ist kein Uhrtreiber moralischer Pflichten und bürgerlicher Tugend sondern Prediger des göttlichen Worts das er . . . zu erhalten zu erklären den ganzen Geist davon der mehr als Moral ist, anzuwenden hat, auch wo nicht gleich unter seinen Augen die moralische Folge hervorspränge.“ — „Ist Moral die Hauptsache des Predigers, und etwa Bibel und Rede Jesu nur Citatum, was so von Gott kommt wie alle wahre Wahrheit von Gott kommt: lebe wohl Christenthum Religion Offenbarung! die Namen werden höfliche Maske, und das ist insofern Alles!“ — „Den Christen ist die Offenbarung nicht Aufgehänge zur Moral, Licht das mit anderm Lichte doch auch Licht giebt sondern Thatsache Grund des Glaubens und seiner Pflicht, Gebäude der Entwicklung des Menschengeschlechts in die Ewigkeit hinüber! Als solcher ist ihm Jesus nicht etwa auch ein guter Mann und Lehrer guter Moral sondern Erlöser der Welt, Mittelpunkt

als ein liebevoll thätiges, sich selbst vergessendes Dasein; die unsichtbare überall verbreitete Gemeinde der so Gesinnten, so Handelnden war ihm das göttliche Reich, und der eigentliche Zweck der Weltordnung. Auf diese Idee kömmt er am liebsten zurück; sie war der leitende Gedanke seines religiösen Lebens und Forschens: „Da bessern wo niemand bessert, da helfen wo niemand hilft, — sich der Menschheit annehmen

---

des menschlichen Geschlechts, Vorbild christlicher Vollkommenheit in die Ewigkeit hinüber." —

Auf diese und ähnliche Stellen hat Schenkel (in der Streitschrift „Die protestantische Geistlichkeit und die Deutschkatholiken. Nebst einem Anhange über den Standpunkt des positiven Christenthums." Zürich 1846) mit Recht ein großes Gewicht gelegt, sobald es sich nämlich darum handelt: den ganzen Herder kennen zu lernen. Gervinus dagegen will von diesem früheren Herder nichts wissen, um den späteren „den Coryphäen des Rationalismus" nennen zu dürfen. In seiner Entgegnung gegen Schenkel („die protestantische Geistlichkeit" u. s. w. Heidelberg 1846) verweist er jene Citate in die „Lavater'sche Periode prophetisch-theologischer Schwärmerei"; er dagegen pflege sich an den „Herder der zweiten Periode, den Herder der christlichen Schriften" zu halten; dieser sei der Coryphäe desjenigen Rationalismus der nicht Bahrdt'sche Gemeinheit noch ein trockenes System der Schule sondern ein Princip der vernünftigen Forschung bei der Auslegung der Bibel sei. —

Hiemit ist indessen noch nicht von ferne entschieden: ob es besser und fruchtbringender sei, sich (wie Schenkel) an den Herder der ersten, oder (wie Gervinus) an den Herder der zweiten Periode zu halten. Denn ein Machtspruch: „ich pflege mich an den zu halten" hat noch keine Ueberzeugungskraft; hier kommt vielmehr nichts geringeres als die Totalität der Gesinnung und ganzen Weltansicht in Frage.

Auf unserm rein geschichtlichen und betrachtenden Standpunkte müssen wir uns damit begnügen: beide Perioden zu charakterisiren und auseinanderzuhalten. Doch wäre es der Mühe werth zu untersuchen, warum der Historiker Niebuhr meinen konnte: „das Große was in Herder lag, sei in der späteren Periode seines Lebens verdunkelt worden, während der Historiker Gervinus sich mit der entschiedensten Vorliebe nur an diese spätere Periode halten will? — Uebereinstimmend mit Niebuhr meint auch F. H. Jacobi (in einem Briefe an Kleuker 24. Juni 1793) „Es ist schrecklich daß man in dem Grade von sich abfallen kann wie Herder von sich abgefallen ist!" — „Wie H. denkt, ist aus dem vierten Theil seiner Ideen zu sehen. Schwerlich wird er sich von dem Publiko dessen Mann er nun einmal geworden ist, wieder losreißen können." — (1792.)

Und Kleuker selbst (in seinen „Briefen über die Herder'sche Schrift: Von Gottes Sohn der Welt Heiland") deutet gewiß nicht ohne Grund darauf hin: „daß der Geist Gibbons später vielleicht etwas zu stark auf Herder gewirkt habe." —

wo und wie sie gefangen liege, darbe, geistig oder leiblich, in Sachen des irdischen oder ewigen Lebens: das ist Christenthum, das ist Geist seiner Lehre, seines Lebens, seiner ewigen Belohnung. Wo in der Welt diese stille Saat reiner verborgener Thaten auch unter Schnee und Dornen blühe, wird Christus sie finden, und in seine Erndte sammeln. — — Das wahre christlich Gute, im Stillen gethan, aus Liebe zur Wahrheit, zur Beihülfe der Menschheit: es hat von jeher die Welt erhalten und erhält sie; es geht nicht unter. Die künftige Welt wird nur aus dem bestehen was in dieser reell, das ist ächtes Christenthum war, und als solches in sie übergehen konnte. Die verborgene Saat wird alsdann offene Erndte." — Aus seiner tiefsten Seele kam jenes Wort in einem seiner Lieder:

„König, laß von deiner Salbung
Einen Odem mich durchwehn,
Und die Stille deines Reiches
Mir durch Herz und Seele gehn;
Laß mich sterbend, laß mich lebend
Mit dein Reich von ferne sehn!" —

In dieser Auffassung des Christenthums gieng Herder später so weit: daß er die Fortdauer desselben sich unabhängig dachte vom Verhältniß zu seinem Stifter: „Der Bosheit selbst unüberwindbar, der verachtenden Schmach unbezwinglich, ist sie (die christliche Religion) auf Selbstverleugnung gebaut, und wird nur durch diese befestigt." — „Ob hiebei der Name Christi litaneimäßig genannt werde, ist dem Erhöheten gleichgültig. Wer Schlacken von Gold zu unterscheiden vermag, wird sich nicht irre machen lassen, und den Helden der Menschengüte, den stillesten Wohlthäter seines Geschlechts in seiner Art d. i. schweigend und nachahmend ehren. Am Namen „Christianer" liegt wenig; gehe dieser unter oder bleibe. — Von Schlacken gereinigt, kann seine Religion nicht anders als die Religion reiner Menschengüte, Menschenreligion heißen." — Hier berührt Herder eine Grenze seines Bewußtseins, die unsre Zeit nicht mehr mit ihm gemein hat; er scheint zu verkennen daß das Christenthum ohne ein inniges Bewußtsein von der Bedeutung seines Stifters seinen sittlichen Nerv und seinen geschichtlichen Grund verlöre. Indem er die Verkehrtheit bekämpfte welche den Geist der Religion in ein System von Lehrsätzen zu bannen glaubte, verpflanzte er sie zu ausschließlich auf das praktische Gebiet; er vergaß daß die entscheidenden christlichen Ideen sich um Wort und Geschichte des Erlösers wie um ihren Quellpunkt herumlagern, und daß ohne die Quelle

des Glaubens, d. i. der im Anschauen des Erlösers genährten Gesinnung auch der Strom christlicher Thätigkeit bald versiegen würde. Ueberhaupt darf man zur Lektüre Herderischer Schriften durchaus nicht mit der Erwartung treten: eine zusammenhängende, zum Abschlusse führende Gedankenreihe, ein durchdachtes System von Ideen anzutreffen; auf geschichtliche und philosophische Zweifel wird er selten eine befreiende Antwort ertheilen. Wem aber jene Zweifel noch gar nicht erwacht sind, oder wer sie überwunden hat, den wird das Beste aus Herder's Schriften wie eine Harmonie erquicken die sein Inneres reinigt und befruchtet.

Für die Wendung die Herder's Gedankengang und religiöse Ueberzeugung in seiner späteren Zeit nahm, sind die „Gespräche über Spinoza's System" (1787 und 1800) höchst beachtenswerth.*) Geht auch daraus beim ersten Anblicke eine entschiedene Befreundung Herder's mit Spinoza hervor: so überzeugt man sich doch bald daß er auch hier als freier religiöser Dichter verfuhr der mit Hintansetzung der strengen Systemsprache überall die seinem Wesen verwandten und zusagenden Gedanken herausfühlte und zur Uebereinstimmung mit seinen Ideen zu verschmelzen wußte. Darum ist der Herder'sche Spinoza ein andrer als der Lessing'sche und ein von dem Jacobi'schen sehr verschiedener.**)

---

*) In der Biographie bemerkt Frau v. Herder hierüber: „Als er die Gespräche über Gott schrieb, lebte er ganz in diesen schönen Gedanken, und schrieb das Buch mit der frömmsten Seele die Gott überall findet und sich eins mit ihm fühlet. O welche entzückende Tage welche erhabene Empfindungen gab uns dies Buch, da ich ihm das Manuscript vorlas!" —

**) Viele Freunde der früheren Periode Herder's sahen in diesem Buche einen fremden Geist von dem sie sich wegwandten. Hamann nannte das Buch in Münster geradezu einen „Schuhu"; die Gräfin Reventlow schrieb an Jacobi (Octob. 1787) „Herder's „Gott" hat mich sehr befremdet ... Wenn ich so unter den Blumen umhergehe, grauet mir oft vor dem Abgrunde welchen der rosige Schleier decken mögte. Seine Bücher scheinen mir jetzt eine Familie von Kindern die sich einander auffressen." — Jacobi selbst äußerte darüber gegen Kleuker: „Wir leben in einer finstern beklemmenden Zeit. Wenn ein Gott ist der Helfer ist, so wird er ja doch endlich helfen. Einliegend ein Gott (Herder's „Gott" 1787) der kein Helfer ist." — „Die Nothwendigkeit der Erscheinung dieses „Gottes" werden Sie erst recht empfinden, wenn Sie den dritten Theil der „Ideen" gelesen haben. Wir werden nun sehen in wie weit die Demagogen geneigt sind es zuzulassen, daß dem Publikum auf eine solche unverantwortliche Weise Staub in die Augen gestreut werde." — (27. Juni 87.) „Herders Gott — schrieb Lavater an

Wenn er in den „Gesprächen" dem Philolaus den Wunsch in den Mund legt: daß die „schönen Wahrheiten" die Spinoza über Gott die Welt und die Natur des Menschen, über seine Schwachheit und Stärke über den Zustand seiner Sklaverei und Freiheit sage, mehr Ausbreitung und eine tiefere Einwirkung hätten als sie in seinem Buche für die Meisten haben können — so müssen wir das Eine nicht aus den Augen verlieren: daß er sich jene Wahrheiten zuerst nach seinem Sinne zurecht gelegt. Vernunft und Billigkeit — lehrt er — forderten es daß man seinem (Spinoza's) Ausdrucke zurechthelfe, nicht aber sich ausschließend an die härtesten Worte halte; es gehöre ein vorurtheilsfreier liberaler Sinn zur Beurtheilung und Erfassung eines Systems in welchem auf Freiheit und Freude des Gemüths auf wahrhafte Erkenntniß und thätige Seligkeit Alles ankomme. Unerträglich sei ihm darum die Art mit der man „über diesen verlebten stillen Weisen die Urtheile des vorigen Jahrhunderts, des jämmerlichsten Streitjahrhunderts, noch zu unserer Zeit wiederholen wolle." — Die Idee von Gott sei ihm (Spinoza) ja die erste und letzte ja die einzige aller Ideen an die er Welt= und Naturkenntniß das Bewußtsein sein selbst und aller Dinge um ihn her knüpfe; ein Begeisterter für das Dasein Gottes wäre er eher zu nennen als ein Zweifler oder Läugner desselben; so daß alle pathetischen Deklamationen gegen Spinoza blos „mit einem Nebel unbequemer Worte" gefochten!

Kleuker — hat mich tief in Herder's Herz lesen lassen. Wie jedes Herzens Gott, so das Herz." —

Und sechs Jahre später schreibt Jacobi wieder an Kleuker: „Mit welchen Empfindungen (schreiben Sie) mag Herder dergleichen (wie Wieland's „Peregrinus Proteus") lesen, und wie an einem Orte predigen wo ein solcher Peregrinus auf den Toiletten paradirt? Mehrere Stellen in den „Briefen zur Beförderung der Humanität" können Ihnen hierauf die Antwort geben!" —

Herder hatte schon bei der Herausgabe der „Ideen" in der Vorrede (1784) dieser Verkennung seiner religiösen Naturphilosophie vorbeugen wollen: „Niemand irre sich daran daß ich zuweilen den Namen der Natur personificirt gebrauche. Die Natur ist kein selbständiges Wesen sondern Gott ist Alles in seinen Werken. Indessen wollte ich diesen hochheiligen Namen den kein erkenntliches Geschöpf ohne die tiefste Ehrfurcht nennen sollte, durch einen öftern Gebrauch . . . wenigstens nicht mißbrauchen. Wem der Name Natur durch manche Schriften unsers Zeitalters sinnlos und niedrig geworden ist der denke sich statt dessen jene allmächtige Kraft Güte und Weisheit, und nenne in seiner Seele das unsichtbare Wesen das keine Erdensprache zu nennen vermag." —

Auch bei Herder wie bei Lessing war das nähere Verhältniß zu Spinoza von dem Durste nach einer tieferen und weiteren Gottes-Idee als die theologischen und philosophischen Schulen sie boten,*) ausgegangen. Auch er könne (heißt es in den „Gesprächen") so wenig als Lessing die hergebrachten Schulbegriffe von der Gottheit mehr genießen**) das müßige Wesen das außerhalb der Welt sitze und sich selbst beschaue, sowie es sich Ewigkeiten hindurch beschauete ehe es mit dem Plane der Welt fertig ward, — sei nicht mehr für ihn. Ein lebendigeres innigeres Erfassen des in der Natur und im Menschen sich offenbarenden und gegenwärtigen Gottes glaubte er in den Grundgedanken Spinoza's zu erkennen, Gedanken von denen man nur den Schulstaub (die Formeln des Cartesianismus) abzustreifen brauche, um das Eigenthum „aller Geister zu werden die wahrer Ideen d. i. des Verstehens fähig seien."***) Dabei meinte er an den Folgerungen des consequenten Pantheismus mit dichterischer Zuversicht vorübergehen zu können: man habe keine blinde Nothwendigkeit nöthig um „jene lichtvolle wirkende Nothwendigkeit zu verehren die durch die Natur ihres Wesens ist und denkt und will und wirket." — Wirklichkeit Realität thätiges Dasein sei der Hauptbegriff bei Spinoza;

---

*) Alles sogenannte reine Denken in die Gottheit hinein — hatte er noch 1778 in der Schrift: „Vom Erkennen und Empfinden der menschlichen Seele" gesagt — ist Trug und Spiel, die ärgste Schwärmerei die sich nur selbst nicht dafür erkennet. Alle unser Denken ist aus und durch Empfindung entstanden, trägt auch trotz aller Destillation davon noch reiche Spuren. Die sogenannten reinen Begriffe sind meistens reine Ziffern und Zeros von der mathematischen Tafel." —

**) Wenn er aber einmal (in den „Ideen" I. 1784) Gott als „den unsichtbaren hohen Genius unsers Geschlechts" anredet: so nähert er sich schon, ohne es zu wollen, zu sehr jener feinen Grenzlinie, hinter welcher der lebendige Gott des christlichen Glaubens in der idealisirten Menschheit unsrer jungen modernen Philosophen verschwimmt. — Und doch wäre für Herder's Seele nichts grauenvoller gewesen als ein Gott zu dem sich nicht aus vollster Seele beten ließe. —

***) „Sie entsagten der dichtenden Imagination und schieden sich von Blendwerken und Wortlarven. Verstandene Begriffe sind dem Spinoza das Wesenhafte Lebendige Wahre; Bildworte gelten ihm nichts ... „Spinoza's Philosophie war lange vor ihm und wird lange nach ihm bleiben .... Der innere Glaube nämlich an eine einzige lebendig empfundene Allem zum Grunde liegende Idee des Wahren Guten und Schönen ohne welche all unser Sprechen und Schreiben Tand bleibet.

Gottes Existenz aber sei ja die Wirklichkeit selbst, Urgrund aller Wirklichkeiten, Inbegriff aller Kräfte, ein Genuß der über alle Begriffe gehe. Die höchste Kraft müsse sich selbst kennen, sonst sei sie eine blinde Macht die sich selbst weder genießen noch gebrauchen könne, der die innigste wahrste Wirklichkeit fehle. — Auch das einzige und ewige Prinzip der Individuation sehe er im System Spinoza's an einem Faden entwickelt der uns in unser innerstes Selbst leite. Je mehr Leben und Wirklichkeit ... ein Wesen habe, desto mehr sei es Individuum Selbst, und das eben sei unsre Aufgabe: „unser wahres Selbst aufwecken und stärken." — *)

Oft schon ist ihm zum Vorwurfe gemacht worden, **) daß seine Religiosität in der späteren Periode seines Lebens sichtlich ermattet sei, ja im Wesentlichen sich verflüchtigt habe. Die Einen brachten es mit seiner Stellung in Weimar in Verbindung, andre mit dem Tode Hamann's, des älteren Freundes, dessen geistige Uebermacht ihn nun nicht mehr zurückgehalten habe. — Thatsache ist daß in seinen späteren Schriften sich eine immer stärker ausgesprochene Veränderung nachweisen läßt; die hohe ahnungsvolle Sprache wird oft in verständliche aber unbedeutendere Entwickelungen übersetzt, mit einzelnen Anflügen von Begeisterung durchwirkt. Und in dem Maße wie ihm das Geschichtliche der Religion zurücktritt, sucht er in den Fingerzeigen der von ihm eifrig beobachteten Natur den Anhalt für seine religiöse Ueberzeugung. Zur

---

*) „Je mehr Geist und Wahrheit d. i. je mehr thätige Wirklichkeit Erkenntniß und Liebe des Alls zum All in uns ist, desto mehr haben und genießen wir Gott als wirksame Individuen, unsterblich unzertheilbar. Nur der in dem Alles ist, der Alles hält und träget, darf sagen: Ich bin das Selbst; außer mir ist keiner." („Gott. Einige Gespräche über Spinoza's System." — Werke z. Phil. und Gesch. IX. 275.)

**) Niebuhr, in den „Lebensnachrichten": „Ich erkenne gern das Große „was in Herder lag, und das ist auf seinem Sterbebett wieder recht klar ge„worden. In der spätern Hälfte seines Lebens war es verdunkelt ... H. war „sich nicht mehr ähnlich, als er aufhörte religiös zu sein ... Da entstand „ein Zwiespalt in ihm, der ihn folterte, solange Hamann lebte, und nach „dessen Tode damit endigte, daß er poetisch-religiöse Wortspiele machte ... „Immer wollte er noch eine Harmonie mit seinen früheren Tönen erhalten, „und war doch ein ganz anderer Geist in ihn gekommen. Er war stolz und „herrschsüchtig ... Er ist nur da einwirkend und freilich tief ergreifend, wo „er unbestimmt und ahnend redet und Gefühle weckt." — So viel Wahres auch in diesen Vorwürfen liegt, so war doch Niebuhr nicht der zum ganzen Verständniß eines Herder organisirte Mensch.

Erklärung dieser Veränderung bedarf es aber keiner äußern Veranlassung. Jener Uebergang*) war in seiner Bildung und im Wesen seiner Reli-

---

*) Will man sich diesen Gegensatz der ersten und zweiten Periode mit einem Blicke vergegenwärtigen, so halte man etwa folgende Stellen gegeneinander. Zuerst ein Wort aus der früheren Zeit (Aus der Erklärung der Apokalypse: „Das Buch von der Zukunft des Herrn, des neuen Testaments Siegel.“ 1779) „Was wäre aber Christenthum, wenn's nicht der reine stille schlichte Sinn, der um Jesu willen ertragende, Gutes zu thun nie matte Geist wäre der in diesen Briefen rufet? Seit wann stimmt Christus und Belial zusammen? . . . Wenn wir das Hurengemisch aller Religionen und die schönen Künste Baal Peors, Satans Thron und Satans Schule und Satans Weisheitstiefen hoch und selig preisen: haben wir nicht Christi ihnen entgegengesetztes Wort und Leben vor uns auch außer diesem Buche? — Wenn endlich keine Stimme des Geistes in der Christenheit mehr sein soll, kein Vorgefühl des Himmels keine Hoffnung und Anschauen des künftigen Lohnes, dem matten Wanderer dem strebenden Ueberwinder soll kein Laut aus jener Welt keine Stimme der Aufmunterung, hinüber zu ringen werden; Christus der vorhergieng soll abwesend soll entschlafen sein, ihm weder Krone noch Lohn zeigen — so lebe wohl erstorbenes Christenthum! dein Baum und deine Wurzel sind verdorret! Du hast nichts als eine langverlebte zum Mährchen gewordene Geschichte, keinen Christus der bei dir ist, der zu dir spricht, keinen Geist seines ewig lebendigen Wortes!“ —

Stärker und zugleich seelenvoller kann der religiöse Unterschied zwischen göttlicher Offenbarung und menschlicher Doktrin nicht ausgesprochen werden als in obigen Worten — Nun aber gehe man um zwanzig Jahre weiter, und höre Herder wieder reden (Am Bußtage 6. April 1798) „Im Leben und im Tode Jesu muß uns eine Wahrheit erscheinen, die uns über uns selbst und über unser Geschlecht Aufschluß Ermahnung Warnung giebt, die uns demüthigt um uns zu erfreuen und zu veredeln, die uns also wirklich mit Gott aussöhnet . . . Und wenn der Glaube an Jesum uns lebenslang diese Religion des Herzens, die Bildung unsers innern Sinnes nach seinem verdienstvollen und lehrreichen Vorbilde sein soll: wie angelegentlicher muß uns diese Religion an dem Tage werden der sein heiliges Leben schloß!“ — Oder später (16. April 1802) „Der Stifter unsrer Religion war dieses wirksamen Andenkens für die Menschheit voll, sonst wäre er nicht Erlöser der Menschen worden . . . „Heiter traute er's der Vorsehung zu, daß wenn er gleich in seinen letzten Augenblicken von ihr verlassen schien, dennoch sein lebendiger Keim fortblühen werde . . . Und zwar wollte er in den Seinigen nicht anders fortleben als durch seinen Geist durch thätige Gesinnungen und Bestrebungen durch seine ganze wohlthätige Handlungsweise.“ — „Alle vor ihm stehenden Schrecken des Todes und Dunkelheiten der Zukunft überwand er (Christus) durch Glauben Liebe und Hoffnung“ u. s. w. —

In solchen Stellen (die sich noch außerordentlich vervielfältigen ließen) ist das was dem Christenthum den Charakter der vollendeten Religion, der höch-

giosität gegründet. — Da er zu den intuitiven Naturen gehörte die den Glauben, die Wahrheit durch einen unmittelbaren ersten Geistesblick gefunden haben und sie mehr im Gefühle als in der Erkenntniß besitzen — so hing Alles davon ab, ob diese Unbefangenheit des Gefühls, diese Sicherheit des innern Sinnes ihm sein ganzes Leben hindurch unangefochten bleiben würde. Seine Stellung und Bildung, seine Gegner und sein eigenes Streben machten ihm dies wohl unmöglich; er mußte daran denken für sein Ahnen und inneres Schauen eine Unterlage in Begriffen und Gedanken zu bauen, jene in diese umzusetzen. Dieser den ganzen Menschen bearbeitende Akt, wo das Unendliche in uns endlich und anschaulich zu werden sucht, ist bei so zart organisirten Naturen wie Herder oft auf Jahre hin eine schmerzliche Einbuße an innerem Gehalt; auch von Lavater sind schneidende Klagen über jene Erfahrung aufbehalten. Und wie wenig wurde Herder bei jener inneren Umwandlung von seiner Zeit gefördert! Lange Zeit stand er mit seinen Bedürfnissen und Absichten allein; auf den letzten Sinn seines Strebens vermochten Wenige einzugehen. Wer mag ihn anklagen, wenn er auf diesem mühevollen einsamen Wege oft seiner Aufgabe unterlag? Er selbst empfand dies am tiefsten, als er in Rom dem Liede, welches sein innerstes Lebensbekenntniß enthält, die Worte anvertraute:

„Ach! wär' ich, wozu mich dein Blick bestimmte,
Was sein zu sollen tief in mir ich fühle!
Ich irre noch, ich irre fern vom Ziele,
Und mancher Funk' erlosch, der in mir glimmte!“ —

Aber auch damals blieb ihm der wahrste Anker, der letzte Aufschluß seines Daseins unangefochten:

„Wenn Alles weicht, sollst Du nicht von mir weichen;
Denn Du nur kannst und wirst dies Herz erfüllen!“ —

---

sten Offenbarung giebt, beinahe ganz verdeckt durch die zu einseitige Betonung des praktischen Christenthums. — Aus dieser Zeit rührt auch ein Wort Herder's her das Böttiger (ob genau?) anführt: „Was in der Bibel mit klaren Worten stehe, sei christlicher Lehrbegriff: Eine ganz andere Frage sei freilich die: ob nun dies Christenthum für alle Zeitalter gültig und gleich brauchbar sei? Hier müsse man aber als Diener des Staats und der Kirche beiden getreu bleiben.“ —

In diese spätere Periode (1784 — 87) fällt seine berühmteste Schrift: „Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit," in denen die oben berührte Tendenz: auf Naturbeobachtung seine religiösen Hoffnungen aufzubauen, sich schon ganz bewußt ausspricht; sein klarster Sinn liegt in den Worten: „Um das Schicksal der Menschheit aus dem Buch der Schöpfung zu lesen, bedarf es eines allgemeinen Ueberblicks unserer Wohnstätte und eines Durchganges der Organisationen die unter und mit uns das Licht dieser Sonne genießen. Es giebt keinen andern Weg, und man kann ihn nicht sorgsam genug gehen. Wer blos metaphysische Spekulationen will, hat sie auf kürzerem Wege.*) — Gang Gottes in der Natur, die Gedanken die der Ewige uns in der Reihe seiner Werke thätlich dargelegt hat, sie sind das heilige Buch an dessen Charakteren ich buchstabirt habe und buchstabiren werde. — Ueberall hat mich die große Analogie der Natur auf Wahrheiten der Religion geführt, und diesen Weg verfolgend sehen wir zuletzt das dunkelstrahlende Licht als Flamme und Sonne aufgehen."**) — Kein Wort Herder's nahm

*) An den großen Physiologen Sömmerring schrieb Herder damals (Sömmerrings Leben I. S. 29 ff.): „Nur an der Sache selbst, dem wichtigsten Stück der Wissenschaften, ist mir gelegen, daß man von dem Wortgeschwätz der Philosophie weg auf Erfahrung und facta komme." — Ebenso nennt er in den Gesprächen über Seelenwanderung (1791) als die höchsten Quellen der Gewißheit: „ob dazu Data in der Natur, Erfahrungen aus dem Menschengeschlecht, Ahnungen in unserer Seele, Begriffe in Gott sofern wir ihn kennen, oder im gesammten Weltlauf liegen?" —

**) Die innere Entstehungsgeschichte des Buchs giebt er in der Vorrede: „Schon in ziemlich frühen Jahren, da die Auen der Wissenschaften noch in all dem Morgenschmucke vor mir lagen von dem uns die Mittagssonne unsers Lebens so viel entzieht, kam mir oft der Gedanke ein: ob denn, da Alles in der Welt seine Philosophie und Wissenschaft habe, nicht auch das was uns am nächsten angeht, die Geschichte der Menschheit im Ganzen und Großen, eine Philosophie und Wissenschaft haben sollte? Alles erinnerte mich daran, Metaphysik und Moral Physik und Naturgeschichte, die Religion endlich am meisten. Der Gott der in der Natur Alles nach Maß Zahl und Gewicht geordnet... Er der auch im menschlichen Körper und in den Kräften der menschlichen Seele Alles so wunderbar und göttlich überdacht hat — wie, sprach ich zu mir, dieser Gott sollte in der Bestimmung und Einrichtung unsers Geschlechts im Ganzen von seiner Weisheit und Güte ablassen und hier keinen Plan haben? Oder er sollte uns denselben verbergen wollen? da er uns (doch) in der niedrigern Schöpfung die uns weniger angeht, so viel von den Gesetzen seines ewigen Entwurfs zeigte!" —

Goethe freudiger auf als dieses, das seiner Betrachtungsweise am nächsten lag: „Herder's Ideen — schreibt er aus Rom — sind mir als das liebenswertheste Evangelium gekommen. — — Je mehr diese Vorstellungsart gewinnt, desto glücklicher wird der nachdenkliche Mensch werden." — Auch überzeugt man sich beim Durchlesen des Werkes bald, daß seine wahre Größe und Schönheit in der Auffassung der Natur und ihres Zusammenhanges mit dem Menschenleben liege; diese Partien des Buchs liest man heute noch mit Genuß, während die geschichtlichen Partien jetzt meist unbrauchbar, und im letzten Bande (in der christlichen Zeit) oft geradezu verkümmert sind. —*)

---

*) Der Ton in welchem er (Theil IV. B. 17) die welthistorische Bedeutung des Christenthums und seines Stifters bespricht — erscheint im Vergleiche mit der Sprache seiner früheren Jahre wie ausgebrannte Kohlen neben einer erwärmenden Flamme. „Die ächteste Humanität — heißt es hier — ist in den wenigen Reden enthalten die wir von Jesus haben; Humanität ist's was er im Leben bewies und durch seinen Tod bekräftigte, wie er sich denn selbst mit einem Lieblingsnamen den Menschensohn nannte." —

Für die Geschichte des Christenthums sieht man sich bei ihm vergeblich nach befriedigenden fruchtbaren Gesichtspunkten um; Alles nimmt eine aschgraue abschreckende Farbe an; so daß man sich fast versucht fühlen müßte: die ganze Geschichte seit Christus mit wenigen Ausnahmen nur wie eine große Verirrung anzusehen. Er nennt diese Geschichte eine Revolution die sich den Völkern mitgetheilt „unter dem Namen nicht seiner (Christi) Religion d. i. seines lebendigen Entwurfs zum Wohl der Menschen, sondern größtentheils einer Religion an ihn d. i. einer gedankenlosen Anbetung seiner Person und seines Geistes. Sein heller Geist habe dies selbst vorausgesehen, so daß es Entweihung seines Namens wäre, wenn man ihn bei jedem trüben Abflusse seiner reinen Quelle zu nennen wagte. — In den Einflüssen die das Christenthum von Seiten der Philosophie und des Staates erfuhr, hebt er nur die grellen Schattenseiten hervor: „Je mehr man vom Institut des Christenthums als von einer thätigen zum Wohl der Menschen gestifteten Anstalt abkam, desto mehr spekulirte man jenseit der Grenzen des menschlichen Verstandes; man fand Geheimnisse und machte endlich den ganzen Unterricht der christlichen Lehre zum Geheimniß." — In seiner Verurtheilung der Einmischung des Staates in religiöse Angelegenheiten liegt wahrscheinlich auch ein Seitenblick auf das damalige preußische Religions-Edikt und das Ministerium Wöllner; hieraus würde seine oft so gereizte Sprache erklärlicher: „Bald fühlte sich niemand geschickter: Glaubenslehren zu bestimmen als die christianisirten Kaiser . . . Ewig werden diese Anmaßungen sammt den Folgen die daraus erwuchsen eine Schande des Thrones zu Constantinopel und aller der Throne bleiben, die ihm hierin nachfolgten; denn mit ihrer unwissenden Macht unterstützten und verewigten sie Verfolgungen Spaltungen und Unruhen die weder dem Geist noch der

Dessen ungeachtet hat gerade diese Schrift auf ihre Zeit am wohlthätigsten gewirkt, den Sinn der sich Bildenden edel erweiternd und zum Höchsten hindeutend. — Auch sie rechtfertigt das Urtheil Jean Paul's über Herder: „Du wirst einen Genius lesen den du zwar in deiner Jugend vor Entzücken zu verstehen vergessen wirst, der aber später mit Gliedern die — wie an jeder prophetischen Gestalt — sämmtlich Flügel sind, dich über die papiernen Weltgloben der Verbalweisheit tragen wird. O wenn du einmal die hohe Welt dieses Genius ersteigst der keinen Gedanken und keine Kenntniß einsam hat — — so wirst du auf einem Gebirge sein; die Völker unten werden näher und verbunden um dich liegen, und eine höhere Duldung, als das Jahrhundert kennt, wird dieser Völker- und Zeiten-Maler deinem Herzen geben; auf seiner Alp wird dir die Seele höher werden, und die reine dünne Bergluft wird dir den Himmel und die Erde nähern und den Glanz der heißen Gestirne und das Gepolter des Lebens mildern." —

Immer also, wenn wir von Herder sprechen, müssen wir an beides zugleich denken: an die Universalität seines Geistes und an den Alles veredelnden, menschlich wirksamen Zweck der ihn zur Forschung führte, an den Sinn der all sein Wissen erleuchtete. Eine der Menschheit fruchtbare Weisheit aufzusuchen, galt ihm allein als würdige Bestimmung seiner Arbeiten; leeres gesinnungsloses Wissen war ihm so zuwider daß er zürnend fragt: „Was helfen alle Wissenschaften ohne Sitten, alle Kenntnisse ohne Gemüth? — Die unermeßliche Luxurie in der Wissenschaft, ihre fast unübersehbare Vermehrung hat uns zu Sklaven des Wissens gemacht, oft ohne alle Selbstbildung." — Geschichte und Literatur aller Zeiten, Religion und Poesie, Kunst und Natur waren für ihn die inhaltsvollen Blätter aus denen er das Geheimniß der Menschheit, ihre Würde ihre Bestimmung zu enträthseln

---

Moralität der Menschen aufhalfen ... Die Geschichte des ersten christlichen Reichs (des Kaiserthums zu Constantinopel) steht ... bis zu ihrem schrecklichen Ausgange als ein warnendes Vorbild aller christlich-polemischen Regierungen da." —

Als ob er mitten in diesen dunkeln Gemälden wieder gefühlt hätte einlenken zu müssen, bemerkt er denn doch einmal: „Indessen wollen wir auch dem reinen christlichen Enthusiasmus sein Lob nicht versagen (!); er hat wenn er auf's Gute traf, in kurzer Zeit für viele Jahrhunderte mehr ausgerichtet als eine philosophische Kälte und Gleichgültigkeit je ausrichten könnte."

suchte; Humanität, sein liebstes Wort, hat in seinem Munde einen ächten und reinen Klang; es bezeichnet bei ihm einen nie mehr aufzugebenden Fortschritt. So erreichte er die Stufe die jedem in christlicher Bildung Gereiften zugedacht ist: Priester seines Geschlechts zu werden, in schönstem Sinne, den ewigen unvergänglichen Menschen in allen Aeußerungen und Gestalten aufzusuchen, das Gefühl einer unermeßlichen Alle umfassenden Gemeinschaft in jede Brust zu pflanzen.

Damit stimmt der vorherrschende Charakter seiner Poesien überein; was ihren Eindruck sichert, ist die tiefe durchlebte Empfindung; es sind mannigfaltige, zuweilen sich widersprechende Töne eines zartbesaiteten Instrumentes; war er ja selbst eher Musik*) als Gedanke, „mehr noch Gedicht als Dichter." — Der immer von neuem durchklingende Ton ist: Sich, sein enges Selbst verlieren, um in einem höheren Ganzen zu erstehen. So in seinem Fragment „das Ich:"

„Willst du zur Ruhe kommen, flieh, o Freund,
Die ärgste Feindin, die Persönlichkeit.
Sie täuschet dich mit Nebelträumen, engt
Dir Geist und Herz, und quält mit Sorgen dich,
Vergiftet dir das Blut, und raubet dir
Den freien Athem, daß du, in dir selbst
Verdorrend, dumpf erstickst von eigner Luft. —

— — Ermanne dich. Nein, du gehörst nicht dir;
Dem großen, guten All gehörest du.
Du hast von ihm empfangen, und empfängst;
Du mußt ihm geben, nicht das Deine nur,
Dich selbst, dich selbst; denn sieh, du liegst, ein Kind,
Ein ewig Kind, an dieser Mutter Brust,
Und hangst an ihrem Herzen. Abgetrennt
Von allem Lebenden, was dich umgab,
Und noch umgiebt, dich nähret uud erquickt,
Was wärest du? Kein Ich. — —

---

*) „Ich liebe — schreibt er in einem Briefe — die Musik unaussprechlich . . . die Gedanken des bloßen Kopfes ermatten so leicht, die Sprache des bloßen Mundes wird hie und da so unkräftig, daß ein Saitenspiel, mit einem Liede beseelt, gewiß in die Oekonomie eines glücklichen Lebens als tägliches Hausgeräth gehört." — Vgl. „Herder in Beziehung auf Musik von Dr. Keferstein; im Weimarischen Herder-Album." 1845. Jena.

— — Wenn einst mein Genius die Fackel senkt,
So bitt ich ihn vielleicht um manches, nur
Nicht um mein Ich. Was schenkt er mir damit? — —
Den Göttern weih' ich mich, wie Decius,
Mit tiefem Dank und unermeßlichem
Vertrauen auf die reich belohnende,
Vielkeimige, verjüngende Natur." — —

Hier auf die äußerste Grenze des Sich selbst Verlierens des Verzichtens auf Persönlichkeit gelangt, lenkt er in dem Fragment „Selbst" zu einer Beschränkung jener pantheistischen Neigung ein:

„Vergiß dein Ich; Dich selbst verliere nie!
Nichts Größ'res konnt' aus ihrem Herzen dir
Die reiche Gottheit geben als Dich selbst." — —

Und er schließt:

— — „Was an mir stirbt, bin ich nicht selbst!
Was in mir lebet, mein Lebendigstes,
Mein Ew'ges kennet keinen Untergang." —

Gedichte wie die „Nacht", „Arist am Felsen", „das Grab des Heilandes" darf, wer Herdern kennen lernen will, nicht ungelesen lassen; sie eröffnen die Aussichten die ihm die ergiebigsten und liebsten waren; in seinem „Charfreitage": „Er ruhet nun" u. s. w. ist vielleicht der seelenvollste Ton angegeben in dem je Herder's Wesen sich ausgesprochen, ein Lied vor dem alle Träumereien vergänglicher Bestrebungen wie herbstliche Blätter verwehen. Unter den größeren Poesien *) wird seinem Cid immer der Preis zuerkannt bleiben: dem reinsten

*) Wie er durch seine „Stimmen der Völker" uns erst wieder in das wahre Heiligthum ursprünglicher Poesie eingeführt, wurde oben schon aus Goethe's Munde angeführt. — Seine poetische Bearbeitung der christlichen Legenden zeigte da „Goldkörner" wo man sich gewöhnt hatte nur Unkraut zu sehen. — Für Shakespeare's Größe hat er mit Lessing Vielen erst die Augen geöffnet. „O Shakespeare! — ruft er noch in der Adrastea III aus — wie kehrst du das Innere hinaus! machst sprechend den stummsten Abgrund der Seele! Alles ist dir Verhängniß, und ohne innere Theilnahme doch nichts Verhängniß. Zu jedem deiner Ereignisse stimmt die ganze Natur bei frohlockend oder schaudernd ... Alles zeigt deine stille große in's Weltall ergossene Seele in die sich Alles spiegelt, aus der sich Alles hinausspiegelt: Verhängniß und Charakter ... Und jedes deiner Stücke ist so neu und eigen als wäre es eine eigene Welt!" —

Bilde eines würdig geführten, ritterlich geweihten Lebens. In der Uebertragung des spanischen Stoffes und Vorbildes auf deutschen Boden hat er ein Muster des wahren poetischen Uebersetzens aufgestellt: Einverleibung in unsre Sprache und Literatur, ohne Verwischung des ursprünglichen Geistes.

Herder's letzte Jahre wurden besonders durch den Kampf gegen die kritische Philosophie Kant's verbittert; von ihr und der französischen Revolution fürchtete er, sie würden uns um hundert Jahre zurückwerfen. Man begreift daß seine dichterisch gehobene Seele vor jenem nackten Formalismus und innrer Dürre zurückbeben mußte; denn nur diese abschreckende Seite jener Philosophie hatte sich ihm aufgedrängt.*) So

*) Zunächst empörten ihn die Früchte der neuen philosophischen Schule wie er sie zu Weimar im Amt und Leben erblickte. „Oeffentlichen Hohn — erzählt die Biographin — sprachen sie (die jungen Köpfe im Taumel dieser neuen Philosophie) allen andern Wissenschaften Kenntnissen Erfahrungen den Pflichten und der Religion; der Unfug den er unter den jungen Theologen anrichtete ... war unbeschreiblich ... Eine zügellose Arroganz mit höhnender Verachtung alles Ehrwürdigen verbreitete sich unter den Jünglingen; die heiligsten Bande der Natur galten ihnen nichts mehr; Elternliebe Kinderliebe Liebe der Gatten war ihnen Spott als bloße sinnliche Bedürfnisse ... Treue und Glauben zu halten sei man nicht verbunden; Religion sei Aberglaube. Alle diese nagelneue Weisheit wurde frech geäußert; es gab erwachsene Männer von Stand und Ansehen bei denen man sich dadurch insinuiren konnte." — Natürlich unterschied Herder sehr wohl Kant's Gedanken und Absicht von dieser Anwendung der Schüler: „Die Kantische Philosophie ist als ein Ferment anzusehen; die Dümmheit nahm diesen Sauerteig für den Teig selbst. Daher dieser unbegreifliche Unfug. Es ist klein von Kant daß er der es besser weiß die Menschen in dem Irrthum läßt, und die Wahrheit der Eitelkeit aufopfert eine Schule gestiftet zu haben." —

Eben darum glaubte Herder, wenigstens er dürfe nicht schweigen, und schrieb seine Metakritik zur Kritik der reinen Vernunft (1799) und die Kalligone (gegen Kant's Kritik der Urtheilskraft 1800). „Bei einem einreißenden Uebel — heißt es in der Kalligone S. 9 — hilft wer kann; hier gilt kein müssiges Erwarten daß der anwachsende überschwemmende Fluß allmälig ablaufen werde. In meiner Situation in der ich so manche durch die Kritik verderbte Jünglinge sah, warf ich es mir selbst oft vor daß ... ich so lange geschwiegen." — Und in der Metakritik: „Zwölf Jahre hat die kritische Philosophie ihre Rolle gespielet und wir sehen ihre Früchte. Welcher Vater wünscht daß sein Sohn ein Autonom kritischer Art, ein Metaphysikus der Natur und Tugend, ein dialektischer oder gar Revolutionsrabulist nach kritischem Schlage werde? .... Auswärtige Nationen höhnen uns: seid ihr da, ihr Deutschen, die ihr in manchem so weit waret? Ihr spekuliret wie es irgend

sank er lebens- und kampfesmüde auf's Todbett, hoffte zu gesunden, wenn nur eine neue große Idee seine Seele durch und durch ergriffe; wünschte beim Geläute der Glocken, im Mittelalter geboren zu sein, und sehnte sich, lechzend nach geistigen Aufschlüssen, darnach daß ein Geist ihm erscheine und ihn spreche. Nichts tröstete ihn so wie die Motette, welche ein Chor vor dem Haus des Sterbenden sang: „Ich bin zu gering aller Barmherzigkeit, die du an deinem Knechte gethan hast!“ — Und so genas er von den Schmerzen dieses Lebens. — „Herder's Seele — sagte ein edler Freund von ihm — war selber der Erde eine Geister-Erscheinung, und vergaß nie ihr Reich. — So feire nur recht dein Erndtefest, du Geister-Freund!“ —

Ein solches Gemüth konnte sich mit dem Lessing'schen Lieblings-Gedanken der Seelenwanderung als einer drückenden Erdenfessel für unsere Seele nicht befreunden. Ihn zog eine viel mächtigere Sehnsucht über alle irdischen Stufen und Entwickelungen über alle Erden-Enge hinaus, wie er dies in den „Gesprächen über die Seelenwanderung“ (1791) im unverkennbaren Gegensatze gegen Lessing laut betont: „Fragen Sie Ihr Herz und die Wahrheit die in ihm wohnet; wenn Sie vor die Statue eines hochherzigen Apollo treten, fühlen Sie nicht was Ihnen zu der Gestalt fehlet? Können Sie sie je hier erlangen, und kann sich Ihr Herz in derselben freuen, wenn Sie auch zehnmal wieder kämen? Und das war nur die Idee eines Künstlers, der glückliche Traum eines Sterblichen den unsere enge Brust auch umschloß! Wie? der allmächtige Vater sollte keine edleren Gestalten für uns haben als in welchen hier unser Herz wallet und ächzet? — Unsere Sprache alle Mittheilung unserer Gedanken, was ist's mit ihr für ein Flickwerk!... „Die Seele liegt wie ein siebenfach Gefesselter im Kerker, und kann nur durch ein festes Gegitter hinaussehen hinausathmen. Und

---

möglich sei daß euer Verstand werde? und wie ihr etwa dazu gelangen möchtet? — Ungewordene Nation, an wie andere Dinge solltest du denken!“ — „Möge dies Fieber diese nordöstliche Influenza zu ihrer Zeit nothwendig Manchem gar heilsam gewesen sein: ein Fieber aber muß nicht dauern, und ein Gesunder (die wissenschaftliche Vernunft) unterhält nicht aus Lüsten ein Fieber.“ —

Die Grundidee der Herder'schen Metakritik bezeichnet Thomas Thorild treffend als „die Naturbildung aller Begriffe,“ und sieht hierin „das Wesen aller wahren Philosophie.“ — Herder selbst sagt: sie sei Protestantismus, denn sie protestire gegen jedes der Vernunft und Sprache aufgedrängte Satzungen-Papstthum. —

immer sieht sie die Welt nur von Einer Seite, da Millionen andere da sein müssen die — sobald wir mehrere und andere Sinne hätten, sobald die enge Hütte unseres Körpers mit einer freieren Aussicht wechselte — auch vor uns, auch in uns lägen. Und wir wollten ewig zufrieden sein mit diesem Winkel mit diesem Kerker? . . . „Wenn wir selbst an den seligsten Quellen der Freundschaft und Liebe hier oft so durstig und krank lechzen, suchen Vereinigung und finden sie nie, betteln Almosen von allen Gegenständen der Erde und sind immer arm immer unbefriedigt; finden endlich daß alle Erdenzwecke und Erdenplane nichts sind, eitel! *) fühlen das und fühlen's täglich: welche edle freie Menschenseele hebt sich nicht empor, und verachtet ewige Hütten und Wanderplätze im Kreise der Wüsten hienieden!" —

Darum sucht er seine Erquickung in der Aussicht auf neue Entfaltungen jenseit der engen Schranken der erdgebornen Menschennatur: „Es ist eine enge Sphäre dies Erdenleben . . . Aber einst wenn der Tod den Kerker bricht, wenn uns Gott wie Blumen in ganz andere Gefilde pflanzt, mit ganz neuen Situationen umgiebt — haben Sie nie erfahren was eine neue Situation der Seele für neue Schwungkraft giebt?" — Diese Aussicht führt er an einer andern Stelle weiter aus, worin wir die zarteste Eigenthümlichkeit Herder's belauschen: „Entkörpert ist unser Geist sogleich an seinem Ort in seinem Kreise in dem neuen Staat dazu er gehöret. Vielleicht ist dieser um uns und wir kennen ihn nicht; vielleicht ist er uns nahe und wir wissen nichts von ihm außer etwa in einigen Augenblicken seliger Ahnung, da ihn die Seele oder er die Seele gleichsam herbeizieht. Vielleicht sind uns auch

---

*) In solchen Stimmungen äußerte er dann gegen seine Umgebungen: „Ach, ich bin des Treibens unter den Menschen so satt!" — Darum erinnert ein Wort in seinem „Tithon und Aurora" (1792) unwillkürlich an ihn selbst und an die innere Unruhe die ihn verzehrte: „Bei den erlesensten Menschen findet oft der feinste Selbstmord statt . . . . Menschen nämlich von äußerst zartem Gefühl haben ein Höchstes wornach sie streben, eine Idee an welcher sie mit unaussprechlicher Sehnsucht hangen, ein Ideal auf welches sie mit unwiderstehlichem Triebe wirken. Wird ihnen diese Idee genommen, wird dies schöne Bild vor ihren Augen zertrümmert: so ist das Herzblatt ihrer Pflanze gebrochen, der Rest stehet mit unkräftigen welken Blättern da. Vielleicht gehen mehr Erstorbene dieser Art in unserer Gesellschaft umher als man es anfangs glauben sollte, eben weil sie am meisten ihren Kummer verbergen und das Gift ihres langsamen Todes als ein trauriges Geheimniß ihres Herzens selbst ihrem Freunde verhehlen."

Ruheörter Gegenden der Zubereitung andern Welten bestimmt, auf denen wir wie auf einer goldenen Himmelsleiter immer leichter thätiger glückseliger zum Quell alles Lichts emporklimmen, und den Mittelpunkt der Wallfahrt den Schoß der Gottheit immer suchen und nie erreichen; denn wir sind und bleiben eingeschränkte Wesen. Wo ich indessen sei und durch welche Welten ich geführt werde, bin und bleibe ich immer an der Hand des Vaters... immer also in Gottes unendlichem Schoße." —

Im letzten Grunde hatte Herder's religiöses Streben mit Hamann und Lessing das gemeinsame Ziel einer höheren Synthese von Schrift Vernunft und Offenbarung; diese Synthese hatte Hamann als Intuition ergriffen, Lessing analytisch vorbereitet, Herder auf poetischem Wege angebahnt.

Das Große und Bleibende seines Humanitäts-Evangelium *) liegt in der unablässigen Forderung: die göttliche Seite der menschlichen Natur aufzusuchen zu wecken und zur lebendigen Wirksamkeit auszuprägen. So wurde er zum würdigen Verkündiger der ästhetischen und der sittlich-praktischen Entfaltung des Christenthums. Das tiefste Gebrechen seines Humanismus werden wir dagegen wohl darin zu suchen haben, daß die großen schöpferischen Grundgedanken christlicher Ethik — die bei einem Paulus Augustin und Luther die Angelpunkte ihrer Gedanken und Thaten bildeten — bei ihm namentlich in der späteren Zeit nicht zu ihrem Rechte kamen. Den Schlüssel zum lebendigsten Verständnisse des geschichtlichen und ethischen Christenthums fand er nicht in der Macht des Bösen in der Menschheit, in der Nothwendigkeit eines entscheidenden Kampfes dagegen in der Brust des Einzelnen und eines göttlichen Sieges darüber in der Person und der Geschichte des Gott-

---

*) Humanität — dies seither so furchtbar mißbrauchte Wort — war ihm das Ende aller Wege Gottes auf Erden, die Summe des Christenthums. „Was war nun dies Reich der Himmel dessen Ankunft Jesus verkündigte? . . . „Als ein geistiger Erretter seines Geschlechts wollte er Menschen Gottes bilden die — unter welchen Gesetzen es auch wäre — aus reinen Grundsätzen Anderer Wohl beförderten, und selbst duldend im Reich der Wahrheit und Güte als Könige herrschen. Daß eine Absicht dieser Art der einzige Zweck der Vorsehung mit unserm Geschlechte sein könne . . . dieses ist durch sich selbst klar; denn was hätte der Mensch für ein anderes Ideal seiner Vollkommenheit und Glückseligkeit auf Erden, wenn es nicht diese allgemein wirkende reine Humanität wäre?" —

menschen; seine Anschauung bewegt sich mehr in Cultur-Gegensätzen. *) Doch bleibt die von ihm vorzugsweise vertretene (mehr Johanneische)

Will man eine grelle Anschauung des Mißbrauchs den jenes in Herder's Mund so reine Wort „Humanität" in unreinen Händen seitdem erfahren, ja wie es zum Stichworte einer fanatisch-atheistischen Sekte geworden: so vergleiche man die eben erschienene Schrift: „Die Geheimen deutschen Verbindungen in der Schweiz seit 1833. Ein Beitrag zur Geschichte des modernen Radikalismus und Communismus." — (Basel, Bahnmaier 1847)

*) Man sieht aus dem Obigen: welche Zukunft wir auf diesem Standpunkte dem Gedanken des schlesischen Deutschkatholicismus vorhersagen müssen: Lessing und Herder als Gründer ihrer neuen Kirche gewissermaßen als die Kirchenväter des Deutschkatholicismus zu betrachten. So verstehen wir nämlich jene Erklärung der deutsch-katholischen Gemeinde in Breslau (im Journal des Débats vom Juli 1845, unterzeichnet von Regenbrecht Klein Steiner u. a.) Von Lessing und Herder stamme ihre Richtung und Ueberzeugung: „von diesen „zwei größten Theologen des achtzehnten Jahrhunderts, den zwei unvergleich-„lichen Lehrern Deutschlands welche die göttliche Idee des Christenthums von „dem Roste der Orthodoxie reinigten, und die Religion mit den allgemeinen „Ideen der Humanität und Freiheit in Harmonie zu bringen wußten." —

Auch Gervinus in seiner Schrift: „Mission der Deutschkatholiken" (1846) meint: „die Lessing und Herder hätten uns auf einen hellern freiern Standort des religiösen Lebens geführt auf dem zu weilen für uns gut sei. Dies seien in der That die Reformatoren dieser heutigen Reformation, die in den Tiefen ihres Geistes jenes Leben vorgelebt haben das die Nation nachzuleben seitdem nicht unterlassen." — Hier ist also von einer gewissen Kulturstufe der Nation die Rede die vorzugsweise auf Lessing und Herder zurückzuführen wäre. Allerdings mag es als kulturgeschichtliche Thatsache gelten: daß einige Lieblingsgedanken jener beiden großen Schriftsteller das Gemeingut der mittlern Bildung der Nation geworden; obwohl sich noch darüber streiten ließe: ob nicht Wieland noch mehr als jene beiden zur Verbreitung dieser Gedanken im lesenden Publikum gethan habe? — Immerhin ist der Begründer einer neuen nationalen Bildungsstufe noch sehr verschieden vom schöpferischen wahren religiösen Reformator; solange man anders Religion und Bildung (ungeachtet ihrer innigen Wechselwirkung) noch auseinander zu halten weiß. — Man vergleiche hierüber die in das Innerste dieser Fragen einschneidende Discussion zwischen Gervinus und Schenkel in den beiderseitigen Streitschriften: Gervinus, die Mission der Deutschkatholiken; Schenkel, die protestant. Geistlichk. und die Deutschkatholiken; nebst den daran sich knüpfenden Entgegnungen von beiden Seiten (1846).

Nie wird nach aller geschichtlichen und religiösen Erfahrung ein geistiger Impuls wie er von Lessing und Herder ausgegangen, zur Gründung einer neuen lebensfähigen Kirche hinreichen; wohl aber dazu (und dies ist seine

Seite der Religion (die Poesie und Freiheit des Gefühls, die Mystik des Herzens, die stille Aufopferungsfähigkeit) eine unentbehrliche Ergänzung jener andern (mehr Paulinischen) ethischen und spekulativen Seite.

Auch war niemand bereitwilliger als er in seinen reinsten Stunden innerer Sammlung: all sein Forschen und Schaffen still unterzutauchen in den heiligen Strom göttlicher Führungen der Menschheit: „Seine Blätter — sagt er von seinem Buche — mögen verwehen und seine Charaktere zerstieben; auch die Formen und Formeln werden zerstieben, in denen ich deine (Gottes) Spur sah und für meine Menschenbrüder auszudrücken strebte; aber deine Gedanken werden bleiben, und du wirst sie deinem Geschlechte von Stufe zu Stufe mehr enthüllen und in herrlichen Gestalten darlegen. Glücklich wenn alsdann diese Blätter im Strome der Vergessenheit untergegangen sind, und dafür hellere Gedanken in den Seelen der Menschen leben!"

Keine treffendere und bündigere Aufschrift — um in Einem Worte alle die Sonnenstrahlen zu bezeichnen die sein innerstes Sein durchleuchteten — läßt sich für Herder's geistiges Wirken und Streben finden als diejenige die wir auf seinem Grabe in der Kirche zu Weimar lesen: „Licht — Liebe — Leben!"

---

wahre Mission) eine schon längst gegründete Kirche die ihre innersten Lebenskräfte bei keinem Menschen sucht, immer von neuem anzuregen zu läutern und zu vergeistigen. —

Vierter Abschnitt.

Der Rückfall in den Naturalismus durch Wieland.

Was in Herder's Geist sich zu durchdringen suchte als Combination antiker und christlicher Bildung, das gieng in Wieland wieder schroff auseinander. — Während die umgestaltenden Kräfte der neuen Periode in den drei bisher besprochenen Bildungsströmen sich schöpferisch durchdrangen, und aus den Tiefen des ursprünglichsten Geistes- und Seelenlebens eine neue Literatur hervorriefen: vermischten sich in andern Zeitgenossen jene drei Richtungen in unklarer verunstaltender Weise,*) oder sie überspannten sich zum Zerrbilde, und bekämpften sich in einer beschränkten ausschließlichen und unfruchtbaren Weise.

Dies gerade war die Art Wieland's, der abwechselnd auf den verschiedenen neu-eröffneten Geistesgebieten sich versuchte, aber in keinem als siegreich durchgreifender Genius oder auch nur als wohlthätig befruchtende und gestaltende Geistesmacht auftrat. Seine Wirkung, eben weil sie nirgend tiefere Wurzeln schlug, nirgend von höheren unerschütterlichen Mittelpunkten des Glaubens oder Erkennens ausgieng — mußte daher in ihrem letzten Resultate immer nur zu einem Naturalismus führen der gegen den ewigen und göttlichen Sinn des Lebens sich haltlos zweifelnd oder ironisch ablehnend verhielt.

---

*) Lessing's und Herder's Einfluß auf die verschiedenen Perioden Wieland's ist unverkennbar; von Klopstock versichert er selbst (bei Böttiger I. 219) daß er seinem Messias das hohe Ideal und die Begeisterung verdanke die ihn zur Hervorbringung einiger „himmelweit verschiedener aber doch auch nicht ganz schlechter Werke" (z. B. Musarion) geschickt gemacht habe. Noch im hohen Alter schilderte er mit Entzücken den Eindruck den die ersten Gesänge der Messiade auf ihn den Jüngling gemacht. —

Wie viel er sich auch mit der antiken und der christlichen Welt zu schaffen machte, wie oft er auch beide in seinen Schriften zu vergegenwärtigen suchte — er blieb doch dem innersten Kerne beider Weltanschauungen fremd, und ist auf beiden Gebieten als ein gleich unzuverlässiger Führer zu betrachten. Den antiken wie den christlichen Geist faßte er nur von seiner äußern vergänglichen ja sogar meist nur von seiner entstellten und entarteten Seite, da er sich selten über die willkürlichen eiteln und ungeschichtlichen Gesichtspunkte der französischen Bildung seines Jahrhunderts zu erheben wußte.

Wer an den heiligen ideellen Grundpfeilern des Daseins an der göttlichen Bedeutung und Zukunft des Menschenlebens irre geworden, und sich darin gefällt: daran irre zu machen — dem bleibt nichts übrig als: die vergängliche Außenseite des Lebens mit noch vergänglicheren Blumengewinden zu bekränzen; das Höchste Göttliche in uns wird dann mit seiner Sehnsucht und Liebe an das Natürliche (in seiner äußerlichen sinnlichen vergänglichen Bedeutung) gewiesen, um dort ungestillt zu verschmachten.

Dieser naturalistische Abfall von den höheren Bestrebungen unsrer neuen Bildung ist neben den drei bisher behandelten Bahnen der Entwickelung als eine vierte Hauptrichtung anzusehen die in der Literatur und im Leben folgenreich einwirkte.

Wieland.
(1733 — 1813.)

Unsre Aufgabe verlangt ein getreues Bild dessen was Wieland war was er wirkte und erstreben wollte — also eine tiefeingehende innere Bildungsgeschichte die es uns unmöglich macht: den Menschen vom Schriftsteller in abstrakter Weise völlig zu trennen, so weit wir auch davon entfernt beide Standpunkte zu verwechseln oder ganz zu vermischen.

Eben weil Wieland uns als Stimmführer einer literarischen Richtung, als Vertreter einer bestimmten Gesinnung (nicht blos als eine vereinzelte Persönlichkeit) gilt — dürfen wir die innige Verbindung jener beiden Gesichtspunkte nie aus den Augen verlieren.

Christoph Martin Wieland, Sohn eines schwäbischen Geistlichen zu Biberach *) erhielt seine erste Bildung in einem altstrengen protestantischen Pfarrhause von frommen Eltern durch einen etwas frühreif übereilten Unterricht, in der engen ehrbaren Bürgerlichkeit einer kleinen Reichsstadt und im Genuß einer anmuthigen süddeutschen Natur. Seine Verhältnisse seine Erziehung und Gemüthsart müssen zusammen gewirkt haben, um den Knaben von den Menschen und der äußeren Welt ab- und in sein Inneres zu führen; und frühe schon die Liebe zur stillen Betrachtung und zum einsamen Naturgenusse in ihm zu nähren; alles Eigenschaften in denen dichterische und beschauliche Gemüther sich zu erkennen geben. Sein Aufenthalt in Klosterbergen unter Leitung des ehrwürdigen Abtes Steinmetz der die Frömmigkeit seiner Zöglinge zu seiner besonderen Angelegenheit machte; sein zurückgezogenes Leben auf der Universität Tübingen und endlich sein persönlicher Umgang mit dem alten strenggläubigen ihm väterlich zugethanen Bodmer in Zürich — dies alles mußte seine anfängliche Richtung nur mehr noch bestärken; so daß es uns nicht sehr überraschen darf, wenn wir Wieland als einen frühzeitigen Schriftsteller auftreten sehen, der sich gleich von seinem siebzehnten Jahre an mit nichts geringerem abgiebt als die höchsten Fragen und Aufgaben des menschlichen Geistes und Lebens: Gott und Welt, Pflicht und Glück u. a. in Lehrgedichten zu behandeln. —

Es ist hier von Wieland's erster literarischer Periode die Rede, ungefähr von seinem siebzehnten bis fünf und zwanzigsten Jahre gerechnet; eine Periode, die — ihrer Färbung und ihrem Ausdrucke nach religiös und dichterisch — nach ihrem innern Gehalt und Gepräge weiche Sentimentalität war, von einem ungewissen träumerischen Enthusiasmus getragen der weder durch die Zucht des Geistes noch durch die Läuterung des Charakters hindurchgegangen war. Auf diese Unterscheidung legen wir ein um so größeres Gewicht, da in ihr zum Theil schon eine Antwort auf die Frage liegt: Wie war es möglich daß der für das Uebersinnliche und Ueberschwängliche schwärmende Wieland nicht nur von dieser schwindlichen Höhe herabsank, sondern geradezu der unermüdliche Anwald der feineren Sinnlichkeit und des sogenannten gemeinen Menschenverstandes wurde?

---

*) Man vergleiche: „Ch. M. Wieland; geschildert von J. G. Gruber.“ 1815. 2 Theile. —

Sein erstes Werk ist ein größeres Lehrgedicht: „Die Natur der Dinge oder die vollkommenste Welt;" den Anlaß dazu hatte eine Predigt seines Vaters über den Text „Gott ist die Liebe"*) und ein Spaziergang mit seiner ersten Geliebten, der nachher auch als Schriftstellerin bekannt gewordenen Sophie la Roche gegeben. Daß die Welt nicht nur eine Offenbarung sondern gewissermaßen ein Abbild Gottes sei, ein Nachbild seiner Vollkommenheit, und daß alles in ihr Erschaffene zur Glückseligkeit bestimmt sei: dies ist ungefähr die Hauptidee seines Buches, deren Ausführung mehr von Belesenheit und Gewandtheit als von Gedanken- oder Gefühls-Tiefe zeugt; die entgegengesetzten Systeme sucht er schulgerecht zu widerlegen, und dem seinigen den möglichsten Schein der Wahrheit zu geben. Er schaut mit den Augen des verliebten Dichters in die Welt, und so erblickt er denn in der ihn umgebenden Außenwelt nur Einen einzigen Widerschein der ihn beglückenden Empfindung. So wahr es nun ist daß tiefere und wahrhaft dichterische Naturen, im stillen Gefühle eines solchen Glückes, eines gesteigerten Seelenlebens und Geistesblickes inne werden mögen: so läßt sich doch in Wieland's Schöpfung nirgend eine aus der eigensten Tiefe geschöpfte, durch den Hauch frischer und inniger Empfindung belebte Anschauung die uns das Ganze näher brächte nachweisen; des Gelernten Gelesenen und Feingesponnenen müßte dann viel weniger sein. Nur wo er die ihn damals eben beherrschende Stimmung berührt und auf den Gegenstand derselben anspielen kann, trägt seine Sprache das Siegel wahrer ungekünstelter Empfindung. — Sehr wichtig ist für die Beurtheilung Wieland's diese Entstehungsart seiner Schriften, weil sie uns zeigt, wie sehr er bei seinem Arbeiten und Fühlen von persönlichen Einflüssen abhieng, und wie seine Gedanken und Gesinnungen fast nur als Stimmungen anzusehen sind in die er sich durch seine Umgebungen versetzen ließ. —

Auch die moralischen Briefe, die Johanna Gray u. a. sind aus derselben Ansicht und Manier hervorgegangen, die wir am besten aus seinen „Sympathien" und seinen Psalmen kennen lernen. Anschaulich bezeichnet die Einleitung zu seinen Sympathien (1754) den Ton und die Farbe seines damaligen Standpunktes: „Wie glücklich, „wenn sympathetische Seelen einander finden! Seelen, die vielleicht

---

*) Gruber I. S. 17.

„schon unter einem andern Himmel sich liebten, und jetzt, da sie sich „sehen, sich dessen wieder erinnern. — — Das Schicksal trennte sie „vielleicht, als sie von jenen seligen Gestaden herabsanken, ihre Prü„fungszeit in diesem fremden Lande anzutreten. Aber ihre befreundeten „Engel bringen sie wieder zusammen. — — Kaum erwachen die „schwesterlichen Seelen wieder von der Betäubung, worein der Fall in „den irdischen Klumpen sie stürzte; kaum fühlen sie sich selbst „wieder recht, so erwacht auch eine geheime Sehnsucht die ihnen selbst „fremd ist. — — Oft sinken sie in einsamen Schatten oder unter „den Flügeln der Nacht in ernste Träume. — — Wie süß ist dann „das Erstaunen dieser harmonischen Geister, wenn sie sich unverhofft „finden. Ein geheimer magnetischer Reiz nähert sie einander, sie schauen „sich an u. s. w." — „Begnüget euch — ruft er den Andersgesinnten zu — an euern thierischen Trieben und Freuden; aber haltet euch „in euern Grenzen, und gönnet uns, daß wir die Welt in einem „andern Lichte betrachten — — daß wir desto mehr zu leben glauben, „je mehr der Geist frei — — und je mehr wir von den Banden die „ihn an diesen irdischen Felsen heften, zerreißen können. — — „Wie oft, wenn meine Seele in stille einsame Schatten flieht, und „sich mit unsichtbaren Gegenständen unterhält, wie oft ergötzt mich da „die süße Vorstellung, — daß viele mit mir verschwisterte Seelen auf „dem Erdboden zerstreut sind, die vielleicht in diesem Augenblick wie „ich in einsame Schatten entflohen sind, und sich mit gleichen Gedan„ken und Gegenständen unterhalten. Dann hänge ich in stiller Ent„zückung diesen Träumen nach, und fliege in Gedanken umher, diese „sympathetischen Seelen aufzusuchen. — „Nehmet denn (so schließt die Einleitung) ihr geliebten Seelen die mich näher angehen als die „übrigen Menschen, für deren größern Theil keine andre „Liebe als Bedauern möglich ist (!), nehmet diese Erinnerungen „an. — — Ihr allein werdet diese Sprache kennen und fühlen, und „in euern Herzen werden sympathetische Empfindungen den meinigen „antworten." — Es folgen dann Ermahnungen und Betrachtungen die sich verschiedenen Lagen und Stimmungen anpassen, und deren übereinstimmende Absicht immer ist, zur Verachtung des Aeußeren und Sinnlichen durch die Entflammung unsrer göttlichen Natur aufzurufen: „Weise sein in der Blüthe des Lebens, wenn jede Ader nach Vergnü„gen lechzet — — o das ist ein Triumph für die Seraphim die „immer unter uns wandeln, und die ich oft in nächtlichen Stunden „höre, wenn sie, in traurige Wolken verhüllt, den Fall der Unschuld

„und die Verblendung unsterblicher Seelen, deren Wächter sie sind, „auf weinenden Lauten bejammern.“ — Von den Scenen und Bildern durch die er die erwünschte Stimmung heraufspannen will, giebt Folgendes eine Vorstellung: „Komm Glycera, laß uns das Grab unserer „Verstorbenen besuchen! Du stiller Mond, neige dein umschleiertes „melancholisches Antlitz aus dem herbstlichen Duft herab. Hier in „dieser feierlich einöden Stille, wo die Nacht und der Tod unter zer„streuten Gebeinen schlummern, auf den Gräbern der Christen die einst „auferstehen werden, hier laß uns mit unserer Seele einen Bund „machen! Engelsgestalten schweben halb sichtbar, mit Schatten ver„mischt, um uns her. Der Ewige hört uns zu. Laß uns ein feier„liches Gelübde thun, weise zu sein und für die Ewigkeit zu leben!“ u. s. w. Einem andern Dichter ruft er zu, was man zehn Jahre später gegen Wieland selber hätte kehren können: „Ein frommer Alter „hat der mißbrauchten Dichtkunst ihren rechten Namen gegeben, da er „sie den Wein der Teufel nannte, womit sie unbesonnene Seelen „berausche, um sie wie durch einen Zaubertrank in niedriges Vieh zu „verwandeln. — — Laß die Worte etwas bei dir gelten: Die Musen „sind nie schöner als wenn sie Aufwärterinnen der Tugend sind; oder „dein Witz werde, so oft du schreiben willst, zu Wasser; deine Feder „gebe lauter geistlose Reime und platte Gedanken; wenn du scherzest, „so gähne dein Leser!“ — Zuweilen trifft man aber auf Stellen die eine hohe Gesinnung verriethen, wenn man sicher wüßte, ob sie im Munde des Schriftstellers unverfälschtes Metall geblieben: z. B. „Mache dich „stark und lege um diese allzu zarte Brust, wie einen diamantnen „Schild, den Gedanken: Ich bin für die Ewigkeit erschaffen. — — „Wisse, daß Tugend nichts anders ist als ein tapferer unermüdeter „Streit mit dem unedlern und sterblichen Theil unsrer selbst.“ — „Nennt mir — ruft er ein anderes Mal — ihr Sophisten, einen „größeren und glücklicheren Menschen als den Christen! Wie hoch ist „seine Art zu denken über die kriechenden Meinungen und thierischen „Empfindungen der kleinen Seelen erhaben, die nicht weiter denken als „ihre Sinne reichen. Er lebt in einer andern Welt als sie. — — „Er sieht die Zukunft schon im Gegenwärtigen eingehüllt; dies beruhigt „ihn über alles Uebel, womit er die Welt gedrückt sieht.“ — Andre Male sucht Wieland durch Entzückungen, die eine reifere Religiosität nie absichtlich suchen wird, unsere bessere Natur zu befestigen: „Sondre „so oft du kannst deine Seele ab, erhebe dich auf den Flügeln des „Glaubens in die lichtvollen Gegenden der Seligkeit; dort schlage gleich-

„sam deine Wohnung auf, und mische dich im Geiste unter die Chöre „der Seraphim. Vielleicht daß in solchen Stunden ein göttlicher „Strahl in deine Seele fällt, und dir in glänzenden Bildern auf eine „lebhafte Art die Seligkeiten zu empfinden giebt die noch kein sterb- „liches Auge gesehen hat. Aus solchen erhabenen Entzückungen wirst „du eine neue Kraft zurückbringen." u. s. w. —

Derselbe Sinn tritt uns in den Psalmen (1755) oder — wie sie zuerst hießen — den Empfindungen eines Christen entgegen die mit einem kriegerischen Vorworte (der Dedikation an Sack) gegen diejenigen Dichter beginnen, welche Wieland als „schwärmende Anbeter des Bakchus „und der Venus die man für eine Bande epikurischer Heiden halten „sollte" — bezeichnet. Zwischen mancherlei Wiederholungen Ausrufungen und Versenkungen steigert sich der Ton dieser Psalmen zuweilen zu einer Höhe, zu welcher ganz andre Fittige erforderlich sind als Wieland's aufflackernde Empfindungs-Flämmchen. Er fühle — heißt es dort*) — von allen Dingen, ja von sich selbst entblößt nur Gott; er spricht von dunkeln unaussprechlichen süßen Verwirrungen, da er sich von der Gottheit durchdrungen wisse, von Gefühlen dessen was Seraphim zu denken vermögen; ja wenn er in heiligen Augenblicken sich in der göttlichen Vollkommenheit verliere, so halte er den Cherub nicht für glücklicher als sich; er denke mit sehnender Erwartung an die Zeit, wenn die Hülse abgefallen, wenn er diesem Kerker entflohen sei. Oder er läßt**) seine Seele zum Grabe des Erlösers schweben in stillen Betrachtungen über dem Felsen, wo er einst schlief. Als Tod erscheint ihm hier sein Erden-Leben, wenn der himmlische Geist, in den Leib von Erde eingesenkt, im Finstern schmachte und nur in der Hoffnung seiner Befreiung Ruhe finde. Ich verlange nach überirdischen Schönheiten, nach der Symphonie der Himmelsbewohner, aus den versuchenden Zaubergefilden der Sinnlichkeit hinweg nach dem Garten Gottes. Ein süßer Name sei ihm der Tod, nach dem die geheimsten Begierden seines Herzens schmachteten; und wie Musik säusle die einladende Stimme seiner Entschlafenen um sein Ohr: dann sei ihm als ob eine himmlische Hand den verhüllenden Vorhang weggezogen hätte; durch zahllose Reihen von Geistern steige sein Blick zu Gott auf; von Myriaden ätherischer Sonnen sehe er den Himmel umgeben;

---

*) Supplemente III. S. 228.

**) Supplemente III. S. 258.

Schaaren von Heiligen um den Thron des Königs; den weiter dringenden Blick blende der unermeßliche Lichtkreis in welchem der Unendliche wohne. Dann aber falle der Vorhang wieder, und er fühle die Fesseln die ihn noch an den dunkeln Felsen heften. —

Es ist noch derselbe Wieland den wir ein Jahr später in seinen Briefen an Zimmermann wieder finden: „Nur die Wissenschaft ist „etwas werth, sagt mein Leibnitz, die uns in eine andre Welt folgt; „und alle andere sind wie die Kenntniß der Straßen in London für „einen Deutschen der sich da ein paar Jahre aufhält, und dann wie„der heimgeht." *) — Noch deutlicher spricht eine andre Stelle: „Ver„muthlich kennen Sie die wahren Mystiker nicht durch sich selbst und „aus ihren Schriften. Aber wissen Sie auch, daß es wirklich in mei„ner Gewalt ist, Ihnen zu beweisen, daß — — der unfehlbare Weg zum „höchsten Grad der Glückseligkeit in dieser Welt zu gelangen, der My„stizismus ist, welcher ohne eine gänzliche Verläugnung aller irdi„schen Dinge und unserer selbst nicht bestehen kann, und daher ziem„lich nahe mit dem Eremiten-Leben zusammenhängt. — — „Wie lange wollen wir doch so viel Geräusch mit unsrer Activität ma„chen? — Glauben Sie mir, wir dreschen meistens leeres Stroh, und „die größten Geister sind der Vorsehung oft mehr im Wege als daß „sie ihre Absichten befördern sollten." —

Wer erwartet nun, daß ein Schriftsteller der schon Jahre lang im Gewande eines religiös empfindsamen, eines platonisch schwärmenden Dichters vor den Augen des Publikums gewandelt hatte — plötzlich dies Gewand von sich werfen, und im üppigsten Costume faunhafter Lüsternheit sich zeigen würde? Wer erwartet, wenn er ernstes Todtengeläut von einem Kirchthurme her vernommen, im andern Augenblicke an demselben Orte die muthwilligste Tanzmusik zu hören? Wer konnte daran denken, daß der Dichter einer übersinnlichen Liebe, der Verächter des fesselnden Körpers und der dumpfen Erde einige Zeit nachher dem sinnlichen Genusse die reizendsten Farben leihen, und alles menschliche Streben wieder zur Erde herab ziehen würde? — Und doch war dies bei Wieland der Fall. Im Jahre 1762, also in seinem

*) Ausgewählte Briefe von Wieland an verschiedene Freunde 1751—1810. Bd. I. S. 196.

neun und zwanzigsten, erschien die erste Schrift in welcher der Platoniker in einen Epikuräer, der ideale Mensch in einen Genuß-Mensch verwandelt schien. Und was später folgte, hat längere Zeit hindurch, obwohl in verschiedenen Abstufungen, diesen Charakter nicht mehr verleugnet. An diesem bedeutungsvollen Scheidewege in Wieland's Leben und Wirken fragen wir um so ernster noch einmal: Wann und wie hat sich in ihm diese innere Krise entwickelt? Wieland's Geschichte — dies wollen wir uns zum voraus einprägen — ist nicht blos die seinige; sie ist zur gleichen Zeit die Geschichte Unzähliger, die, wenn sie einer angelernten angedichteten oder angezwungenen Religiosität sich entwachsen glaubten, nun mit sinnlicher Frische offen und insgeheim, mit Gelüsten oder Thaten, in die Ströme des Weltsinnes untertauchten.

Schon seit mehreren Jahren hatte sich in Wieland jene Umwandlung durch leise Uebergänge vorbereitet, denen wir theilweise in seiner Correspondenz*) nachgehen können. „So sehr wie Sie meinen — schreibt er 12. März 1758**) — bin ich nicht Platoniker; ich fange „mehr und mehr an, mich mit den Menschen dieser Welt zu befreun„den. Und um alles in wenig Worten zu sagen, so liebe ich das „Schöne, das Gute Große Angenehme Artige überall wo ich es „finde. — — Ich liebe die menschliche Natur; ja um mehr zu sagen: „Meine Moral hat nichts von dem was ich Capuziner-Moral heiße.***) „Weisheit und säuerliches Wesen verwechsle ich nicht. Der Weise, denke „ich, pflegt alle seine innere und äußere Sinne, genießt die ganze Na„tur, und kennt allein die rechte Lebenskunst." — Bemerkenswerth ist es nebenbei, daß Wieland dies Manifest seiner inneren Umkehr nicht in seiner Muttersprache sondern französisch niederschrieb; es mochte ihm so leichter von Mund und Feder fließen. „Ich fürchte wirklich, — fährt er fort — daß ich mich zu sehr in den sogenannten Platonismus „(Idealismus) verlieren könnte. Alle meine früheren Geistes- und Her„zens-Abwege kenne ich vollkommen." — Am Leben der heiligen Therese — äußert er später — finde er kein Vergnügen mehr; er fühle keine Lust mehr, vor der Zeit in unsichtbare Sphären zu reisen; er wolle nicht mehr aus jedermann einen Cato machen, noch weniger die

---

*) Besonders mit Zimmermann in Brugg.

**) Ausgewählte Briefe I. S. 258.

***) Und nun erinnere man sich an seine früheren Aeußerungen über Einsiedler und Mystiker.

Mädchen, wie bisher, in den Geheimnissen der Platonischen Philosophie unterrichten. „Allerdings viele Veränderungen!“ setzt er hinzu; „aber sie sind durch fast unbemerkbare Abstufungen herbeigeführt worden.“ — „Augustinus (heißt es dann weiter) ist einer der größten Antipoden der „gesunden Vernunft. — — Der heil. Hieronymus ist noch ein zehn„mal ärgerer Sünder. — — Es ist die Frage, ob nicht ein wahrer „Philosoph in den Augen Gottes ein vortrefflicheres Geschöpf sei als „ein einfältiger Christ? Und wenn Sie schon so mystisch sind, diese „Frage mit Nein zu beantworten, so sehen Sie sich vor. Ich weiß „aus Erfahrung, wie gefährlich die sublime und angenehme Schwärme„rei ist, in welche uns die christlichen Heiligen die Einsiedler und die „erhaben schwärmenden Seelen setzen können. — Der Don Quixote ist ein „gutes Specifikum gegen dergleichen Seelenfieber.“ — Empfindsamkeit Enthusiasmus Unbeständigkeit nennt er jetzt, mit einem wohlgefälligen Rückblick auf sich selber: Schwachheiten der großen Geister. Er schreibe — meldet er im folgenden Jahre (1759) — zum Zeitvertreibe die ausgelassensten Albernheiten. Er sei nun müde, aus dem zehnten Himmel herab mit den Erdbewohnern eine Sprache zu reden die sie nicht verständen; herabsteigend nehme seine Philosophie die Maske der Narrheit vor, so gefalle sie den Narren und belustige die Verständigen.*) — Bei diesen Worten fassen wir den Umgewandelten; sie enthalten ein Bekenntniß für sein späteres Treiben. — So hatte sich in Wahrheit erfüllt was Lessing schon 1753 scherzhaft prophezeit hatte: „Wielands Muse ist ein junges Mäd„chen, das auch, wie die Bodmerische, die Betschwester spielen will, „und sich in ein altväterisches Käppchen einhüllt. Sie bemühet sich, eine „verständige, erfahrene Miene anzunehmen, — und es wäre ein merk„würdiges Schauspiel, wenn diese junge Frömmigkeits-Lehrerin sich wie„der in eine muntere Modeschönheit verwandelte.“ — Lessing hat dies Schauspiel erlebt, und noch zwanzig Jahre mit angesehen. —

---

*) In Idris und Zenide (1767) bringt er die nämliche Maxime in Verse:

„Bedien einmal die Welt nach ihrer Art,
„Und zeige daß Vernunft sich auch mit Thorheit paart.“ —
„Vom dummen Ernst wird zwar dies Bündniß angeschwärzet“ — u. s. w.

Forschen wir jetzt nach den innern Gründen einer so gänzlichen und überraschenden Veränderung in Wieland's Ansichten und Charakter, so ließe sich das Resultat in dem Einen Worte aussprechen: jene Richtung konnte nicht Probe halten; sie mußte untergehn, weil sie in Wieland selbst nichts Wahres, innig Begründetes, und weil sie in sich nichts Gesundes Lebenskräftiges hatte.

Daß jene Richtung in Wieland's Innerstem nicht fest wurzelte, also keine innere Wahrheit war — mag eine hart lautende Beschuldigung scheinen;*) nur soll ihm damit nicht geradezu Heuchelei zur Last fallen, wiewohl er selbst gesteht, er fände diesen Verdacht ganz begreiflich. Um nun zu entscheiden, ob gewisse Empfindungen eines Schriftstellers der wirkliche Ausdruck seines Innern, die wahre Blüthe seines eigensten Wesens seien — finden wir uns zunächst auf unser individuelles Gefühl, auf jenen innern Sinn verwiesen der sich dem lauteren unverfälschten Worte öffnet, während er uns kalt läßt bei Nachahmerei und Schattenbildern. Vor dieser Prüfung werden jene Wielandischen Luftschöpfungen schwerlich bestehen. Dies individuelle Vorurtheil wird noch durch gewichtige Zeugnisse bestätigt, die wir bei Wieland selber suchen müssen. Wie in ihm alles frühreif oder ungezeitigt zur Welt kam, seine Gelehrsamkeit Dichtkunst und Religion,**) so nicht minder seine Zweifelsucht. Im funfzehnten Jahre, wo er aus Betrübniß über seine moralischen Mängel, sich — nach seinem eigenen Zeugnisse — manche Nacht in Thränen des Schmerzes fast gebadet, die Hände sich wund gerieben und die Zeit schlaflos hingebracht habe***) — in demselben

---

*) Ich habe seither gefunden, daß schon zu Wieland's Zeit so geurtheilt wurde, und zwar von einem Manne, dessen übereinstimmendes Urtheil mir sehr willkommen ist: „Wann Wieland — so schreibt J. J. Moser in seinen „Reliquien“ 1766 — statt Sympathien und Empfindungen eines Christen nun „Romane schreibt, Narrenspossen aus andern Sprachen übersetzt und verbuhlte „Lieder dichtet, so ist es ein Verdacht, daß die Schönheit der Religion sich „nur seines Verstandes und nie seines ganzen Herzens bemeistert habe; so „ist es eine Warnung für jeden Schriftsteller, nie mehr zu sagen als er „würklich glaube.“ — (S. 313).

**) Als Greis sprach er daher (1797 bei Böttiger I. 218) die inhaltschweren Worte über sich selbst aus: „Man bedenke nur daß ich immer eine forcirte Treibhauspflanze gewesen bin.“

***) Später (1797) nannte er diesen Zustand „eine religiöse Frömmigkeitswuth, wo er wegen des geringsten peccadillo oder vielmehr wegen der leisesten Anwandlung eines ihm sündlich scheinenden Phantasiespiels die schrecklichste Gewissensangst bekam so als wenn ihn Satanas mit Fäusten schlüge.“ —

Jahre las er die sein Inneres untergrabenden Schriften eines Bayle d'Argens und Voltaire, und der funfzehnjährige Schüler suchte in einem Aufsatze zu beweisen, daß die Welt allenfalls ohne Gottes Zuthun hätte entstehen können, daß aber Gott doch als Seele der Welt existire.*) Damals faßte er den Entschluß, von dem er nachher für einige Zeit abgieng: „dem Kopfe nach ein Freidenker und im Herzen der tugendhafteste Mann zu werden."

Aus diesem inneren Widerspruche von Enthusiasmus und zersetzender Zweifelsucht ist Wieland wohl in seinem ganzen Leben nicht mehr herausgekommen; stets bekämpften und vernichteten sich abwechselnd in ihm Schwärmerei der Phantasie und zweifelnde Ironie des Verstandes. So blieb er auch in religiöser Hinsicht zwischen getrostes Hoffen und matte Resignation in die Mitte gestellt; und wer liest es ohne wehmüthigen Antheil, daß dem auf dem Todbette Phantasirenden noch Shakespeare's berühmte Worte: „Sein oder Nichtsein das ist jetzt die Frage" — wiederholt auf den Lippen schwebten?

Sehen wir uns dann nach den Eigenschaften um durch die Wieland am ehesten über jenen Conflikt mit sich selber hätte hinausgehen können: Stille der Seele nämlich und Stetigkeit des Charakters — so giebt uns eine eindringende Beobachtung bald die Antwort daß es ihm gerade an diesen beiden am meisten gebrach. In dieser Wahrnehmung liegt zugleich ein neuer Beleg für unsre erste Behauptung: daß sein Enthusiasmus keinen innern sichern Grund in seiner Seele hatte.**)

---

*) Ausgewählte Briefe I. S. 48. —

**) Dies gilt von seiner Liebe wie von seinem Glauben. Daß er die wahre Liebe und die ächte Weiblichkeit nie gekannt, sondern nur seraphische Nebelgestalten und Buhlerinnen: beweisen fast alle seine Schriften. Eben begegnet mir in „Herder's Lebensbild, mitgetheilt von seinem Sohne." III. 1. ein Ausspruch Herder's in den Briefen an seine Braut Karoline Flachsland 1770, worin ich meinen Gedanken wiederfinde: „Sie haben Romeo und Julie, „das einzige Trauerspiel in der Welt was über die Liebe existirt, nur in der „schlechten Uebersetzung gelesen; denn das muß ich sagen daß unter allen Shake„speare'schen Stücken Wielanden keines so verunglückt ist als dieses. Der Grund „ist vielleicht der daß Wieland nie eine Romeo-Liebe gefühlt hat, „sondern sich nur immer mit seinen Sympathien und Pantheen „und Seraphins den Kopf voll gewehet statt das Herz je mensch„lich erwärmt hat; und so sind ihm die schönsten Augenwinke, in denen „die Liebe mehr als durch Worte redt, eine ganz unbekannte Sprache ge„wesen." — S. 238. —

Jener stille innere Ernst den wir an ihm vermissen würde ihn vor der Selbstgefälligkeit, vor der bewundernden Selbstbespiegelung bewahrt haben, die seinen früheren Briefen und sogenannt=religiösen Schriften einen unangenehmen Beigeschmack geben. Zwar glauben wir gern seiner Versicherung, daß er seine Hymnen aus Liebe zu Gott geschrieben, und daß ihn „von seiner Jugend an das Wahre und Schöne entrainirte," daß er alles vergessen habe über den Ideen von Weisheit Tugend Vollkommenheit, nach denen er gedürstet.*) Aber dann erzählt er uns selbst wieder: er habe viele Unarten die ihm den Genuß seiner „sublimen Glückseligkeit" rauben; er würde sich sonst (meint er) etwas darauf einbilden daß er „manchmal Flügel der Morgenröthe nehme, und über diese Welt hinausfliege."**) — Den gleichen Akcent schmeichelnder Selbstbeschauung haben Versicherungen wie die: „Ich „kann zärtlich lieben, und bin voll Begierde mich eines edeln Freundes „würdig zu machen;" oder: „ich empfand diese Aufwallung des Herzens, „diese Art von Sympathie, welche ähnlichen edeln Herzen anzeigt, „daß sie für einander geschaffen sind." — „Wir werden (schreibt er später) edler zärtlicher überirdischer durch den himmlischen Affekt der in „dieser Welt so unbekannt ist." — „Wir die wir die Messiade empfin„den und einsehen, wir sind berechtiget, eine sehr gute Mei„nung von uns zu haben. Die Empfindungen deren unser Herz „fähig ist sind uns Bürgen einer nicht gemeinen Vortrefflichkeit die in „uns liegt." Auch will es uns nicht recht anmuthen, wenn wir aus dem Munde des Neunzehnjährigen vernehmen müssen: er könne mit der Satisfaktion sterben, daß seine Jugend Gott und der Weisheit heilig gewesen. Dagegen glauben wir seiner Klage: zuweilen wandle ihn eine gewisse Empfindung seiner selbst an die ihn eigensinnig mache; es sei in ihm ein seltsames Gemisch von Hochschätzung und Verachtung seiner selbst; zuweilen dünke ihn, er sei zu gut für diese Welt, und zuweilen scheine ihm jedermann mehr als er. — Wagen wir zuviel, wenn es uns vorkommt als habe er in den „Sympathien" bei Schilderungen wie diese sich selbst im Auge gehabt? „Du bist so glücklich, Amyn„tor, besser zu denken, ob du gleich im Vaterlande der Schöpse und „unter einer dicken Luft geboren bist. Dein Geist hat sich im gehei„men Umgang mit den Weisen eines geistreichern Alters gebildet. Bei

---

*) Ausgew. Briefe I. S. 189 und 337.

**) Bd. I. S. 196.

„ihnen hast du den feinen Geschmack eingesogen der das Wahre und Schöne zu prüfen weiß" u. s. w. —

Für unsere Behauptung, daß man eine innige Stetigkeit des Charakters bei ihm nicht suchen dürfe, mag wieder sein eigenes Wort einstehen: „daß die meisten Ausdünstungen seiner Seele nur aus der Oberfläche kämen;*) — „daß die Damen der Haupt-Ressort seines Geistes gewesen, und daß er ohne sie selbst seine christlichen Empfindungen nicht geschrieben hätte." Setzen wir hinzu, daß äußere Umstände störend zwischen seine erste Liebe traten, daß aber im Laufe einiger Jahre nicht weniger als drei ähnliche Verhältnisse bei ihm folgten: so ist das Bild seiner Beständigkeit vollständig. Zum Ueberflusse setzt er noch hinzu: daß sein Kopf ausschweife, und sein Herz ein seltsam Gemisch von Größe und Schwäche sei. —

Haben wir eingesehen, daß Wieland's anfängliche religiöse Richtung nicht in seinem innersten Wesen begründet, sondern nur Manier, ein Angenommenes und Nachgeahmtes war: so wenden wir uns jetzt zu der andern schon ausgesprochenen Behauptung, daß jene Richtung überhaupt keine gesunde, und daß der Abfall von ihr darum an sich noch nicht zu bedauern gewesen sei.

Es bedarf nicht eben eines sehr scharfsinnigen Auges, um in jenen Jugend-Produkten einen platonisirenden sentimentalen Mysticismus wahrzunehmen, den wir wohl als das Erzeugniß eines warmen Herzens und einer lebendigen Phantasie ansehen, nur nicht ohne weiteres dem Christenthume gleichstellen oder gar mit demselben verwechseln dürfen. Das Krankhafte und Unhaltbare jener Ansicht tritt am stärksten in der Beurtheilung des Menschen und des menschlichen Lebens hervor. Dieser Denkweise zufolge sei die Seele hier nur in einem Kerker, der Mensch ein aus seiner himmlischen Heimath Verbannter, der nach einer Befreiung schmachte die auf Erden nie zu erreichen sei; und während die Mehrzahl der Erdbewohner zur Thierheit herabsinke, bleibe doch noch eine Anzahl ihres göttlichen Ursprungs eingedenk, indem ihr Fühlen und Sehnen über alles Irdische hinaus zum verlornen Vaterlande hinstrebe. Was uns in diesen Aeußerungen an-

*) Briefe I. S. 293.

zieht, ist dieses Dringen auf etwas was wir alle suchen, das Trachten nach einem Besitz der dem Menschen erst seine wahre Stellung anweist. Allein diese Anerkennung kann uns den dort zu Grunde liegenden Irrthum, das Ungenügende jenes Idealismus der Phantasie nicht verdecken. Der Mensch, wie weit er auch von seinem Urbilde sich entfernt hat, ist kein Gefangener, und das Leben, von wie vielen Leiden, innern und äußern, es auch durchzogen sein mag, ist dennoch keine Verbannung. — Gehört es zum Eigenthümlichen unsers Wesens, zum unterscheidenden Erbtheile der Menschheit, daß mit unsrer irdischen Natur die göttliche sich verschmelze, daß im Sichtbaren das Geistige erscheine und wirke — dann muß uns die Vorstellung fast als eine selbstmörderische erscheinen: als ob das Göttliche in uns nur ein gefesselter Fremdling wäre. Das hieße: da aufhören wo man erst anfangen sollte; es hieße: feig sich in Fesseln ergeben die wir eben zu brechen berufen sind. — Daß wir uns aus diesem Leben fortträumen und fortsehnen, daß wir den Werth der Menschen nach Empfindungen und Stimmungen beurtheilen, statt nach seiner gesammten innern Richtung und thatsächlichen Bewährung, daß wir uns an Bildern einer höhern Zukunft bis zum Eckel gegen Gegenwart und gegen unser hiesiges Loos erhitzen — das Alles ist gewiß nicht die Wahrheit und Weisheit des Lebens; und doch ist es der Inbegriff jener Empfindungen die wir bei Wieland kennen gelernt. Das Gefühl des Höheren ist heilig, aber hier wird es zur Empfindungs-Schwelgerei; das Christliche ist eins mit dem höchsten sittlichen Ernste, aber hier wird es zur religiösen Genußsucht. — Auch hierauf findet das Wort seine Anwendung: daß der Mensch nicht scheiden solle was Gott vereinigt hat: Seele und Leib, Göttliches und Menschliches. In jenen Stimmungen denen sich Wieland damals hingab, vergißt man zu leicht, daß die treue Arbeit an unserem Inneren schwerer aber wichtiger ist als das frühzeitige Uebergreifen nach einer höheren uns noch unzugänglichen Stufe; man vergißt zu leicht, wie viel schwerer, aber auch wie viel dringender es ist, sich hülfreich auf die Schlangenwege menschlicher Verirrungen zu wagen, als nur immer in das Mitgefühl Gleichgestimmter sich zu versenken. —

Daß demzufolge Wieland nicht auf diesem Wege fortgehen durfte und konnte — werden wir unbestritten lassen; wenn er wirken, wenn er das Bewußtsein seiner Zeit erregen wollte, so mußte er zu einer höheren und kräftigeren Lebensansicht erstarken. Die Umwandlung erfolgte; aber statt eines rüstigen Emporarbeitens erlebte er ein entschie-

denes Zurückfallen; hatte er vorher unsre göttliche Natur überspannt, so warf er sich jetzt mit der gleichen unwahren Einseitigkeit der irdischen Natur in die Arme. Früher schien er die Bedeutung des Menschlichen und Natürlichen, jetzt den Adel des Geistigen, die Freiheit des Göttlichen in uns zu verkennen. — Von 1762 an erschienen die Schriften dieses Gepräges; ihre Aufzählung im Einzelnen gehört nicht hieher; wer mit ihrer Durchlesung seine Zeit verwüsten, seinen Sinn trüben will, mag sich allein in ihnen zurecht finden. — Schon der Titel eines der ersten unter diesen Büchern verräth die veränderte Richtung des Steuermanns: „Don Sylvio von Rosalva, oder der Sieg der Natur über die Schwärmerei; eine Geschichte, worin alles Wunderbare natürlich zugeht.“ (1762. 1763). *) Später folgte Agathon, sein bekanntestes Werk aus dieser Periode, wo er in fremder Verkleidung seine eigene Geschichte erzählt. **)

Es ist schon nachgewiesen, welche innere Gründe jenen Uebergang Wieland's aus der ersten in die zweite Periode herbeiführen konnten; noch kamen Lebenserfahrungen dazu, die auf ihn einen bleibenden Einfluß übten. Das Schicksal seiner ersten Liebe und das nachfolgende Anknüpfen und Auflösen ähnlicher Verhältnisse mochte ihn zu der erkältenden Entdeckung geführt haben, daß jene Gefühle die er für unvergänglich gehalten, dem Loose der Zeit unterliegen blühen und verwelken können. Von da an weicht sein Glaube an das Ideale, die Menschen sinken zu etwas ganz anderem herab als wofür er sie hatte nehmen wollen; er glaubt, jetzt erst seien ihm die Augen über Leben und Genuß aufgegangen. — Die entscheidende Einweihung in diese Ansicht gab ihm, nach seiner Rückkehr in die Vaterstadt, ein Hofleben im Kleinen, das er auf dem Schlosse Warthausen beim Grafen Sta-

---

*) Zu dem Verwerflichsten was in glatter Schlüpfrigkeit und sybaritischem Schmutze damals von Wieland hervorgebracht wurde, hat er die Stirne im Vorberichte zu bemerken: „Um diesem Mährchen das höchste Interesse, dessen „es fähig war, zu geben, mußte es nicht nur mit Zucht und Delikatesse, ohne „alle Leichtfertigkeit erzählt werden; sondern es war auch nöthig, dem K. einen „edlern Beweggrund zu geben“ u. s. w. —

**) Lichtenberg (Vermischte Schriften I. 291) bemerkt zum Agathon: „Ich bin durch das ganze Stück dem Agathon nicht recht gut gewesen; ich „möchte fast sagen, ich mißgönne es dem Delphischen Jesuiten-Schüler, daß „sich ein so großer Mann wie Wieland für ihn interessirt, und jede seiner Alltagsempfindungen durch so feine Theorien zu adeln sucht.“ —

dion kennen lernte. Hatte er sich früher keine anderen Menschen als Engel oder Thiere geträumt, so machte ihn die dortige feine französische Weltbildung mit Personen bekannt die ihm Leben und Menschheit in einem neuen Lichte zeigten.*) Hier kam es nicht mehr auf Gefühle und Handlungen an, sondern auf Ton und Haltung, auf Ausdruck und Gewandtheit, auf Genußfähigkeit und praktisches Geschick; als ein Instrument galt das Leben, dem man möglichst viele süße Töne entlocken müsse, nicht als eine Schule die den Willen erziehen, die Seele reinigen solle. Ohne die Beihülfe religiöser Ueberzeugungen, ohne den herben Ernst sittlicher Kämpfe war alles fern gehalten — so schien es ihm — was als Gemeinheit oder Roheit den inneren Sinn verletzt. Hier sah er eine Aufgabe gelöst die von da an sein Augenmerk blieb: nicht durch religiöse und moralische sondern durch ästhetische Gesetze das Leben zu ordnen; das Gefühl der Takt für das Schöne sollte den Glauben und die Erkenntniß auf diesem Gebiete entbehrlich machen. — Und was ihn die Menschen auf Schloß Warthausen lehrten, darin bestärkten ihn übereinstimmend die Bücher der dortigen Bibliothek. — Gleichzeitig erhielt sein eben wieder aufwachender Widerwille gegen Kirchliches und Theologisches einen starken Impuls durch einen kleinen Tumult seiner Mitbürger, die sich der Einsetzung eines der Neologie verdächtigen Geistlichen gewaltsam widersetzen wollten; der Haß gegen allen derartigen Eifer ward nun ein stehender Zug seiner späteren Schriften. So hat er — zum Theil ohne es zu wollen — wesentlich dazu beigetragen, daß seitdem reines Christenthum und herrschsüchtiges Pfaffenthum von der gemeinen Masse der sogenannten Aufgeklärten mit demselben Hohngeschrei verfolgt wurde.

---

*) „Eine beschäftigte Lebensart, häufige Reisen und die mannigfaltigen „Verhältnisse mit allerlei Arten von alltäglichen Leuten, in welche man da„durch gesetzt wird, sind sonst immer das sicherste Mittel, die übermäßige „Lebhaftigkeit der Einbildung zu schwächen, und einen Platonischen Schwärmer „unvermerkt und zu seiner eigenen Verwunderung in einen Menschen wir andre „umzugestalten." — So spricht im „Peregrinus Proteus" (1791) Lucian, und weist damit auf die Einflüsse denen Wieland selbst großentheils seine Umwandlung zuschreibt. —

Betrachten wir nun diese spätere Periode von Wieland's Werken nach ihrer literärischen sittlichen und religiösen Bedeutung. — In der Leichtigkeit und Glätte, in dem linden einschmeichelnden Flusse der Sprache steht er in jener Zeit oben an; er bewies thatsächlich, daß die deutsche Sprache in geschickten Händen der französischen selbst ihre geselligen Vortheile könne streitig machen; durch ihn wurde sie wieder zur Gesellschaftssprache der höheren Stände ausgebildet, die sich vorher ihrer geschämt hätten. Ist nach dieser formalen Seite hin sein Verdienst nicht zu verkennen, so darf man doch sein schöpferisches, eigenthümlich poetisches Talent desto bescheidener anschlagen. Es wurde ihm nachgewiesen, aus wie vielen Sprachen Ländern und Schriftstellern er das Seinige geborgt habe; in jugendlichem Uebermuthe erklärte ihn Friedrich Schlegel (1799) späterhin geradezu für literarisch bankrott, wobei alle von Wieland ausgeschriebenen oder nachgeahmten Schriftsteller als seine Gläubiger aufgezählt wurden. „Es sei — hieß es — auf Ansuchen der Herren Luzian Fielding Sterne Bayle Voltaire und vieler Autoren über die „Poesie des Hofrath Wieland Concurs eröffnet, und weil mehreres verdächtige Eigenthum sich vorgefunden, jeder, der ähnliche Ansprüche „habe, sich zu melden vorgeladen."*) —

Der sittliche Charakter dieser Schriften wurde im Allgemeinen schon angedeutet; nicht alle trifft ein gleich starker Tadel; von dem geradezu Verwerflichen läßt sich eine Stufenleiter bis zum Unbeleidigenden, zum heiteren Geziemenden nachweisen, aber immerhin ist dessen

---

*) Gruber I. S. 420. — Seine Vorliebe für Lucian spricht Wieland schon im „Urtheil des Paris" 1764 aus:

„Wer kennt ihn nicht, den Spötter Lucian? . .
— — „Daß niemand feiner scherzen kann
„Daß er ein schöner Geist, ein Kenner
„Ein Weltmann war, gesteht ihm jeder ein;
„Doch wünschen Tillemont und andre wackre Männer
„Mit gutem Fug er möchte frömmer sein.
„Was uns betrifft die gern sokratisch lachen,
„Uns dient er oft zum wahren Aeskulap:
„Er treibt die Blähungen der Seele sanft uns ab
„Und weiß die Kunst mit Lächeln oder Lachen
„Uns klüger oft, vergnügter stets zu machen,
„Und das ist mehr, gestehts, als mancher große Mann
„In Folio und Quarto leisten kann." —

genug, ja im Uebermaß, was jeden reineren Sinn verletzt. Immer wiederholt er den Versuch — also gefällt er sich darin — dem Unsittlichen reizende Farben zu leihen, und die Tugend fast immer in der Versuchung unterliegen zu lassen,*) als ob das Unterliegen eines moralischen Schwächlings ein Recht dazu gäbe, den Glauben an die Freiheit des überwindenden Geistes fallen zu lassen. Wieland's sittliches Glaubensbekenntniß aus jener Zeit ließe sich in einigen Sätzen des kahlsten Epikuräism zusammenfassen: der Mensch sei zum Vergnügen geboren; seine Weisheit bestehe in möglichster Ausdehnung und Verlängerung des Genusses; auch die Arbeit sei empfehlenswerth, als Würze nämlich, um den Genuß desto schmackhafter zu machen. — Darum konnten Männer die sonst sehr frei hierüber dachten, wie Schleiermacher in seiner Jugend, öffentlich aussprechen, daß Wieland's Schilderungen „eine gemeine Natur" verrathen. „Etwas schlimmeres — so urtheilt Jean Paul in der Vorschule zur Aesthetik — ist jenes persiflirende

---

*) „Wo Tugend und Natur sich bis an's Leben gehen,
„Verzehrt der Widerstand die Kraft zum Widerstehen." —
Vgl. Idris und Zenide I. 37. — Nackter als hier läßt sich der materialistische Zweifel an der Macht des göttlichen Princips im Menschen nicht aussprechen. — Nur dann ließe diese Stelle sich vertheidigen, wenn Wieland unter Tugend blos den isolirten individuellen Entschluß verstände, statt sie als die freie Vereinigung unsers Willens mit dem göttlichen Gesetze d. h. als Liebe Gottes zu fassen. —

Wieland's Meinung ist aber in diesen Stücken vielmehr völliger Unglaube an das Höhere im Menschen, sobald es auf die Probe gesetzt werde. Der erste Paragraph in dem Glaubens-Codex aller Materialisten heißt: Unglaube an weibliche Tugend, wie Wieland ihn dem Itifall („Idris und Zenide" I. 89) in den Mund legt:

„Ich bin in euerm Sinn ein Majestätenschänder,
„Weil mir ein Weib — ein Weib und keine Göttin scheint u. s. w.
— „Die Unschuld? Gut, die wohnt in Schäferhütten,
„Und dort verirrt sie sich aus Unerfahrenheit.
„Der Andern Tugend lau'rt nur auf gelegne Zeit,
„Und streckt die Waffen oft, eh man sie noch bestritten." —

Im „Kokkox" (1769 — 70) den er einen „Beitrag zur Naturgeschichte des sittlichen Menschen" nennt, findet er es doch nothwendig: das feste Familienband gegen die Theorie einer communistischen Auflösung der Ehe zu vertheidigen, indem er die Folgen einer solchen Entartung ausmalt. — Wogegen in „Aristipp's Briefen" die Frauen-Emancipation und ähnliche Fragen weitläufig hin und her besprochen und empfohlen werden.

Gedicht z. B. der Franzosen, der Weltleute und manches von Wieland, das zwischen den Grenzen des Ernstes und Lachens schwebend, nur Geister vernichtend belacht und Körper ernst schaffend malt. In dieser französischen Gattung wird der Mensch besiegt und das Thier befreit; alles Edle wird lachend d. h. vernichtend behandelt, alles Sinnliche ernst und warm in's Feld geführt." —

Von Wieland dem Schriftsteller müssen wir zuweilen den Menschen unterscheiden, wenn wir ihm Gerechtigkeit wollen widerfahren lassen; sein praktisches Leben war nicht wie seine Bücher. „Die Sentimens eines Menschen — schreibt er 1763 — bleiben immer, wenn er einmal welche gehabt hat; aber die Begriffe ändern sich von Zeit zu Zeit. Ich liebe die Tugend um deßwillen nicht weniger, weil sich meine Metaphysik geändert hat; und ich billige um deßwillen keine Ausschweifungen, wenn ich schon nicht im Predigerton dagegen eifere." — Dies klingt, wenn man weiß was er vertheidigt, als widerwärtige Rabulisterei; den Predigerton forderte niemand, aber eben so wenig den Sirenen-Ton zu dem er seine Verse und Prosa oft erniedrigte. Nie wird das Verderbliche irgend einer Richtung durch den Privatcharakter ihres Stifters gerechtfertigt; denn nur die Freunde sehen den Menschen; den Schriftsteller aber und seine Wirkung sieht die Welt und hält sich daran. — Und verträgt sich ein lauteres Gefühl damit, wenn man bald auf Partien stößt von denen es sich unwillig abwendet, und bald wieder auf Stellen die in's Heiligste des innern Menschen einführen, wie z. B. die folgende?

— — „Du selbst, o Tugend, du höchste Höh'
„Der Menschenseele, was bist du als Liebe,
„Du Gott in uns? — — — —
„Wohl uns, so viele von uns das Schauen
„Von diesem Geheimniß empfangen haben!
„Wohl uns, uns leuchtet allein die Sonne,
„Uns scheint das herzerfreuende Licht;
„Wir leben das wahre Leben, athmen
„In reinen Lüften mit freier Brust;
„Und sehen was ist mit unbefangnen
„Augen, und hören Götterstimmen,
„Und durch die tiefe Nacht der Wesen
„Den Schwung der alles bewegenden Räder,
„Und fürchten nichts! Und schwimmen und wälzen
„Durch Stille und Sturm uns, immer getroster
„Die ewigen Wogen der Zeit hinab!" —

Aber es dauert nicht lange, so lehrt uns der Dichter wieder an der Unvergänglichkeit auch des edelsten Gefühles zweifeln:

— — „Was bleibt vom Loos der Sterblichkeit verschont?
„Im Zauberlande der Ideen
„Da gäb ich's zu! allein in unsrer Welt,
„In dieser Werktagswelt, wo blos vom langen Stehen
„Selbst der Coloß von Rhodus endlich fällt —
„Wird, glaube mir, so lange sie noch hält,
„Nichts Unvergängliches gesehen!“ — —

Oder er entwirft uns ein Bild seiner Lebensphilosophie so einladend als möglich:

„Die reizende Philosophie,
„Die, was Natur und Schicksal uns gewährt,
„Vergnügt genießt, und gern den Rest entbehrt;
„Die Dinge dieser Welt gern von der schönen Seite
„Betrachtet; dem Geschick sich unterwürfig macht,
„Nicht wissen will, was alles das bedeute,
„Was Zeus aus Huld in räthselhafte Nacht
„Vor uns verbarg, und auf die guten Leute
„Der Unterwelt, so sehr sie Thoren sind,
„Nie böse wird, nur lächerlich sie find't
„Und sich dazu; sie drum nicht minder liebet,
„Den Irrenden bedau'rt, und nur den Gleißner flieht;
„Nicht stets von Tugend spricht, noch von ihr sprechend glüht,
„Doch ohne Sold und aus Geschmack sie übet;
„Und, glücklich oder nicht, die Welt
„Für kein Elysium, für keine Hölle hält,
„Nie so verderbt als sie der Sittenrichter
„Von seinem Thron im sechsten Stockwerk sieht,
„So lustig nie als jugendliche Dichter
„Sie malen.“ — — — —

Nichts wird unsern Vorwurf besser rechtfertigen als wenn wir aus Wieland's eigenen Geständnissen nachweisen, wie wenig er über jenen Widerspruch seines schriftstellerischen und seines Privatcharakters mit sich einig war; das wichtigste Zeugniß hiefür sind seine „Unterredungen mit dem Pfarrer von **“ (1775). Dort versichert er: die Geschichte seiner Seele und die Geschichte der Gelegenheit Art und Weise wie jede seiner Schriften entstanden sei, gehöre unumgänglich dazu, wenn die Welt in den Stand gesetzt werden solle, jede in ihrem wahren Lichte zu sehen. — Aber die Welt, in der wir leben, ertrüge

einen so hohen Grad von Aufrichtigkeit nicht. — Seine Fehltritte seien gerade das was freilich nicht seiner Weisheit oder Klugheit, aber gewiß seinem Herzen die meiste Ehre mache.*) — Der sittliche Mißbrauch, (so klagt er) welchen Leser von verdorbenem Herzen von seinen Schriften machen, und der Schaden den sie durch Mißverstand anrichten können — dieser Mißbrauch, dieser Schaden verwunde sein Herz und habe ihm schon oft den ungeduldigen Wunsch ausgepreßt, daß er lieber ein Holzhacker Sackträger, oder alles andere was ein ehrlicher Mann sein kann, geworden sein möchte als ein Dichter und Schriftsteller für die Welt. — Nach einem solchen Geständnisse beschwichtigt er sich, beim Mangel jeder innern Gewißheit, mit der Versicherung: daß er sich gewöhnlicher Weise in einer ganz erträglichen Zufriedenheit mit sich selber fortbewege und von dem süßen Wiegenliedchen: Alles ist gut, eingelullt, sein Haupt so sanft auf sein Kissen lege als irgend ein Autor in der Christenheit. — Er ergießt sein väterliches Herz in die Worte: Das höchste Glück das er vom Himmel erbitte sei, daß er lieber jedes von seinen Kindern vor seinen Augen töde als sie den Augenblick erleben lasse, wo die Unschuld ihrer Seele durch einen andern Flecken als den eine Thräne wieder auswaschen kann, befleckt werden sollte. Oft habe der bloße Gedanke sein Herz umgekehrt, daß die Reinigkeit und ungefärbte Güte dieser Kindes-Seele in einer so verderbten Welt Schaden leiden könne, ja beinahe unvermeidlich leiden müsse. — Und nach diesem Ergusse muß er sich doch den Einwurf machen: wie er mit solchen Empfindungen gleichwohl Gedichte schreiben könnte, die er vor seinen Kindern verberge? Er gesteht, daß an manchen seiner Erzählungen viel Verdammliches**) sein möge; die Pflicht des Dichters wie des Beobachters und Geschichtschreibers der Menschheit sei aber, alle Arten von Charakteren so darzustellen wie sie wirklich sind, nicht wie sie ein Mensch sich einbilde der sich in seinem Studirstübchen den Kopf mit willkührlichen Abstraktionen und Spinneweben angefüllt habe. — Eine Sünderin (fährt er fort) die alles was schön und liebreizend und bezaubernd ist in ihrem Geist und ihrem Umgange vereinige, könne ein

---

*) Unterredungen S. 438.

*) Unterredungen S. 466. — Gruber im Leben Thümmel's S. 386 führt aus dem Munde Weiße's die Behauptung an, „daß Wieland wenigstens Zollikofern versichert habe, daß mit seinem Willen seine Kinder niemals seine Schriften lesen dürften.“ —

Dichter nicht mit eckelhaften Farben malen. Sie bleibe tadelnswürdig, insofern sie eine Sünderin sei; aber wenn sie nun gleichwohl Witz Geschmack feine Lebensart Kenntnisse Talente, kurz tausend Verdienste habe die selbst auf ihre Sünden ein sanft gebrochenes Zauberlicht werfen: ob sie der Dichter nun nicht schildern solle wie sie sei? — Hier ist ihm wieder ein Wort entfallen, das auf das Bodenlose in Wieland's Seele ein helles Licht wirft. — Wie mißlich es mit seiner innern Beruhigung bestellt war, sehen wir, wenn er zu so kläglichen Entschuldigungen seine Zuflucht nimmt wie die ist: die ganze Welt sei schon seit etlichen tausend Jahren voller ärgerlicher und verführerischer Personen und Handlungen und die Geschichte nicht viel besser als ein ungeheures Sündenregister der Menschheit; woraus wir nun den Schluß ziehen sollen, daß seine Schilderungen sehr viel in der Welt nicht schaden könnten. — Weil er sich des Glaubens an die Macht freier Sittlichkeit im Menschen nicht mehr bewußt ist, so hält er sehr wenig von der Nützlichkeit der Bücher, worin die Menschen geschildert werden wie sie sein sollten; er findet ja schon die Frage gar nicht leicht: wie die Menschen sein sollen; und ein allgemein gültiges ewiges Maß das wir an den Menschen legen dürfen, war ihm ganz abhanden gekommen. In diese Ungewißheit wird sich der nie verlieren, der für jene höchste geschichtliche Erscheinung ein Auge hat in welcher alles Menschliche sich wieder urbildlich als Göttliches gestaltete. — Wieland hält es frischweg für ausgemacht, daß von keinem Menschen gefordert werde, vollkommen zu sein, weil man die Adamskinder nach dem ordentlichen Laufe der Natur nur stufenweise verbessern könne. „Das Erste — sagt er — und Nöthigste was Leute wie wir zu thun „haben, ist, unsere Irrthümer und Unarten los zu werden; und dazu „kann uns eine getreue Entwickelung des Ursprungs Fortgangs und „Ausgangs herrschender Leidenschaften mehr helfen als die Geschichte des „untadeligsten Lebenslaufes." — Uebersetzen wir diesen Rath in eine andre Ausdrucksweise, so wäre Wieland's Meinung die: daß die Einsicht in fremde Verirrungen uns von den eigenen heilen könne, daß die Erlösung nicht in einer neu in uns angefachten Kraft und Liebe, sondern in Lebensklugheit und Erfahrung bestehe. —

Einen erfreulichen Ruhepunkt zwischen diesen Betrachtungen gewährt uns Oberon (1780), das reifste unter allen späteren Gedichten Wieland's, und zugleich dasjenige welches fast allein der allgemeinen Vergessenheit zu entgehen scheint. Zwar finden sich auch hier Partien, die von der Fäulniß die in andern Erzeugnissen stört, nicht unberührt ge-

blieben; aber die Idee des Ganzen, wie ihre Ausführung, dem größten Theile nach, führt uns in reinere Luft und auf die freiere Höhe des Lebens die das wahre Element der Poesie ist ... Wir sehen dort das geheimnißvolle Walten göttlicher Führungen, die dem muthig aufstrebenden Menschen hülfreich sich nähern:

— — „Was du mit Glauben und mit Muth
„Begonnen hast, das helf' ich dir vollenden."

Er aber, dem das schönste Loos zugesagt ist, falls er im Gehorsam gegen ein höheres Gebot ausharrt, und so die schwere Herzensprobe der Selbstbezwingung besteht — er übertritt die ihm gezogene Schranke und stürzt in Elend und — wie ihm vorkömmt — in Gottverlassenheit; erst durch eine lange Reihe von Leiden und Prüfungen erringt er das doppelte Glück das ihm schon von Anfang zugedacht war. In diesen äußeren Leiden sind dem Geprüften die höchsten Seelengüter erblüht; und in dieser Darstellung gerade ist das Zarteste und Reinste zu suchen, womit die Dichtung den sittlichen Menschen beglücken kann. Gottvertrauen und unwandelbare Treue läßt der Dichter als die beiden köstlichsten Früchte jener herben Erfahrungen erblühen. In dieser Lage spricht der Glaube der Bedrängten jenes vielfach wiederholte Wort:

„Mir sagt's mein Herz; ich glaub's, und fühle, was ich glaube:
„Die Hand, die uns durch dieses Dunkel führt,
„Läßt uns dem Elend nicht zum Raube.
„Und wenn die Hoffnung auch den Ankergrund verliert,
„So laß uns fest an diesem Glauben halten:
„Ein einz'ger Augenblick kann alles umgestalten." —

Ebenso findet die Ahnung des Uebersinnlichen einige Male einen würdigen Ausdruck, z. B. in der Schilderung des blinden Einsiedlers (8. Gesang).

„Er blieb allein. Doch desto fester kehrte
„Sein stiller Geist nun ganz nach jener Welt sich hin,
„Der, was er einst geliebt, jetzt alles angehörte.
„Oft in der stillen Nacht, wenn vor dem äußern Sinn
„Wie in ihr erstes Nichts die Körper sich verlieren,
„Fühlt er an seiner Wang ein schmerzliches Berühren.
— — „Ihm wird als fühl' er dann die dünne Scheidwand fallen,

„Die ihn noch kaum von seinen Lieben trennt;
„Sein Innres schließt sich auf; die heil'ge Flamme brennt
„Aus seiner Brust empor; sein Geist im reinen Lichte
„Der unsichtbaren Welt, sieht himmlische Gesichte. —
— — — „Wenn dann die Morgensonne
„Den Schauplatz der Natur ihm wieder aufschließt, bleibt
„Die vorige Stimmung noch. — — —
„— — Und überall, in allen
„Geschöpfen sieht er dann des Unerschaffnen Bild,
„Als wie in Tropfen Thau's das Bild der Sonne wallen.
„So fließt zuletzt unmerklich Erd und Himmel
„In seinem Geist in Eins. Sein Innerstes erwacht.
„In dieser tiefen Ferne vom Getümmel
„Der Leidenschaft, in dieser heil'gen Nacht
„Die ihn umschließt, erwacht der reinste aller Sinne —
„Doch wer versiegelt mir mit unsichtbarer Hand
„Den kühnen Mund, daß nichts Unnennbar's ihm entrinne?" —

Tiefer, als vielleicht Wieland erwog, ist sein Gedanke, daß der Geprüfte durch alle ihm auferlegte Leiden noch zu keiner Versöhnung seiner Schuld gelangt, bis er sich selber einem *freiwilligen* Opfer unterzieht; die Ausführung dieser Idee befriedigt uns indessen in dem Gedichte viel weniger als die tiefe Wahrheit des Gedankens selber. Denn nur im Opfer, in der freiwilligen Versenkung in seinen heiligen Schmerz ist die läuternde Glut verborgen, vor welcher die beängstende Anklage des Gewissens auf immer entweicht. —

Mit schöner Zurückhaltung malt der Dichter das höchste Erlebniß häuslichen Glückes:

„Ihr, denen die Natur beim Eingang in dies Leben
„Den überschwenglichen Ersatz
„Für alles andre Glück, den unverlierbarn Schatz,
— — Das Beste in der Welt
„Was sie zu geben hat, und was in's bessre Leben
„Euch folgt: *ein fühlend Herz und reinen Sinn* gegeben,
„Blickt hin und schaut — der heil'ge Vorhang fällt." —

Oder er faßt die Summe gereifter Erfahrung in die Worte des sterbenden Einsiedlers:

„Viel Trübsal noch, auch viel der besten Freuden,
„(Oft sind's nur Stärkungen auf neue größ're Leiden)
„Erwarten euch, indeß ihr unvermerkt dem Ziel
„Euch nähert. Beides geht vorüber,
„Und wird zum Traum, und nichts begleitet uns hinüber,

„Nichts als der gute Schatz, den ihr in euer Herz
„Gesammelt: Wahrheit Lieb' und innerlicher Frieden,
„Und die Erinnerung, daß weder Lust noch Schmerz
„Euch je von euerm Hang an eure Pflicht geschieden." —

Von derselben Wahrheit der Empfindung, obwohl nicht ohne Anklänge an das Eigenthümliche der ersten Periode, zeugen Hyon's Worte an des Einsiedlers Todbette:

„Ist dir's nicht auch — —
„Als fall' aus jener Welt ein Strahl in deine Seele?
„So fühlt' ich nie der menschlichen Natur
„Erhabenheit! noch nie dies Erdenleben nur
„Als einen Weg durch eine dunkle Höhle
„In's Reich des Lichts! nie eine solche Stärke
„In meiner Brust zu jedem guten Werke!
„Zu jedem Opfer, jedem Streit
„Nie diese Kraft." — —

Und die sanfteste Musik des Verses und des Gefühls liegt in der Strophe wo Amanda gebeugt nur im Tode die letzte Hülfe sieht:

„Mitleidig reicht er ihr die abgezehrte Hand,
„Der letzte, treuste Freund der Leidenden! Sie steiget
„Hinab mit ihm in's stille Schattenland,
„Wo aller Schmerz, wo aller Jammer schweiget;
„Wo keine Kette mehr die freie Seele reibt,
„Die Scenen dieser Welt wie Kinderträume schwinden,
„Und nichts aus ihr als unser Herz uns bleibt;
„Dort wird sie was sie liebte wiederfinden." —

So erscheinen uns im Oberon zwei große Probleme des Menschenlebens mit glücklicher Hand gelöst: Der Zufall verklärt sich zur Vorsehung und die menschliche Freiheit zur Liebe und Treue. Schicksal und Menschheit stehen in versöhnendem Lichte vor uns. Gern würden wir noch bis zu der Erklärung fortgehen: daß mit Oberon die unreine Seite in Wieland's Schriften überwunden war, wenn nur die Geschichte nicht widerspräche; denn auch nachher ist er mehrmals wieder in die vorige Weise zurückgefallen.

Seine religiöse Haltung und Richtung in dieser zweiten Periode kann nach allem Vorhergehenden nicht mehr zweifelhaft sein; um ihn auch hierin zu begreifen, brauchen wir uns blos daran zu erinnern, daß schon vor der Zeit seiner Gefühlsschwärmerei die nackteste Zweifelsucht sich in ihm angesetzt hatte. Diese Gegenwirkung eines grübelnden Verstandes trat nun übermächtig ein, als der Blumenstaub seiner Empfindungen verweht war; von da an bis an sein Ende ist er zu keiner andern religiösen Grundlage gekommen als zu abwechselnden Stimmungen, die zwischen Resigniren und Hoffen unbestimmt schwankten. Wir sahen im Oberon innigere Eindrücke seiner Kindheit und die Hoffnungen der besseren Stunden männlicher Reife auftauchen;*) aber in späteren Werken verschwindet uns wieder jeder feste Boden; selbst den Zweifel an der Fortdauer des geistigen Menschen kann er nur momentan überwinden, er trägt ihn in einer seiner Schriften (der Euthanasia) geradezu vor. In andrer Stimmung beruhigt er sich wieder mit seiner Gemüthsstille: „Ich sehe dem Tode ruhig und mit dem stillen Verlangen entgegen, womit man einen Freund erwartet. Ich betrachte ihn als einen guten Genius, der mich im schlimmsten Falle zu einer ewigen Ruhe, aber wahrscheinlich an den Ort meiner künftigen Bestimmung führen wird" u. s. w.**) Indessen wenn er auf seine frühere

---

*) Wie sehr er auch in späteren Jahren noch von persönlichen Einflüssen in seinem Glauben und Zweifeln abhieng: sehen wir z. B. aus einem Briefe Baggesen's von 1795 („Jens Baggesen's Briefwechsel mit Reinhold und Jacobi" II. S. 15) „Wie oft wiederholt Wieland mir, daß Du (Reinhold) und ich, der Eine aus Süden der Andere aus Norden zu ihm kommend, seinen Skepticismus umgestürzt und uns an den beiden Seiten seines Daseins als ewige Säulen seines Glaubens an eine Vorsehung hingestellt haben. O der unaussprechlich liebenswürdige Mann! Er gewinnt mit jedem Jahre, kommt dem Ideal seines Archytas näher und näher." — Und im folgenden Briefe (II. 19): „Wieland ist Kant in der Poesie. Er singt reine Vernunft. Er irrt nur bisweilen im Gehen auf der Erde, niemals im Fluge darüber." —

**) Diese Worte legt Wieland im „Agathodämon" VI. S. 335 dem Apollonius von Tyana in den Mund. — „Die schöne Ordnung — fährt er fort — und weise Zweckmäßigkeit die ich im Ganzen der Natur regieren sehe, läßt mich keinen Augenblick zweifeln, daß diese Bestimmung meinen Kräften und meiner innern Verfassung angemessen sein werde. Dies ist Alles was ich davon weiß und wissen kann, und es ist zu meiner Beruhigung genug. Indessen warum sollte es der Einbildungskraft, deren eigenthümliches Gebiet das

Laufbahn zurückschaute, so glaubte er mit seiner Lebensansicht im sichern Porte angekommen zu sein; in diesem Sinne meinte er in der letzten Ausgabe seines Agathon den Weg zu verzeichnen, „auf welchem er zu diesem Frieden mit sich selbst und der ganzen Natur gelangt sei, zu dieser im Getümmel der Welt sich immer erhaltenden, nur selten durch Wolken beschatteten Heiterkeit der Seele, zu dieser Ruhe, womit er dem Ende eines langen Lebens entgegen sehe." — Ganz im Geiste seiner Zeit hielt er Aberglauben und Tyrannei fast für die einzige Wurzel alles Bösen. Er blickt zuweilen begeistert auf eine goldene, unser noch wartende Zukunft: „Religion Wissenschaften und ihr liebenswürdige Künste der Musen! eurer vereinigten Wirksamkeit ist es aufbehalten, aus allen Völkern des Erdbodens Ein Brudergeschlecht von Menschen zu machen, welche durch keine Namen keine Wortstreite keine Hirngespinnste wider einander empört, sondern von dem seligen Gefühl der Menschlichkeit durchwärmt und von der Ueberzeugung durchdrungen sind, daß die Erde Raum genug hat, alle ihre Kinder neben einander zu versorgen." —

In den Göttergesprächen (1789—1793) die Wieland selbst nur „Versuche in Lucian's Manier und Spiele des Geistes" nennt, wagt er sich an das Problem der göttlichen Weltregierung: „Also was „die Weltregierung anbelangt, die — ist meine Sache nie gewesen" — läßt er seinen Jupiter gegen Herkules erklären; offenbar will er dort die populaire Vorstellung von der göttlichen Allmacht als einer ganz gesetzlosen phantastischen Willkür lächerlich machen, wenn sein Jupiter fortfährt: „Es liege blos an einem Paar Kleinigkeiten, über die er noch nicht habe Meister werden können." — Diese Kleinigkeiten seien z. B. die mathematischen Gesetze und der Zusammenhang von Ursache und Wirkung: „Fürs erste, daß er mit aller seiner Allgewalt nicht zuwege bringen könne daß zweimal zwei mehr oder weniger als vier wäre; und dann daß er, sobald die ganze Ursache von einem Dinge da sei, nicht verhindern könne daß im nämlichen Augenblicke nicht auch die Wirkung erfolge . . . „Du kannst dir nicht einbilden, mein Sohn, in was für enge Grenzen meine Allmacht bloß durch diese zwei fatalen Schlagbäume eingeschränkt wird." —

---

unendliche Reich der Vermuthungen und vermeinten Möglichkeiten ist, nicht erlaubt sein weiter zu gehen, und mit harmlosen Träumen aus helldunkeln Aufblitzungen und Vorgefühlen der künftigen Welt gewebt, die Ungeduld der Erwartung einzuwiegen." —

Ein anderes Hinderniß der Weltregierung liege in den menschlichen Leidenschaften:

„Die Leidenschaften der Menschen sind es eben, mein Sohn, was mir meinen Plan, wenn ich einen mit ihnen hätte, alle Augenblicke verrücken würde. Ich überlasse sie also gewöhnlich ihrer eigenen Thorheit. Sie haben just Vernunft genug, es immer hinterdrein zu merken, wenn sie was recht albernes gethan haben, und so werden sie endlich durch lauter Thorheiten klug; wiewohl meistens erst, wenn es ihnen nichts mehr helfen kann.“ — Diese Einwendung sucht er indessen doch selbst zu beschränken: „Er wolle damit nicht gesagt haben, daß er durch die Kenntnisse, die er von der Natur der Menschen und den Dingen von welchen sie abhangen besitze, nicht im Stande sei einen gewissen Einfluß zu behaupten, und Ursachen und Wirkungen so zu leiten, wie er es für das Ganze am zuträglichsten halte.“

Er führt dies nun weiter so aus, daß nur der trostloseste religiöse Epikuräismus übrig bleibt, demzufolge die Götter in unnahbarer Ferne über allen Gebeten und allen Verbrechen der Menschen thronen; die tiefsten Mysterien aller ächten Religion werden mit der dumpfsten Superstition auf die gleiche Linie gestellt.

„Was kann uns daran gelegen sein, was halb-vernünftige Erdthiere sich für Vorstellungen von uns machen? oder was sie sich für ein Verhältniß gegen uns geben?

„Was die armen Leute Religion nennen, ist ja immer nur *ihre* Sache nicht die *unsere*. *Sie* allein haben dabei zu gewinnen oder zu verlieren, wenn sie ihre Lebensweise vernünftig oder unvernünftig einrichten.

„Ein anderes wäre, wenn sie sich durch die neue Einrichtung wirklich verbesserten. Wer von uns könnte oder wollte ihnen das übel nehmen.

„Werden es *ihre* Priester etwas besser machen? In *diesem Augenblicke* legen sie den Grund zu einem Aberglauben, der niemand als ihnen selbst nützlich sein, und anstatt die politische Verfassung zu befestigen, alle menschlichen und bürgerlichen Verhältnisse verwirren und untergraben wird; einem Aberglauben der wie Blei in den Köpfen liegen, jeder gesunden Vorstellung von natürlichen und sittlichen Dingen den Zugang verschließen, und *unter dem Vorwand einer schimärischen Vollkommenheit, die Humanität in jedem Menschen schon im Keime vergiften wird.* Wenn man von dem Aberglauben der die Welt bisher bethörte, das ärgste

gesagt hat was sich mit Wahrheit von ihm sagen läßt, so wird man doch dereinst gestehen müssen, daß er weit menschlicher unschuldiger und wohlthätiger war als der neue den man an seine Stelle setzt. Unsere Priester waren unendlichemal harmlosere Leute als diejenigen denen sie jetzt weichen müssen. Jene genossen ihres Ansehens und ihrer Einkünfte im Frieden, vertrugen sich mit jedermann, und fochten niemands Glauben an: diese sind herrschsüchtig und unduldsam, verfolgen sich untereinander der nichtswürdigsten Wortspiele wegen mit der äußersten Wuth, entscheiden durch die Mehrheit der Stimmen, was man von undenkbaren Dingen denken, wie man von unaussprechlichen Dingen sprechen soll, und behandeln alle die anders denken und sprechen als Feinde Gottes und der Menschen. —

„Sie werden nicht eher ruhen bis sie alles um sich her finster gemacht, dem Volk alle Mittel zur Ordnung entzogen, und den freien Gebrauch der natürlichen Urtheilskraft zum ersten aller Verbrechen gestempelt haben.

„Denn was soll aus Menschen werden, von welchen die Musen und Grazien die Filosofie und alle verschönernden Künste des Lebens und des feinern Lebensgenusses mit den Göttern ihren Erfindern und Beschützern sich zurückgezogen haben? Ich sehe mit Einem Ueberblicke alles Böse voraus das sich in den Platz des Guten eindrängen wird, alles Unförmliche Verschrobene Ungeheure und Mißgestaltete das diese fanatischen Zerstörer des Schönen auf der Asche und den Trümmern der Werke des Genies der Weisheit und der Kunst aufthürmen werden — und mir eckelt vor dem widerlichen Anblicke. Weg damit — denn so wahr ich Jupiter Olympius bin, es soll nicht immer so bleiben! wiewohl Jahrhunderte darüber hingehen werden, bis die Menschen die unterste Tiefe ihres Verfalls erreicht, und Jahrhunderte, bis sie sich mit unsrer Hülfe über den Schlamm wieder empor gearbeitet haben werden.“ —

Hinter der Maske dieser Jupiter-Rede erkennt man sogleich das Wielandische Angesicht, mit einem Compendium seiner Geschichts-Philosophie die in der Schule der Voltaire*) und Gibbon gelernt hatte: von

---

*) „Von Voltaire sprach Wieland mit Entzücken und Begeisterung, und erklärte geradezu daß nie ein Mensch eine solche allgemeine Revolution in der Ideenwelt mit weniger gewaltsamer Erschütterung hervor-

den Vorzügen des Christenthums im Vergleich zum Heidenthum sehr gering zu denken.

Dasselbe Thema wird im „Peregrinus Proteus" (1791) wieder aufgenommen: eine Schrift von der Wieland eine viel größere Wirkung erwartet hatte*) als der nächste Erfolg rechtfertigte. Die Naturgeschichte der Schwärmerei und des Fanatismus, ihre Irrgänge und Selbsttäuschungen die denn auch zur Täuschung der Andern führen — wollte er mit deutlichen ironischen Seitenblicken auf damalige Vertreter des religiösen Enthusiasmus in seinem philosophischen Romane durchführen der im zweiten Jahrhunderte nach Christus spielt. Man könnte dies Buch die Fortsetzung oder das Seitenstück zu den Wolfenbüttler Fragmenten nennen; wie diese einen schlauen politischen Plan in die evangelische Geschichte hineintragen, so schiebt Peregrinus einen ähnlichen Plan der Geschichte des Christenthums in dem zweiten und dritten Jahrhunderte unter. Dort wird die Entstehung, hier die siegreiche Ausbreitung der christlichen Kirche den Ränken Intriguen und Complotten einer politischen Partei zugeschrieben die sich mit jesuitischer Schlauheit der schwärmerischen Zeitstimmung bemächtigt hätte. Wieland will die Religion nicht in ihren Anfängen aber in ihrem gewöhnlichen Fortgange als ein Werk der Berechnung betrachtet wissen; anfangs (so lehrt sein Lucian im Peregrin S. 312) sei sie „das wohlgemeinte Werk unschul-

---

gebracht habe." (Böttiger, literarische Zustände und Zeitgenossen I. 140. Leipzig 1838).

*) Böttiger erzählt (I. 151) aus Wieland's Munde: W. habe zeigen wollen daß Peregrinus Schwärmer und dupe seiner eigenen Empfindungen gewesen sein könne, wie Lavater in unsern Tagen. — Zugleich aber habe er unter diesem Behikel seine Ueberzeugung von dem Entstehen, der schnellen Ausbreitung und ebenso schnellen Ausartung des Christenthums mittheilen wollen: die Christen seien ursprünglich ein geheimer Orden gewesen, eine Brüder-Unität die sich an der herzlich gutgemeinten aber auf jüdische Messias-Ideen gepfropften Vorstellung vom Reiche Gottes weideten, und von der Vereinigung mit Gott schöne Träume hatten. So sei es in der apostolischen und frühern Kirche bis in's zweite Jahrhundert gegangen, wo sich dann feine Schlauköpfe, Jesuiten ante Lojolam in's Spiel gemischt und in dies bequeme Nest ihre Guckuckseier gelegt hätten. Daher die schnelle Depravation ihrer ursprünglichen Reinheit. — Das Buch sei in die unglückliche Periode gefallen in der das französische Ferment zu gähren anfieng, und habe daher jetzt wenig Eindruck gemacht; aber diesen (fuhr Wieland fort) werde und müsse es noch machen; das hier eingesenkte Saamenkorn schlummere nur in der Erde. —

diger Enthusiasten", zuletzt aber und in ziemlich kurzer Zeit werde sie zu einer unterjochenden Priester-Regierung.

Jenen „unschuldigen Enthusiasmus" will er von seiner schönsten Seite in dem Bilde einer patriarchalischen Familie der ersten christlichen Zeit schildern: „Die Frau des Hauses flößte mir beim ersten Anblick eine Empfindung ein die ich noch nie gefühlt hatte, etwas das aus dem was man für eine Königin und für eine Mutter fühlen kann, zusammengesetzt war . . . Die Mischung von Würde und Demuth von Ernst und Güte Weisheit und Einfalt Betriebsamkeit und Ruhe die den Charakter ihrer Gesichtsbildung ausmachte, gab ihr eine so eigene Art von Würde und Anmuth und zu aller der Mütterlichkeit etwas so Jungfräuliches und Vestalenartiges, daß ihr Anschauen auf einmal alle Bilder von Schönheit und Grazie in meiner Seele auslöschte . . . „Die ganze Familie schien Ein Herz und Eine Seele. Die Befehle der Eltern wurden nur durch Winke gegeben, und doch eben so schnell und mit eben der Stille vollzogen, wie die Glieder des Leibes dem Willen gehorchen. Gutherzigkeit und Wohlwollen . . . eine Uebereinstimmung der Gemüther wovon ich noch keine Vorstellung gehabt hatte, leuchtete aus allen Augen, sprach aus allen Bewegungen und Handlungen dieser glücklichen Geschöpfe . . . „Sind dies, sagte ich zu mir selbst, die Menschen von denen unsre Priester und unser Pöbel mit solchem Abscheu und unsre großen Männer mit solcher Verachtung sprachen? Ist der Geist der diese Familie beseelt, der allgemeine Geist ihres Ordens: so hatte mein Unbekannter wohl Recht, sie neue Menschen und Erstlinge einer neuen Schöpfung zu nennen!" —

Dem Hausvater dieser Familie legt er Worte der wärmsten Verehrung für den Apostel Johannes in den Mund: „In Einfalt des Herzens begnügen wir uns, an unserm Meister zu hangen, ihn der aus Liebe zu uns sein Leben ließ von ganzem Herzen zu lieben, seines Sinnes zu sein seinem Exempel zu folgen und mit Freudigkeit seiner Wiederkunft zu harren . . . . „Ich werde nie einen solchen Mann wieder sehen wie Johannes der Liebling unsers Herrn war! Wohl mir daß ich ihn gesehen habe den liebenswürdigen Greis den wir Alle wie unsern Vater liebten und als den Stellvertreter seines geliebten Meisters verehrten, und daß sein Bild oder vielmehr sein Geist in himmlischer Lichtgestalt noch immer vor mir schwebt, so oft ich mich seiner erinnere . . . Und so lang ich lebe, werd' ich den herzlichen Ton der letzten Worte in meiner Seele hören mit denen er von seiner Gemeine zu Ephesus schied . . . Nie wird mir dieser Anblick diese Gefühle die mein Inner-

stes durchdrangen aus dem Sinne kommen. Wenn uns ein Engel in Gestalt eines Greises erscheinen wollte, so würde er die Gestalt des von seinen Kindern scheidenden Johannes annehmen." —

Dieser ganzen Wielandischen Auffassung im Peregrinus ist es dann gemäß daß der Erlöser selbst eben nur als der „liebenswürdige" Held jenes „harmlosen unschuldigen Enthusiasmus" erscheint: „Ihm — so heißt es S. 347 — dessen ehrwürdigen Namen sie trugen war es in ganzem Ernste darum zu thun: die Menschen durch die Eigenschaften die uns die Kindheit so liebenswürdig machen durch Einfalt Unschuld reine Güte des Herzens und unbesorgtes Vertrauen auf den Vater im Himmel — zu der höchsten moralischen Vollkommenheit und dadurch zu der reinsten Eudämonie deren die Menschheit jenseits des Grabes fähig ist, zu führen. Dahin brachte er Alle die sich mit einfältigem Sinne seiner Führung überließen . . . Aber es erfolgte was vermöge der Natur der Sache erfolgen mußte . . . Die Christianer arteten aus . . . sie verfielen in alle Arten von Schwärmerei, standen allen Verführern welche den Geist ihres Meisters zu heucheln und die Stimme des guten Hirten nachzuäffen wußten*) bloß. Und so wurden jene hohen Gesinnungen und zarten Gefühle, die so zu sagen die angeborne Moral der schönsten Seelen ausmachen, von arglistigen Menschen zu subtilen Netzen verwebt" u. s. w.

Den Gedankengang des Peregrinus in der Beurtheilung des Christenthums nimmt Wieland im „Agathodämon" (1798) wieder auf, um ihn nach der positiven und negativen Seite weiter auszuführen.**) Das negative Element des Agathodämon wendet sich wie Peregrin (und wie der ganze Wieland überhaupt) gegen die geschichtlichen und metaphysischen Grundlagen des kirchlichen Christenthums: „Was die Geschichte des Stifters betreffe — lehrt sein Apollonius — so befänden wir uns beinahe in dem nämlichen Falle wie mit Hermes Zoroaster Orpheus Minos u. a. Was man uns davon sage, sei mit zu vielem Wunderbaren und Unglaublichen durchwebt um nüchterne Menschen zu

*) „Denn soweit — bemerkt Peregrinus an einer andern Stelle — war ich (damals) noch nicht gekommen: den Taschenspielerstreich zu argwöhnen mit welchem diese subtilen Heiligen so behend daß es keine arglose Seele wahrnehmen konnte, sich selbst an die Stelle des Herrn schieben." —

**) Es treffe sich sonderbar — bemerkte Wieland gegen Böttiger 1799 — daß sein Agathodämon in seinen Geständnissen über seine eigene Religion fast ganz mit Fichte (in dessen „Appellation" ?) übereinkomme.

befriedigen.*) Um sich daher an einem der besten Sterblichen die je gelebt haben nicht eben so schwer als an der Wahrheit überhaupt zu versündigen, finde er kein andres Mittel als: alles Wunderbare Uebernatürliche und Unverständliche zugleich mit den Widersprüchen auf die Seite zu legen, und sich blos an das rein Menschliche Verständliche Consequente und unmittelbar zu seinem Wahrheitssinne und Herzen Sprechende zu halten. —

Die positive Seite des Buches haben wir darin zu suchen daß es wenigstens auf die sittliche Reinheit des Ursprungs unsrer Religion (des Stifters und der ersten Gemeine) mehrmals großen Nachdruck legt, was im Gegensatze zu den gleißenden Verhöhnungen und Spöttereien französischer Schöngeister wie zu den Verunstaltungen deutscher Sophisten und Pedanten immerhin Anerkennung verdient. Der Held des Buches, Apollonius von Tyana, hebt wiederholt den unendlichen Unterschied hervor der zwischen ihm und dem Weisen von Nazareth bestehe: Er würde vielleicht — sagt er — weniger streng gegen sich sein, wenn nicht unter seinen Zeitgenossen ein Mann gelebt hätte (Christus) der das war was er (Apollonius) nur schien, und der blos durch das was er war, ohne alle Geheimanstalten Kunstgriffe und Blendwerke auf dem geradesten Wege und durch die einfachsten Mittel zum Heil der Menschheit zu Stande bringen werde was er durch die seinigen verfehlte. — Auf ewig werde ihm („dem Stifter dieser Sekte") das hohe Verdienst bleiben: tiefer als alle bisherigen Gesetzgeber in die menschliche Natur geblickt, und das große Werk der sittlichen Verbesserung und Veredlung des Menschengeschlechts auf einen so festen Grund gesetzt zu haben, daß die Zeit ihm nichts anhaben sondern es vielmehr — trotz aller zufälligen Verdunkelungen und Verunstaltungen**)

---

*) Ueber das Evangelium Johannes z. B. hatte er — hierin ganz im Gegensatze zu Herder — Ansichten die denjenigen der jüngsten kritischen Schule in Tübingen sehr ähnlich sehen (Böttiger I. 240); wie denn überhaupt unsere Literatur des vorigen Jahrhunderts bald im Keime bald völlig ausgebildet schon fast Alles enthält was die neuere Kritik zuweilen als ganz neuen genialen Standpunkt und als unermeßlichen Fortschritt verkündigt.

**) Diese Verdunkelungen stellt sich Wieland groß genug vor: Die Umgestaltung des primitiven Christenthums — so läßt er seinen Apollonius prophezeien — zu einer ausschließlich herrschenden Volks- und Staats-Religion werde noch besondere zuvor unbekannte Uebel theils herbeiführen theils zur Begleitung haben: statt des Lichtes eine fast allgemeine langwierige Finsterniß,

in immer reinerem Glanze darstellen und der Vollkommenheit zu welcher es die unzerstörbare Anlage in sich habe, immer näher bringen werde. — Denn dies Institut (das Christenthum) sei nicht ein künstlich zusammengesetztes Maschinenwerk sondern ein lebendiger wohl organisirter Körper der das was er werden solle nur durch stufenweise Entwicklung und Ausbildung mit Hülfe des in ihm wohnenden Geistes werden könne. —

Der jüdische Weise — heißt es in einer späteren Stelle — scheine neben den griechischen (selbst einem Pythagoras oder Sokrates) ein Mann aus einer andern Welt zu sein, der nur unter seiner Nation werden konnte was er war... Apollonius habe nicht an die Götter geglaubt deren Dienst er reinigen wollte; seine absichtliche Täuschung habe nur im Zwecke ihre Rechtfertigung suchen müssen. „Er hingegen (Jesus) trug den Gott von welchem er sich gesandt glaubte, in seinem Busen. Nenn es immerhin Enthusiasm: genug, es war kein geheuchelter; sein Gott lebte und webte in ihm, sprach aus ihm, wirkte durch ihn ... war sein Bewegungsgrund sein Zweck sein Mittel ... Er begehrte nichts und fürchtete nichts, dachte nie an sich selbst, hatte keinen selbsterfundenen Plan auszuführen noch für die Mittel dazu zu sorgen, sondern überließ dies demjenigen dem er als sein bloßes Werkzeug mit dem Gehorsam eines Knechts und mit dem Eifer eines liebenden Sohnes diente.“

Diese reine kindlich einfältige Sinnesart — so fährt er fort — könnte allgemeine Harmonie und Glückseligkeit auf ewig gründen und die Erde zu einem Himmel machen. Und wie leicht ließe sich das Alles in die Pythagorische und Platonische ja sogar in die Sokratische oder Epiktetische Sprache übersetzen; wie ungezwungen aus diesen äußerst einfachen Begriffen und Grundsätzen eine vollständige allgemein faßliche Lebensphilosophie sich entwickeln. — Aber freilich habe es den Anschein daß diese einfache allen zarten unverdorbenen liebevollen und zu einer gewissen hohen Schwärmerei geneigten Seelen so angemessene Lebensphilosophie etwas ganz persönliches sein und nur das Eigenthum des kleinen Häufchens jener guten kindlichen Seelen bleiben werde, während von den Weltmenschen nur sehr Wenige geneigt sein möchten, sich

---

statt der Humanität eine noch größere Barbarei und Verwilderung. Aber gegen alle diese Uebel trage das Christenthum auch Heilkräfte in seinem Schoße die immer wieder zur rechten Zeit ihre Wirkung thun würden. —

auf diese Art (durch Sinnesänderung durch gänzliche Umschaffung des Innern) wiedergebären zu lassen. —

Nachdem Wieland hier in der Anerkennung der sittlichen Vorzüge des ursprünglichen Christenthums so weit vorgeschritten war als sein haltloser naturalistisch-ästhetischer Gesichtspunkt es ihm möglich machte — sehen wir ihn plötzlich wieder eine Wendung nehmen die den ganzen Wieland unübertrefflich mit Einem Schlaglichte beleuchtet. Auf einmal fällt ihm von neuem der Widerspruch seiner Doppelnatur ein, der Widerspruch der zwischen Wieland dem Voltairischen Zweifler und Spötter und zwischen Wieland dem Freunde Herder's,*) dem Lobredner eines ästhetisch-moralischen Christenthums obwaltet: „Nicht wahr, du kannst den Apollonius der den Hang zum Glauben für eine Schwachheit der menschlichen Natur die mit Ernst bekämpft werden müsse erklärte, und darauf bestand daß der Mensch alle seine Hülfsquellen in sich selber suchen solle — nicht in Uebereinstimmung bringen mit dem Apollonius der dir heute von dem jetzt noch so sehr verkannten Institut der Christianer als von einer Anstalt zum Heil der Welt und von seinem Stifter als einem Wohlthäter der Menschheit sprach?" —

---

*) Herder scheint überhaupt auf diese spätere Periode Wieland's tief eingewirkt zu haben; zumal da sich beide Männer (seit Herder's Entfremdung gegen Goethe) auch persönlich näher kamen (welcher Tausch! einst Hamann-Herder, nun Wieland-Herder!). — Wieland's spätere Ansicht von Christus und christlicher Geschichte ist keine andere als die Herder'sche in den Ideen zur Geschichte der Menschheit. Sein Gott in den letzten Schriften ist der Herder'sche Gott in den Gesprächen über Spinoza. Humanität war auch sein wie Herder's Losungswort! „Die wahre Humanität ist eigentlich das Ideal der menschlichen Vollkommenheit." — In dieser Zeit urtheilte daher Herder auch sehr wohlwollend über Wieland: „W. hatte immer einen gewissen Pythagoräismus zu seiner Lieblingsphilosophie. Dieser blicke schon in der Natur der Dinge hervor, sei im Archytas im Agathon sehr deutlich und komme in seinem Agathodämon wieder zum Vorschein. (1796. Bei Böttiger I. 198). — Und noch freundlicher äußert er sich als Wieland auf Herder's Bekämpfung der Kantischen Philosophie eingieng: „W.s Wort über die Metakritik ist so glücklich ausgefallen daß es . . . . meinen wärmsten Dank verdient. Eben daß es nur darstellt, aber so ernst biederhaft verständig und parteilos: ist was ich wünschte und Jeder wünscht dem an der Sache liegt, nicht am Bücherruhme. Bewirkte meine Meta (Kritik) einen solchen **Conciliator** oder **Doctor perplexorum** (wie Maimonides sein berühmtes Buch nannte) so hätte sie genug bewirkt . . . Wir wollen alten deutschen Verstand wecken, wir wollen ihn lüften! Ihm neue Regeln oder Ketten anlegen: der Gedanke selbst ist mir unerträglich! Danken Sie dem braven Nestor" u. s. w.

Diesen Widerspruch will er nun mit dem Gemeinplatze lösen: daß der Schwache und Lahme allerdings einer Krücke („des Glaubens") bedürfe und in irgend einem Zeitpunkte seines Lebens sei jeder Mensch einmal schwach; drum sei es gut eine Krücke zu haben, obwohl unläugbar besser: ohne Krücke gehen zu können. — Von der Person Christi von seiner Theosophie und seinem Institute habe er eben nur als ein Mensch gesprochen den alles Menschliche nahe angehe; er habe davon gesprochen als von einem auf den allgemeinen Wahrheitssinn gegründeten sehr consequenten Inbegriff von Ueberzeugungen und Gesinnungen die jeden in welchem sie lebendig sind zu einem bessern Menschen machen als er ohne sie wäre u. s. w.

Wo er endlich (am Schlusse des Buches) den religiösen Hintergrund seiner Ansichten seine Auffassung Gottes darlegt, da finden wir ihn mit Herder in seinen Gesprächen über Spinoza auf Einem und demselben Wege: „Was du von mir zu wissen verlangst, ist das Geheimniß der Natur das unaussprechliche Wort ihrer heiligsten Mysterien ... Ich will dir sagen wohin ich nun gekommen bin: Die grenzenlose Natur die ewige Ordnung und Harmonie der Dinge, das was diese Masse der ungleichartigsten Erscheinungen außer mir zusammenhält und in ein unergündliches Ganzes innigst verwebt und vereinigt, und das was die unermeßliche Masse von Empfindungen Ideen Trieben und Gesinnungen in mir zusammenhält, und in einem sich selbst unerforschlichen Ich zu Einem Ganzen zu verbinden strebt — alle diese helldunkeln geistigen Anschauungen fallen, wenn ich tief in mich selbst gekehrt jede derselben einzeln betrachten will, plötzlich in einander; das unendliche Eins verschlingt Raum und Zeit; alles was war was ist und was sein wird, zerfließt in dem einzigen Akt eines einzigen ewigen Augenblicks, und ich verliere mich darin gleich einem Wassertropfen im uferlosen Ocean. — Aber bald öffnen sich meine Augen wieder, und ich finde mich wieder in meinem angebornen beschränkten Vaterland: Himmel und Erde ... Das allgemeine Leben der Natur drängt sich wieder warm an mein Herz; ich webe in Allem was webt und fühle mich in Allem was athmet ... Mit süßen Schauern umfaßt mich die Gegenwart des allgemeinen Genius der Natur, des liebenden versorgenden Allvaters oder wie der beschränkte Sinn der Sterblichen den Unnennbaren immer nennen mag." —

Wieland's Bestreben: dem revolutionairen Niedertreten des Christenthums sich zu widersetzen, war nicht erst im Agathodämon hervorgetreten; schon im vorletzten Decennium seines Jahrhunderts hatte er es für

nöthig erachtet (seit 1783) den atheistischen Stürmern entgegenzutreten; in dieser Richtung ist unter andern seine Schrift: „Ueber den freien Gebrauch der Vernunft in Glaubenssachen" (1788) geschrieben. Auch hier will er die Freiheit der protestantischen Prüfung und Forschung aufrecht erhalten wissen: „Es bleibt ewig dabei: Nichts in der Welt ist so heilig, daß es sich dem Richterstuhl der Vernunft entziehen, daß es nicht untersucht und auf die Probe gebracht werden dürfte; denn es sind nicht die Sachen sondern die Begriffe und Meinungen der Menschen von den Sachen, die wir in Untersuchung nehmen." — Allein er verlangt Vorsicht in der Anwendung: „Aber, liebe Herren und Freunde, wiewohl wir in gewissem Sinne alles dürfen, so frommet doch nicht alles. Ein weiser Mann untersagt sich alle Spekulationen, die zu nichts helfen, wohl aber zufälliger Weise viel schaden können."*) — Die Religion wird mehr ihrer moralischen und politischen Unentbehrlichkeit als ihrer innern ewigen Wahrheit wegen in Schutz genommen.**) „Die Filosofie hat nützlichere Dinge zu thun, als die Schärfe ihrer Werkzeuge an den Grundpfeilern der moralischen Ordnung, und an dem was zu allen Zeiten der Trost und die Hoffnung der bessern Menschen gewesen ist, zu probiren; und der Filosof ist kaum dieses Namens werth der nicht bedenkt, daß gegen Einen Menschen der der Religion ohne Nachtheil seiner Moralität und Gemüthsruhe entbehren kann, zehntausend sind die, wofern sie auch ihren edelsten Zweck an ihnen verfehlte, doch ohne den Zaum den sie ihnen anlegt, schlimmer oder, ohne die Hoffnung die sie ihnen giebt, unglücklicher sein würden als sie sind." —

Am Ende seines Jahrhunderts (4. Mai 1800) konnte Wieland im Gespräche mit der Herzogin von Weimar mit Recht von sich behaupten: „er habe seit funfzig Jahren eine Menge Ideen in Umlauf

*) Ueber den freien Gebrauch der Vernunft in Glaubenssachen 1788. — Bd. 29. — S. 130. — (Leipzig 1797.)

**) In dieser politischen anti-revolutionären Stimmung lobte Wieland bei einem Besuche in Zürich (1796) den Geßner'schen Verlag (Lobwasser'sche Psalmen, Gebetsbücher u. a.) den die Wittwe Geßner sich zuerst schämte ihm (dem aufgeklärten Schöngeiste!) zu zeigen. „Das seien — rühmte er — Bücher welche die bürgerliche Ordnung erhielten." (Böttiger I. 210.)

gesetzt, die den Schatz der Nationalkultur vermehrten und nun gar nicht mehr den Stämpel ihres Urhebers tragen." —

Aber mit noch größerem Rechte hätte man ihm erwiedern können: daß seine Bereicherung der Nationalkultur in mehr als einer Hinsicht einen sehr zweideutigen Werth habe. Jenen Schatz von Ueberzeugungen und Ideen die ein Volk wie den Einzelnen über sich selbst erheben, die dem Leben einen höhern Sinn und der Seele einen innern unverwüstlichen Reichthum verleihen — er hat ihn viel eher im Herzen der Nation erschüttert als bereichert; und zu der nervlosen religiösen und sittlichen Zerflossenheit woran ein großer Theil unsrer „Gebildeten" schon so lange kränkelt, hat er nicht wenig beigetragen. Wer aber von sich und seinem Geschlechte von seinem Berufe und Wirken klein denkt, wie soll der Andern einen höheren Sinn einhauchen! *)

Als er im späteren Alter dann zum Bessern einlenken wollte: da war es zu spät und erfolglos. —

Wieland's Schule.

Es liegt in der Natur der Sache daß der von Wieland in seiner naturalistischen Periode angestimmte Ton weithin ein bereitwilliges Echo

---

*) Aeußerungen die Böttiger von ihm anführt (Literarische Zustände und Zeitgenossen B. I.) mögen neben seinen Schriften die Belege dazu hergeben: „Er wälze sein Rad weil ihn der absolute Müssiggang tödten würde; allein auf Wirkung rechne er nicht. — Gelehrte und Büchermacher seien eigentlich zu gar nichts nütze, und nur eine Ausgeburt überfeinerter Staaten, Drohnen und Faulthiere im Bienenstocke. Seine Bücher seien doch nur beschriebenes und bedrucktes Lumpenpapier. — Die Menschen wären eigentlich nur als eine höhere Klasse von Affen mit einer besondern Perfektibilität (statt des Instinktes) zu betrachten; gewisse höhere Genien hätten sich von Zeit zu Zeit verkörpert, um dies Affengeschlecht zu civilisiren; und etwas von diesem Genialischen hätten alle Musenpriester." —

Der Mangel an wahrem männlichen Gesinnungs- und Gedanken-Marke in Wieland fiel — so scheint es — auch seinen Freunden auf; darum nannte ihn Goethe in einer zahmen Xenie: „die zierliche Jungfrau von Weimar." Und über Herder klagte Wieland selbst: jener habe ihn immer wie ein Kind behandelt und viele seiner Schriften nicht einmal gelesen. —

weckte; namentlich fand gerade das Schlüpfrigste in seinen Schriften die eifrigsten und oft plump überbietenden Nachahmer. *)

Auf diesem Gebiete verzichten wir so gerne auf den Ruhm der Vollständigkeit, daß wir zur Kenntlichmachung der ganzen Richtung nur einige wenige Stimmführer aus dem ganzen Schwarm herauswählen.

Wir beginnen mit der österreichischen Schule die zur Zeit Joseph's II die von jenem Monarchen gewährte literarische Freiheit dazu benutzten: an der Hand Wieland's der positiv-religiösen und streng sittlichen Lebensauffassung eine derb naturalistische entgegen zu setzen. Die sittliche Rohheit und religiöse Haltlosigkeit die früher von der äußern Kirchengewalt nur übertüncht aber nicht überwunden worden, trat nun mit der Heftigkeit einer lange zurückgehaltenen Reaktion hervor.

1. Blumauer (1755 – 1798).

Seine Travestien Virgil's und „Herkules travestirt in sechs Büchern" (1794) bezeichnen hinlänglich den krassen Ton in welchem dieser Wiener-Dichter sich gefiel. Seine zahlreichen Gedichte sind ein widriges Gemisch eckelhafter Gemeinheit (so daß schon die Ueberschrift einzelner zurückstößt) mit wässerigen Reimereien einer sentimentalen Religiosität. **) So z. B. trägt er in dem „Glaubensbekenntniß eines nach Wahrheit Ringenden" (Sämmtl. Werke II. 3. Königsberg 1827) seine religiösen Zweifel vor:

Verstand und Herz — dies ist das Wesentliche seines Gedankenganges — lenken den Menschen bald süd- bald nordwärts; der Verstand wisse wenig, das Herz wünsche und glaube viel; und beide stehn oft in Widerspruch:

---

*) Es ist geradezu unbegreiflich daß Wieland (bei Böttiger I. 168) einmal äußern konnte: „er wisse nicht wie ihm der Vorwurf gemacht werden könne, er sei ein schlüpfriger Schriftsteller!" — In seiner Seele — setzte er hinzu — sei nichts von dem Stoffe der hier gähren müßte, wenn er das sein sollte. — Viel wahrer und ehrlicher ist dagegen seine Erklärung (B. I. 198) gegen Herder: daß er die anstößigsten seiner Schriften gern zurückkaufen möchte. —

**) Und gerade von einem Blumauer konnte Wieland sich hinreißen lassen! „Blumauer — schreibt Schiller an Körner 1787 — ist Wieland's Leidenschaft. Nachdem dieser hier gewesen war, hat W. erklärt: daß ihm nur darum das Leben lieb wäre, weil Blumauer das nächste Jahr wieder kommen würde." — (Schiller's Briefwechsel mit Körner 1847. — B. I. S. 165.)

> „Ist nicht oft das was die Vernunft als Segen
> Erkennt und billigt — der Empfindung Fluch?" —

Darum eben flüchteten so Viele die es bequemer fänden, zu einer fremden Hülfe d. h. zu fremdem Glauben:

> „Allein ist glauben sicherer als wissen?
> Gehorsam besser als das Selbstgefühl?
> Und bringt ein Licht das wir entlehnen müssen
> Uns leichter als das eigene zum Ziel?

Der göttliche Funke im Menschen sei ja ein gleich vertheiltes allgemeines Licht; und Augen habe man nicht zum Verbinden und nicht zum Erblinden. Zwar sei auch dem Glauben in manchen Prüfungsstunden sein Reich beschieden; aber wo finde sich nun die Grenzlinie? In der Priester Hand habe der Glaube in 1700 Jahren mehr Böses gethan als der Verstand in sechs tausend. — Ein Buch (d. h. die Bibel) verrathe wohl manche Spur von Gottes Hand, manches Saamenkorn des Guten; aber das große Buch der heiligen Natur sei doch einzig unverfälscht geblieben, für jede Creatur leserlich. — Für die Geheimnisse Gottes reiche unsre Geisteskraft nicht hin; nur die Welt sei sein Tempel, das Herz sein Altar. Den Braminen höre Gott so gut als den frommen Christen an; und menschliche Bosheit könne Gottes Herz so wenig verbittern als ein Tropfen Galle den unermeßlichen Ocean. —

Aus diesem Widerspruche von Vernunft und Glaube (worin er sich in eintöniger geistig-unergiebiger Weise herumtreibt) bittet er Gott ihn zu befreien, oder dann lieber ihm eins von beiden zu nehmen: den Glauben oder die Vernunft. — Eine Saite des ächtern Protestantismus klingt dagegen an, wenn der Dichter erklärt: daß nur Gott vor dessen Blicke allein seine Seele sich nicht verschließe — sein Richter sein könne, nicht aber „der Mensch in Rom."

Im „Gebet eines Freimaurers" (III. 3) wird eine finstere Auffassung Gottes mit der sehr naiven Einwendung widerlegt: „Solch ein Gott möchte er ja selbst nicht sein, und wenn es auch in seiner Macht stünde!" — Endlich schließt er mit der erdgebornen Resignation: wenn sein Geist auch niemals Gottes Antlitz schaue, so werde er doch stets den lieben der ihm diese schöne Welt gebaut. —

2. J. Bapt. v. Alxinger (1755 — 1797).

Ganz in Wieland's Manier ist des Wiener's Alxinger „Doolin von Maynz; ein Rittergedicht" (1787); und sein „Bliomberis"

(Rittergedicht in zwölf Gesängen 1791) ist — damit die Geistesverwandtschaft ja nicht übersehen werde — noch ausdrücklich Wieland gewidmet.

In seinen Gedichten finden sich (wie bei Blumauer) neben Tändeleien die zuweilen nicht blos unbedeutend sondern unschön und unrein sind und neben Parodien (von Horaz) in Blumauer's plumpem Geschmack auch religiöse Anklänge im Styl des Josephinischen Zeitalters. In einem „Morgengebete" z. B. bittet der Dichter um ein Herz das seinen Feinden gern verzeihe sie liebe und bedaure, Alles froh genieße damit dies Tröpfchen Leben still in's Meer der Zeiten fließen möge. — In dem Maurer-Gedichte „bei der Aufnahme eines Geistlichen" singt er: alle Geistlichen seien ihm gleich lieb wenn sie Boten des Friedens seien und durch Tugend wirken, gleichviel dann ob Juden Muhamedaner oder Christen! „gleichviel ob er durch Schneiden oder Begießen die Menschheit entsündige!" — Wie er hier alle religiösen Unterscheidungen in stumpfer Indifferenz auflöst, so zerfließen seinen Wünschen auch alle politischen und socialen Gliederungen. In der Dichtung „das Gesicht" sieht er im Geiste die künftigen goldenen Zeiten wo „kein böser Priester kein gekrönter Würger" das Band der Harmonie zerreiße, wo das Metall das vorher die unter uns zuerst bestandene Gleichheit frech verletzet — nun gleich Sand und Kiesel geachtet würde. —

Seinen „Liebesliedern nach dem Ovid" geht eine „Schutz- und Zueignungsschrift" voraus, worin schon die Theorie einer Emancipation der Sinnlichkeit durchblickt: In Griechenland wo nicht Beschneidung noch Taufe gegolten, habe kein Interdikt Aristophanische Zungen gelähmt, wie frei sie auch singen mochten; und doch sei Ehe und Treue damals besser bewahrt worden als nun in der Christenheit. Auch in Germanien gedeihen die Sünden der Griechen, nur nicht mit so viel Liebenswürdigkeit, nur entstellt durch Heuchelei. Helden und Weise hätten damals frei der Lust geopfert u. s. w. — In diesem Geiste spricht er in dem „Aufruf zur Freude" von „Launen und Tugendgezier" die er mit „siegwartisirender Empfindsamkeit" auf Eine Linie stellt. —

3. Friedrich von der Trenk (1726 — 1794).

An die Obigen schließt sich zwar nicht dem Geburtsorte (Königsberg) wohl aber dem hauptsächlichen Wirkungskreise nach der Freiherr Fr. v. d. Trenk, dessen literarische Thätigkeit vorzugsweise in die Zeit der Maria Theresia und Joseph's II fällt. — Auch bei ihm gesellt

sich der plumpste Naturalismus der mit Blumauer wetteifern kann zu einer Art von religiösem Pathos das freilich nur einem dürftigen Deismus zur Folie dient.*) Während er die gemeinsten Schilderungen mit der Frage vertheidigen will: warum es ihm nicht erlaubt sein sollte, die Moral (!) in lustige Gedanken einzuweben? wagt er es fast in Einem Athem sich in einer deklamatorischen Anrede an Gott (nach dem Beispiele der Confessionen Rousseau's) zu rühmen:

„Herr, mein Zweck war dir zu dienen;
Deßhalb schrieb dein Menschenfreund.
War ich nicht was ich geschienen:
Dann sei du mein ärgster Feind!"

Im Vorberichte zu seinen „geistlichen Schriften" verwahrt er sich gegen den Vorwurf: hier als „frommer Heuchler" gesprochen zu haben, mit der Versicherung, er habe sie auf Theresiens ausdrücklichen Befehl geschrieben die in ihren letzten Lebenstagen noch Erquickung daran gefunden. In jenem Zeitpunkte habe er daher „seine Feder nach Zeit Ort und Umständen lenken müssen." Ein Accommodations-System das dem marktschreierischen Gegner der „Jesuiten und Pfaffen" sehr wohl ansteht! — Von seinen „christlich-moralischen Abhandlungen" rühmt er selbst: sie könnten von allen ehrlichen Leuten aller Religionen mit Nutzen gelesen werden. Die hiesige Geistlichkeit (in Wien) habe freilich das Buch unterdrücken wollen; denn tugendsame Menschen zu bilden sei just nicht der wahre Gegenstand „ihrer theologischen Giftmischereien." —

4. Nicolai (1737 — 1820).

Verlassen wir den katholischen Süden, so bildet Ludw. Heinr. von Nicolai (aus Straßburg, Kabinetssekretair und Bibliothekar des Großfürsten Paul in Petersburg) den schicklichsten Uebergang nach Norden.

*) In einem Abendlied z. B. wird in Gebetsform auseinandergesetzt: „daß Gott uns mit Fleisch und Haut und nicht wie Cherubim gebaut habe; Er habe in uns gewebt was noch Menschliches an uns klebe u. s. w. — Und in einem Scherzgedichte: „An die Hofdamen Ihrer Königlichen Hoheit der Prinzessin Amalie; Im Gefängniß zu Magdeburg" 1759 (das für den Ton jener Zeit und für das Maß des Erlaubten um so bemerkenswerther ist, da es — nach Trenk's Versicherung — bei Hofe gnädig aufgenommen wurde) preist er sie dafür „daß sie Fleisch und Blut fühlen, da Engel auf Erden nicht taugen; Göttinnen dürften sie nicht werden, sonst taugten sie nicht zur Freude" u. s. w.

In seinen „vermischten Gedichten“ (9 Bände 1787 — 1786) haben wir das vollkommenste Abbild der Wielandischen Muse in ihrer zweiten naturalistisch-epikureischen Periode. Ueberall ein Beklatschen der Gewandtheit die listig zu bethören und schlau zu genießen weiß; überall im Hintergrunde ein Bezweifeln aller höheren weiblichen Tugend im Prüfungsfeuer der Versuchung.

Dieser Geschmack und Ton führte ihn (wie Wieland) auf die Spur der leichteren erotischen Poesie der Italiener, und zu Nachahmungen wie „Reinhold und Angelika“ (nach Bojardo dem Vorgänger Ariost's) und dem „Zauberbecher“ (nach Ariost) — ein inhaltloses nur die Sinne spannendes Geschwätz in der Manier der Wielandischen gereimten Romane.

5. Heinse (1749 — 1803).

Durch seine frühesten literarischen Versuche und durch ein Element das auch theilweise durch seine späteren Schriften sich hinzieht, nimmt Wilhelm Heinse (aus Langenwiesen in Thüringen) eine Stelle hinter Wieland ein; doch verdient ein anderes Element in ihm noch besonders im Zusammenhange mit Goethe gewürdigt zu werden.

An Gleim und Wieland hatte er sich — nach seiner eigenen Aussage*) — als Jüngling herangebildet; später erkaltete sein Verhältniß zu Wieland als dieser seinen geistigen Sohn verkannte; wenigstens klagt Heinse in einem Briefe an Sömmerring (1796) „das alte eitle Kind Wieland habe schon mehrmahls über Laïdion und Ardinghello geflennt.**)

Es gehört mit zum Spiegel der Zeit wenn wir sehen, wie der im Revolutionskriege flüchtige Kurfürst von Maynz und sein Coadjutor von Dalberg nebst Gefolge in Aschaffenburg den Ernst der Zeit in Heinse's Ardinghello und Hildegard von Hohenthal zu vergessen suchten (1795).

---

*) In einem Briefe an Gleim aus Erfurt 18. Novemb. 1770 sagt er: „Mein guter Genius zeigte mir den Weg nach Erfurt, und hier lehrte mich Wieland . . . Sie kennen den großen Mann! Ihr Genius und der Wieland'sche sind in dem Griechenlande des Platonischen Himmels von den Musen und Grazien auf Rosen erzogen . . . und auf diese Unterwelt herabgesandt worden, um das menschliche Geschlecht glückselig zu machen.“ (Sämmtl. Schriften, herausgeg. v. Laube 1838. — VIII. 6.)

**) Sömmerring's Leben, von Rudolf Wagner. B. II.

6. Meißner (1753 — 1807).

In Darstellung und Gesinnung schließt sich A. G. Meißner (in Berlin) durch seine Skizzen und historischen Romane an Wieland an, den er auch im Alcibiades als seinen Meister preist indem er sich weigert: „nach einer so meisterhaften Schilderung als Wieland uns im Agathon von Aspasien geliefert, noch etwas von ihr zu sagen.“

Wie alle Naturalisten mißt er das Sittliche am Nützlichen was in seiner Agnes Sorell schon der weitere Titel unzweideutig verräth. Auch im „Alcibiades“ (1785, zweite Auflage) werden die nöthigen Grenzen des Genusses nur an den „Folgen“ erkannt. Mit Wielandischer Sophistik rechtfertigt er die sittliche Richtung des Buches damit: daß ja „den jungen Griechen Manches frei gestanden was dem jungen Deutschen Sitten und Religion verbieten; ob denn das was auch Warnung sein könne (?) gerade Nachfolger erwecken müsse?“ — Genau so wie der moderne französische Dichter (Sue) läßt Meißner seinen Sokrates den Versuch machen ausschweifende Jünglinge durch sentimentalen Philanthropismus zu heilen und die Wohlthätigkeit als einen moralischen Genuß zu behandeln der die roheren Genüsse verdrängen solle.

7. Thümmel (1738 — 1817).

M. A. von Thümmel erklärte sich schon in einer seiner ersten Schriften („Inoculation“) durch den Inhalt und durch die Widmung an Weiße als ein Schüler Wieland's den man auch anfangs für den Verfasser ansah.*) „Die freien sichern Zeiten Horazens und Properzens — heißt es in jener Widmung — stelle er sich reizend vor wo man sich um die Menschlichkeiten Andrer nicht bekümmert und wo kein Cicero gerufen habe: Wer einen Wieland liebt der ist ein Bösewicht.“ —

Trotz dem leichten Tone dieser Jugendschriften eifert er doch in einem Gedichte an seinen Freund Bose (1764) gegen den französischen

*) Wieland schrieb selbst an seinen Verleger Reich darüber 1771: „Viele Leute glaubten meine Manier in diesem Gedicht zu erkennen ... Ich wollte daß es so wäre; es sind Stellen darin die dem größten Dichter Ehre machten; und in dem Ganzen herrscht eine Eleganz eine Leichtigkeit ein guter Ton die bei unsern Dichtern noch selten gefunden werden.“ — (Thümmels Leben von Gruber 1819. — VII. 92.)

Geist des Leichtsinns „der den schwachen Deutschen mit dem stolzen Namen der großen Welt rühre und den Saamen der Tugend im Herzen ersticke." — Und in der Vorrede zu seiner „Wilhelmine" (1764) weist er den Vorwurf zurück „daß er etwas Böses gegen die Religion und ihre Diener im Schilde führe. Niemand könne mehr Ehrerbietung gegen die Religion und Hochachtung gegen vernünftige Geistliche haben als er. Ihm gelte der Ruhm eines guten Christen mehr als das Lob eines glänzenden Genies; aber er mache keine Umstände: eben so herzhaft über Kober's „Kabinetsprediger" zu lachen als er einen Cramer und Schlegel mit stillem Ernste und gerührtem Herzen lese."*) So glaubte er damals Cramer und Wieland, Theismus und Naturalismus friedlich neben einander beherbergen zu können.

Thümmel's bekanntestes und bedeutendstes Werk sind seine „Reisen in die mittäglichen Provinzen von Frankreich" (1791 — 1805), wozu er den Stoff und den Farbenton auf seinen Reisen sammelte und in Wieland's glatter oft schlüpfrig spielender Manier verarbeitete.**) Der Gedanke den er in diesem Buche „ausspinnen" wollte, war seinem eignen Urtheile (an Weiße 21. Febr. 1794) zufolge der: „daß aus Aberglauben Verderbniß der Sitten und daraus Umsturz des Staates erfolge, um einer andern Generation möglich zu machen: der Natur wieder zu ihren Rechten zu helfen." —

In diesen letzten Worten: „der Natur wieder zu ihren Rechten zu helfen" liegt die Achse der ganzen Schrift; sie will die Krankheiten ihrer Zeit: Ueberreizung sinnliche und geistige Ausschweifung und Abspannung, Heuchelei und Unnatur — durch die Rückkehr zur Natur heilen, und zwar faßt sie diese Rückkehr nicht (wie Rousseau) als ein Abstreifen al-

---

*) Von Thümmel ist auch noch ein geistliches Lied vorhanden, das ursprünglich für Zollikofer's Sammlung bestimmt war, statt dessen aber in das Neue Koburgische Gesangbuch aufgenommen wurde. Es ist im Tone der Cramer und Schlegel:

„Wie viele Freuden dank ich dir
Die du mir, Herr, verliehen!
Und wie viel Sünden hast du mir
Aus Gnaden nicht verziehen!" —

**) Jakob's ungemessenes Lob ist hienach zu beschränken: „Die Poesie — schreibt er — trat durch Thümmel in dem Glanz edler Würde (?) und schönen Anstandes auf, ohne Steifigkeit und höfische Leerheit und mit allen Grazien zarter Leichtigkeit zierlichen Witzes unschuldiger (?) Schalkheit und reizender Tändelei umgeben, die der Weltgebrauch zwar nicht schafft aber erzieht." —

ler Cultur sondern (wie Wieland) als einen leichtblütigen in den Tag hineinlebenden Naturalismus; wie dies die Vorschrift des Arztes in Straßburg weiter ausführt (I. 139): „Du hast viele Umwege genommen um dich von der Natur zu entfernen; jetzt nimmt sie eben so viele, ehe sie sich wieder zu dir findet. — Du gehst zu deinem Glücke in das Land des Leichtsinns; nutze diesen Umstand zu deiner geistigen und körperlichen Genesung, wie ihn Andere zu ihrem Verderben mißbrauchen. Suche den Scherz und das Lachen auf, wo du es antriffst. Meide alle Schriftsteller und Bibliotheken. — Suche nirgends Erbauung als in den Wäldern unter dem Gesange der Vögel und an dem rieselnden Bache. — Deine Weisheit lehre dich mit den Thorheiten und Schwachheiten der Menschen zu spielen. — Weise auch nicht gleich jede schalkhafte Leidenschaft die bei dir anklopft wie einen Betler von dir!" —

Er fühlt so lebhaft daß viele Stellen seines Buches einer sittlichen Rechtfertigung bedürfen, daß er mehrmals auf jene diätetische Beurtheilung zurückkommt: „Die Nachwelt — ruft er II. 426 — könne seine Arzneien zu den übrigen Excrementen unsers Jahrhunderts als unnütze verdorbene Waare werfen! —. Er wolle nur die verschobene Einbildungskraft erst so weit wieder in Ordnung bringen daß uns die gewöhnliche Hausmannskost (Schönheit und Natur) nicht länger widerstehe." *)

Unter den verschiedenen Arten der Unnatur und Ueberspannung verfolgt er mit besonderer Vorliebe den religiösen Aberglauben und die ihn benutzende Heuchelei, wozu ihm die damaligen kirchlichen Zustände des südlichen Frankreichs besonders des katholischen Klerus reichlichen Anlaß gaben. Gegen Mönche und Klöster als Verführer der Unschuld schleudert er seinen Bannfluch; gegen die zweizüngige die Gewissen einschläfernde Moral der Jesuiten seine witzigste Persiflage: „Auf allen Seiten (der jesuitischen Casuisten) strahlten mir die herrlichsten Anweisungen entgegen — sich mit Ehren aus den schlüpfrigsten Händeln seines

---

*) Darum lehrt er so nachdrücklich: „Häusliches Glück sei auf dieser Welt das Einzige was der Mühe lohne. — In nichts anderm bestehe menschliche Glückseligkeit als in einfacher Lebensart mäßigem Auskommen leidlicher Gesundheit und den Freuden und Folgen einer sittlich reinen Liebe. Ein liebendes Weib sei wie das Reich Gottes; nach diesem müsse man zuerst trachten. (Sein engbegrenzter naturalistischer Gesichtskreis hatte also für das Glück des wahren „Reichs Gottes" keinen oder wenig Raum!)

Gewissens zu ziehen, und mit Hülfe kleiner artiger Distinktionen sich über alle Fehltritte zu beruhigen ... Ich gehe nun als der eifrigste Anhänger einer Gesellschaft zu Bette der es nicht fehlen kann .... trotz der kleinen Kränkungen die sie in unsern Zeiten erlitten hat, an allen Enden der Erde Proselyten zu machen." —

Zuweilen spielt auch ein Ton jenes idyllischen Philanthropismus mit hinein den wir schon bei Wieland und Alxinger angetroffen: Er wolle Liebe und Ehe so reizend malen daß Krieg und alle „mordlustige Gedanken" von unserm freundlichen Erdballe verscheucht würden; darum hasse er die „blutdürstige Kaste der kriegführenden Fürsten; von denen nur Wenige es verdienten, daß ein gutes Herz sich ihrer Fortdauer annehme." —

Wenn endlich Thümmel am Schlusse auf den Gehalt und sittlichen Werth seines Buches zurückblickt, so giebt er sich der Hoffnung hin: die Offenherzigkeit und Wahrheit seiner Ohrenbeichte werde manchen Verstockten der sich vor Priestern und Leviten weiß brenne, zum ersten Male schaamroth machen.

Die mit dieser Offenheit verbundene Gefahr verhehlt er sich keineswegs (VI. 436): „Leichtsinnige kurzsichtige Jünglinge könnten leicht die Fehltritte deren er so viele begangen, für den allen vernünftigen Menschen gewöhnlichen Fortgang zur Erkenntniß halten, und aus Furcht eine Ausnahme zu machen — immer weiter von der rechten Straße abkommen."

Doch hofft er die von ihm geschilderte Scene des Sterbelagers eines jungen Wüstlings werde zur Enttäuschung seiner Leser hinreichen. *) „Die einst so frischen Bilder seiner geopferten Tage umgaukeln jetzt als verzerrte Masken sein Lager ... und jene der Unschuld abgelockten Schleier fallen jetzt als so viele drückende Leichentücher über sein brennendes Haupt .... Aerzte Philosophen und Priester stehen niedergeschlagenen Gesichts vor dem nach Beruhigung Aechzenden; denn welch eine

*) Domherr Meyer erzählt (in einem Briefe an Thümmel 1800) er habe seinem Garten-Nachbar Klopstock in Hamburg den siebenten Band der „Reisen" mitgetheilt; der sechs und siebenzigjährige Greis habe mit jugendlichem Feuer über den Eindruck geredet den die Lektüre desselben auf ihn gemacht. — Thümmel selbst hatte früher bei einem Besuche in Hamburg an Klopstock zu seiner Verwunderung einen Mann nach seinem Herzen gefunden: „einen muntern scherzhaften Mann der die bonne chaire liebt wie ich." —

Kunst und Wissenschaft vermöchte solch ein Verschmachten diese Seelenangst dies Grausen vor der Zukunft zu heben?" —

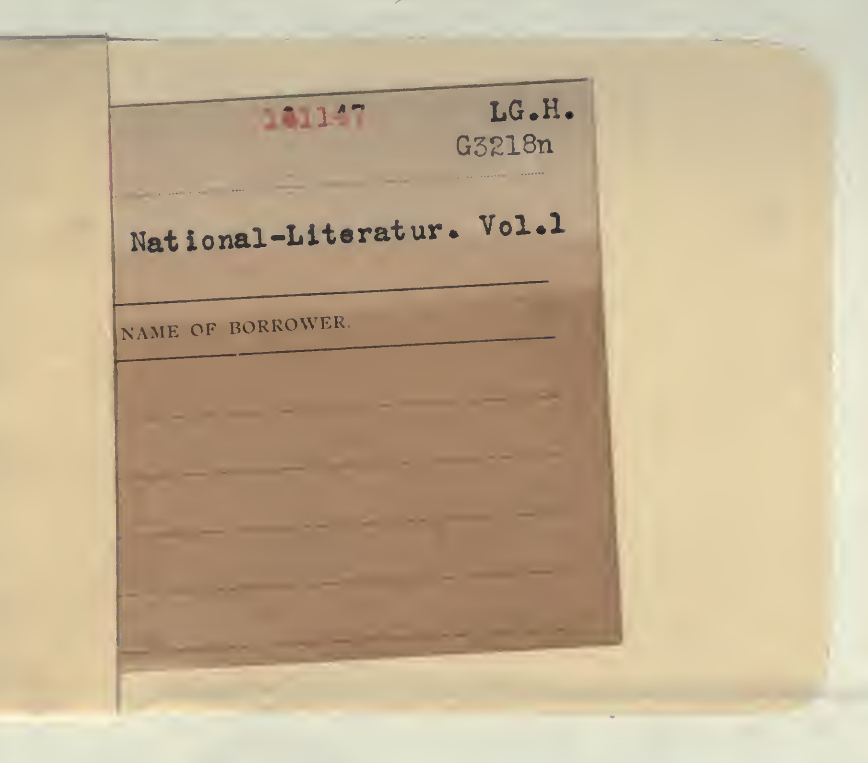
Dieser Erguß eines sittlich empörten Herzens — meint Thümmel — werde der beste Temperirtrank sein den er seinen jungen Lesern neben jenen französischen Philtres vorsetzen könne, die er an der Grenze gegen deutsche Quacksalbereien eingetauscht. —

Es fragt sich nur: ob der Umweg auf welchem er uns zu diesem Ziele führt nicht viel zu lang und viel zu glatt geworden? —

Druck von Fr. Ries in Leipzig.







161147
LG.H.
G3218n
National-Literatur. Vol.1
NAME OF BORROWER.

